

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badischer Volks-Kalender**

1913

[urn:nbn:de:bsz:31-336895](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336895)

OZ

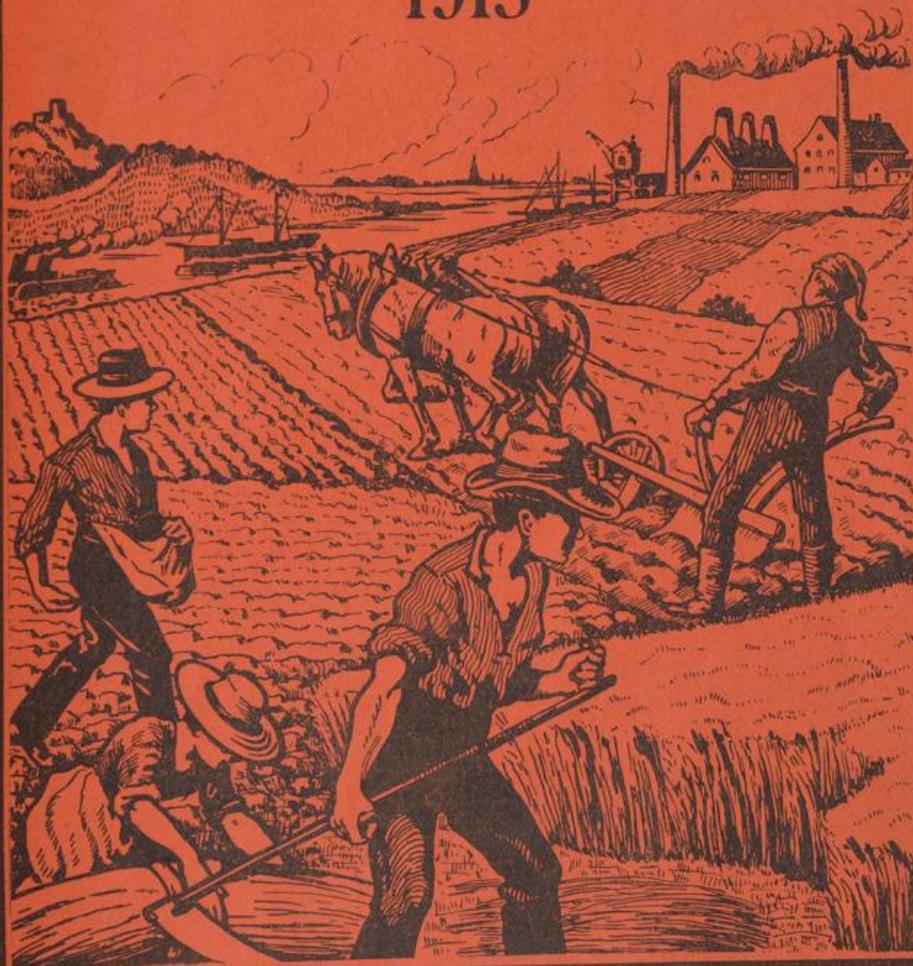
B 833,

1910-13



Preis 25 Pfennig.

# Badischer Volks-Kalender 1913



Verlag des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Badens.  
Druck der Mannheimer Altendruckerei A. G., Mannheim.

# Adressenverzeichnis.

## Partei Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands:

Berlin SW 68, Lindenstraße 3.

## Landesvorstand der Sozialdemokratischen Partei Badens:

Vorsitzender: Ant. Geiß, Mannheim, S 1, 15.

Sekretär: Karl Hahn, Mannheim, J 2, 15a.

### Bezirks-Sekretariate:

Oberbaden: 1.—6. Kreis: Sekretär Wilhelm Engler, Freiburg, Kaiserstraße 35.

Mittelbaden: 7.—10. Kreis: Sekretär Oskar Trinks, Karlsruhe, Bahnhofstr. 50.

Unterbaden: 12., 13. und 14. Kreis: Sekretär Emil Maier, Heidelberg, Neugasse 5. Telephon Nr. 1834.

### Sekretariat für den 11. bad. Reichstagswahlkreis:

Sekretär: Georg Strobel, Mannheim, R 3, 14 II. Telephon Nr. 1974.

### Vorsitzende der sozialdemokr. Reichstagswahlkreisvereine

1. Kreis: Otto Korm, Singen a. S.
2. " Mathias Faust, Hornberg b. Triberg.
3. " Adolf Müller, Landtagsabg., Schopfheim.
4. " Friedr. Breitenfeld, Lörrach.
5. " L. Riedmüller, Freiburg, Klarastraße 56.
6. " Georg Richter, Lahr-Burgheim.
7. " Peter Haberer, Offenburg, Gerberstraße 3.
8. " D. Mellert, Kastatt, Plöberstraße 12.
9. " Fr. Weber, Landtagsabg., Durlach, Auerstr. 52.
10. " Fr. Sigmund, Karlsruhe, Marienstraße 22.
11. " Richard Böttger, Mannheim, F 4, 8/9.
12. " Chr. Stolz, Heidelberg, Hauptstraße 113 a.
13. " Josef Munding, Bretten, Bahnhofstraße.
14. " Adam Kögler, Grünsfeld.

### Arbeitersekretariate:

Mannheim: „Gewerkschaftshaus“ F 4, 8/9, Sekretär Rich. Böttger.

Karlsruhe: Kurvenstraße 19, Sekretär Albert Willi.

Pforzheim: Destr. Karl Friedrichstraße 37, Sekretär Arthur Dietrich.

Freiburg: Moltkestraße 30, Sekretär Phil. Marzloff.

Heidelberg: Neugasse 5, Sekretär Otto Thomas.

## Beachtenswerte Adressen

einer Anzahl sozialpolitischer Anstalten und Behörden, mit welchen sich Arbeiter häufiger zur Wahrung ihrer Interessen in Verbindung zu setzen haben:

### Badische Fabrikinspektion:

Karlsruhe: Leopoldstraße 7. Sprechstunde während der üblichen Bureaustunden.

## Berufsgenossenschaften:

Steinbruchs-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Karlsruhe, Waldstraße 44.

Berufsgenossenschaft der Feinmechanik, Sektion VIII in Karlsruhe, Leopoldstraße 45.

Südd. Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaft, Sektion IV in Mannheim, Luisenring 15.

Südd. Edel- und Unedelmetall-Berufsgenossenschaft, Sektion III in Pforzheim, Zerrenerstr. 1.

Töpferei-Berufsgenossenschaft, Sektion VIII in Freiburg i. Br.

Berufsgenossenschaft der Chemischen Industrie, Sektion VI in Mannheim, Luisenring 15.

Berufsgenossenschaft der Gas- u. Wasserwerke, Sektion VIII in Karlsruhe, Kaiserallee.

Südd. Textil-Berufsgenossenschaft, Sektion IV in Freiburg i. Br., Glümerstr. 17.

Seiden-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Freiburg i. Br., Glümerstr. 17.

Papiermacher-Berufsgenossenschaft, Sektion III in Freiburg i. Br., Glümerstr. 17.

Papier-Verarbeitungs-Berufsgenossenschaft, Sektion VII in Lahr.

Südwestdeutsche Holz-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Karlsruhe, Gartenstr. 39.

Müllerei-Berufsgenossenschaft, Sektion XII in Mannheim, Luisenring 15.

Brauerei- und Mälzerei-Berufsgenossenschaft, Sektion II in Karlsruhe, Leopoldstr. 45.

Berufsgenossenschaft der Schornsteinfeger, Sektion XII in Freiburg i. Br., Egonstr. 13.

Südwestl. Baugewerks-Berufsgenossenschaft, Sektion I in Mannheim, Luisenring 15. Sektion II in Karlsruhe, Leopoldstr. 45. Sektion III in Freiburg i. Br., Franziskanerstr. 3.

Lagererei-Berufsgenossenschaft, Sektion VII in Mannheim.

Fuhrwerks-Berufsgenossenschaft, Sektion XXXII in Mannheim, U 1, 23.

Westdeutsche Binnenschiffahrts-Berufsgenossenschaft, Sektion I in Mannheim, F 8, 8.

Badische landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft in Karlsruhe, Kriegstr. 47 b.

### Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung:

Karlsruhe, nördliche Hildapromenade 1.

Mannheim, Rupprechtstraße 2 II.

Freiburg, verlängerte Kaiserstraße.

Konstanz.

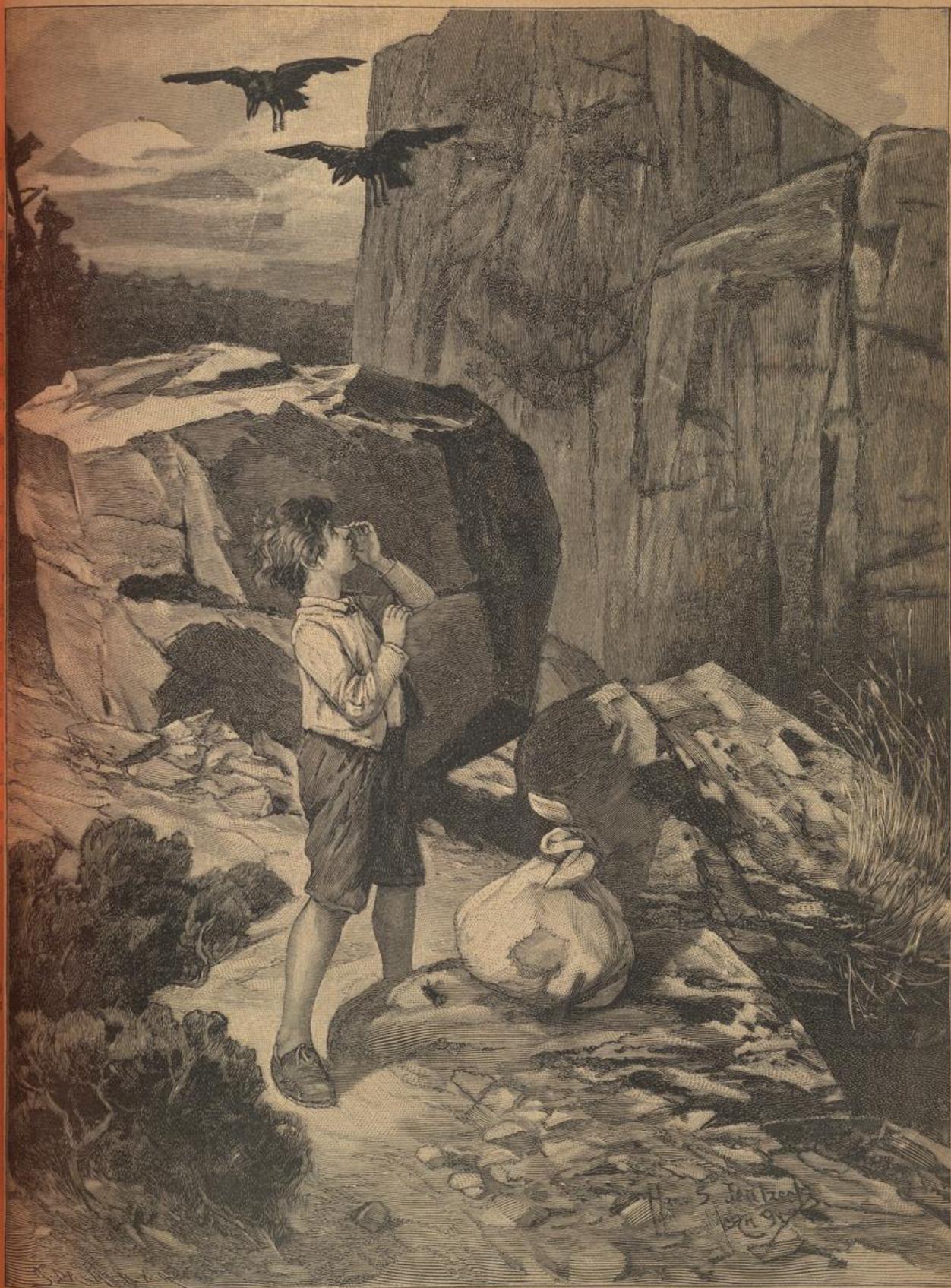
Das Schiedsgericht für den Betrieb der Bad. Staats-Eisenbahnen und Salinen befindet sich in Karlsruhe, Erbprinzenstraße 15.

### Landesversicherungsanstalt Baden:

Karlsruhe, Kaiserallee 8.

### Landesversicherungsamt:

Karlsruhe, Schloßplatz 19.



Rübezahl. (Text umstehend.)

# Rübezahl.

Von Ferdinand Freiligrath.

Num werden grün die Brombeerhecken;  
Hier schon ein Veilchen — welsch ein Fest!  
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,  
Und auch der Buchfink baut sein Nest.  
Der Schnee ist überall gewichen,  
Die Koppe nur sieht weiß ins Tal;  
Ich habe mich von Haus geschlichen,  
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:  
Rübezahl!

Hört er's? Ich seh' ihm dreist entgegen!  
Er ist nicht böß! Auf diesen Block  
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —  
Es ist ein richt'ges volles Schock!  
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!  
Kein bess'res wird gewebt im Tal. —  
Er läßt sich immer noch nicht sehen!  
D'rum frischen Mutes noch einmal:  
Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,  
Daß er uns hilft in uns'rer Not!  
O, meiner Mutter blasse Wangen —  
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!  
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —  
Fänd' er auch Käufer nur einmal!  
Ich will's mit Rübezahl versuchen —  
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:  
Rübezahl!

Er half so vielen schon vor Zeiten —  
Großmutter hat mir's oft erzählt!  
Ja, er ist gut den armen Leuten,  
Die unverschuldet Elend quält!  
So bin ich froh denn hergelaufen  
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!  
Ich will nicht betteln, will verkaufen!  
O, daß er käme! Rübezahl!  
Rübezahl!

Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,  
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!  
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele  
Gleich schöne liegen noch zu Haus!  
Die nähm' er alle bis zum letzten!  
Ach, fiel auf dies doch seine Wahl!  
Da löst' ich ein selbst die verletzten —  
Das wär' ein Subel! Rübezahl!  
Rübezahl!

Dann trät' ich froh ins kleine Zimmer,  
Und rief: Vater, Geld genug!  
Dann flucht er nicht, dann sagt er nimmer:  
Ich web' euch nur ein Hungertuch!  
Dann lächelte die Mutter wieder  
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl!  
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —  
O käm' er, o käm' er! Rübezahl!  
Rübezahl!

So rief der dreizehnjäh'ge Knabe;  
So stand und rief er matt und bleich.  
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe  
Flog durch des Gnomen altes Reich.  
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,  
Bis daß es dunkel ward im Tal,  
Und er halblaut mit zuckendem Munde  
Ausrief durch Tränen noch einmal:  
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen  
Und zitterte, und sagte: Su!  
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen  
Dem Jammer seiner Heimat zu.  
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,  
Matt von der Bürde, die er trug.  
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen  
Zum Hunger- bald das Leichentuch!  
— Rübezahl?!

# Badischer Volks = Kalender

für das Jahr

1913

## Inhalts - Verzeichnis :

	Seite		Seite
Kalendarium . . . . .	6—17	Politischer Rückblick . . . . .	48
Der Dorf lump . . . . .	19	Rück- und Ausblick im Lande Baden . . . . .	50
Houget de Visle . . . . .	25	Der Taler . . . . .	53
Demokratie und Sozialismus im alten Griechenland . . . . .	27	Gesundheitspflege . . . . .	56
Die großen Utopisten . . . . .	31	Hauswirtschaftliches . . . . .	57
Polizist, Hund und Stoc . . . . .	33	Statistisches . . . . .	59
Soziale Strömungen des Jahres 1848 . . . . .	39	Posttarife . . . . .	62
Christentum und Arbeiterkampf . . . . .	41	Verzeichnis der Messen und Märkte in Baden . . . . .	63
Der rote Reichstag . . . . .	43	Humoristisches . . . . .	52, 55, 58, 61
Genossenschaft und Sozialismus . . . . .	44	Gedichte . . . . .	2, 18, 38, 43, 54
Die Reichsversicherungsordnung . . . . .	46		

Verlag des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei  
Badens.

Druck der Mannheimer Aktiendruckerei A.-G., Mannheim.

alk

OZB 833 / 1913

**Kalender der Israeliten für das Jahr 5673/5674.**

<b>5673</b>		
Januar 9.	Schebat 1.	
Februar 8.	Adar 1.	
21.		14. Klein-Purim
März 10.	Beadar 1.	
20.		11. Fasten-Esther
23.		14. Purim
24.		15. Schuschchan-Purim
April 8.	Nisan 1.	
22.		15. Passahianfang *
23.		16. Zweites Fest *
28.		21. Siebentes Fest *
29.		22. Achtes Fest *
Mai 8.	Sjar 1.	
25.		18. Lag-Beomer
Juni 6.	Sivan 1.	
11.		6. Wochenfest *
12.		7. Zweites Fest *
Juli 6.	Tammuz 1.	
22.		17. Fasten, Tempeleroberung
August 4.	Ab 1.	
12.		9. Fasten, Tempelverbrennung
September 3.	Elul 1.	
<b>5674</b>		
Oktober 2.	Tischnri 1.	Neujahrsfest *
3.		2. Zweites Fest *
5.		4. Fasten-Gedaliah
11.		10. Versöhnungsfest *
16.		15. Laubbüttenfest *
17.		16. Zweites Fest *
22.		21. Palmfest
23.		22. Laubbüttenende *
24.		23. Geseßesfreude *
November 1.	Marcheschwan 1.	
30.	Kislev 1.	
Dezember 24.		25. Tempelweihe
30.	Tebeth 1.	

Die mit \* bezeichneten Festtage werden streng gefeiert.

**Die vier Jahreszeiten.**

Der Frühling beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widlers den 21. März, 6 Uhr vormittags. Frühlings Tag- und Nachtgleiche.  
 Der Sommer beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses den 22. Juni, 2 Uhr morgens. Sommerjohonnenwende; längster Tag, kürzeste Nacht.  
 Der Herbst beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage den 23. September, 5 Uhr nachmittags. Herbstes Tag- und Nachtgleiche.  
 Der Winter beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks den 22. Dezember, 12 Uhr mittags. Winterjohonnenwende; kürzester Tag, längste Nacht.

**Wie die Feste fallen von 1914 bis 1925.**

Jahr	Aschermittw.	Ostern	Himmelfahrt	Pfingsten
1914	25. Februar	12. April	21. Mai	31. Mai
1915	17.	4.	13.	23.
1916	8. März	23.	1. Juni	11. Juni
1917	21. Februar	8.	17. Mai	27. Mai
1918	13.	31. März	9.	19.
1919	5. März	20. April	29.	8. Juni
1920	18. Februar	4.	13.	23. Mai
1921	9.	27. März	5.	15.
1922	1. März	16. April	25.	4. Juni
1923	14. Februar	1.	10.	20. Mai
1924	5. März	20.	29.	8. Juni
1925	25. Februar	12.	21.	31. Mai

**Allgemeine bürgerliche Feiertage.**

Allgemeine bürgerliche Feiertage, an denen Rechts- und gerichtliche Geschäfte stille stehen, sind außer den Sonntagen folgende: Neujahr, Karfreitag, Ostermontag,

Christi Himmelfahrtstag, Pfingstmontag, Fronleichnamstag, Peter und Paul, Maria Himmelfahrtstag, Weihnachten.

Vom Internationalen Arbeiterkongreß in Paris ist im Jahre 1889 beschlossen worden, den 1. Mai zu feiern und zwar durch Demonstrationen für die Erreichung des achtstündigen Normalarbeitstages und des allgemeinen Weltfriedens.

**Das Jahr 1913 ist**

seit Beginn unserer Zeitrechnung	das 1913
Erkaffung der Welt nach der Zeitrechnung der griechisch-katholischen Kirche	7421
Erkaffung der Welt nach jüd. Zeitrechnung	5674
Entstehung der Erde nach Berechnungen der Naturforscher ungefähr das	4,000,000,000
Erbauung der Pyramiden	das 3240
der Hermannschlacht im Teutoburger Walde	2001
Einführung des julianischen Kalenders	1958
der Zerstörung Jerusalems	1843
der Zeitrechnung der Mohammedaner	1330
Erfindung des Geschüzes und Pulvers	533
Erfindung der Buchdruckerkunst	473
Entdeckung Amerikas	421
der Reformation Luthers	396
Einführung des gregorianischen Kalenders	331
Erfindung der Fernrohre	304
Verdammung des durch Galiläi verteidigten copernicanischen Weltstems	280
Erfindung der Pendeluhren	256
Erfindung der Dampfmaschine durch Watt	215
Einführung des verbesserten Kalenders	213
der ersten französischen Revolution	124
Einführung der Schuhblättern	118
Erfindung der Steinkohlen-Gasbeleuchtung	106
der ersten Eisenbahn in Deutschland	78
Erfindung des elektrischen Telegraphen	76
der deutschen März-Revolution	65
Begründung der deutschen Sozialdemokratie	50
Neuerichtung des Deutschen Reiches	42

**Sichtbarkeit der Planeten.**

Neptun ist in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt worden. Er ist am weitesten von der Sonne entfernt, erscheint als ein Stern achter Größe und ist daher dem bloßen Auge unsichtbar.

Uranus wurde am 13. März 1781 von Herschel entdeckt. Er erscheint als Stern sechster Größe und ist nur unter sehr günstigen Umständen für ein scharfes Auge sichtbar. Der Planet wird von 4 Monden begleitet.

Saturn war schon im Altertum bekannt. Er erscheint als Stern zweiter Größe in rötlichem Licht und ruhigem Glanz und ist in den Herbst- und Wintermonaten am leichtesten zu finden. Zu Anfang des Jahres steht er bei Eintritt der Dunkelheit schon ziemlich hoch am Himmel. Er geht in den ersten beiden Monaten in den frühen Morgenstunden, von Mitte März an dagegen schon vor Mitternacht unter. Er nähert sich dann immer mehr in den ersten Abendstunden dem westlichen Horizont und wird nach Anfang Mai wegen seiner scheinbaren Annäherung an die Sonne ganz unsichtbar. In den ersten Tagen des Juli erscheint er wieder im Nordosten kurz vor Tagesanbruch. In den ersten Tagen des August geht er schon vor Mitternacht auf und wird nun immer früher am Abend sichtbar. Von Mitte November bis über die Mitte des Dezember hinaus steht der Planet die ganze Nacht hindurch am Himmel und ist am Ende des Jahres noch 13 Stunden lang sichtbar. Dem Monde scheinbar nahe kommt der Planet während der Zeit seiner Sichtbarkeit am 18. Januar, 14. Februar, 14. März, 10. April, 7. Mai, 29. Juli, 26. August, 29. September, 19. Oktober, 16. November und 13. Dezember. Am 22. Juli ist er in der Nähe der Venus etwa 2/3 Vollmondsbreiten nördlich derselben und am 24. August eben soweit südlich vom Planeten Mars zu finden.

Jupiter glänzt in rubigem gelblichen Licht und ist die Zeit der bequemsten Sichtbarkeit die Sommermonate; wegen der kurzen Sommernächte und seines südlichen Standes am Himmel aber nie von langer Dauer. Gegen Mitte Januar wird er auf kurze Zeit in der Morgendämmerung sichtbar. Mitte Mai geht er kurz vor Mitternacht auf und von Mitte Juni bis in die zweite Hälfte des Juli ist er die ganze Nacht 4 bis 5 Stunden am südlichen Himmel zu sehen. Von da nimmt die Dauer der Sichtbarkeit wieder schnell ab. Mitte Oktober beträgt sie nur noch 3 und Mitte November wenig über 2 Stunden. Mit dem Ende des Jahres verschwindet der Planet ganz in den Strahlen der Sonne. In die scheinbare Nähe des Mondes kommt er an folgenden Tagen: 2. Februar, 2. und 30. März, 26. April, 23. Mai, 20. Juni, 17. Juli, 13. August, 9. September, 6. Oktober, 3. November, 1. und 29. Dezember. Der Planet wird von 8 Monden umkreist.

Mars erscheint dem bloßen Auge in auffallend rotem Licht. Der Planet ist am besten in den Herbst- und Wintermonaten zu sehen. In den ersten 5 Monaten bleibt er unsichtbar und erscheint erst Anfang Juni kurze Zeit morgens am östlichen Himmel. In der zweiten Hälfte des Juli geht er in den späten Abendstunden auf. Ende September steht er bei Sonnenaufgang hoch im Meridian, so daß er über 7 Stunden lang sichtbar ist. Er geht nun immer früher am Abend auf und steht in der zweiten Hälfte des Dezember die ganze Nacht hindurch am Himmel. Die Dauer der Sichtbarkeit ist dann 14 Stunden. Dem Mond scheinbar nahe kommt der Planet am 29. Juni, 28. Juli, 26. August, 23. September, 22. Oktober, 18. November und 15. Dezember.

Venus — Morgen- und Abendstern — erscheint wegen ihres blendend weißen Lichtes als der schönste Stern am Himmel; zur Zeit ihres größten Glanzes kann sie, wenn man nur ihre Stellung genau kennt, sogar bei Tage mit bloßem Auge gesehen werden. In den ersten Monaten des Jahres erscheint sie als Abendstern. Als solcher strahlt sie Mitte März in besonders hellem Glanze. Die Dauer der Sichtbarkeit, die 3 bis 4 Stunden währt, nimmt indessen schnell ab, um mit Ende April ganz aufzuhören, da der Ort des Planeten sich dem der Sonne immer mehr nähert. Ende Mai erscheint sie wieder in ihrem größten Glanze als Morgenstern, doch ist ihre Sichtbarkeit noch nicht von langer Dauer. Mitte August beträgt sie 3 Stunden, um bis zum Ende des Jahres wieder bis auf  $\frac{1}{4}$  Stunde abzunehmen. In die scheinbare Nähe des Mondes kommt Venus am 11. Januar, 10. Februar, 11. März, 8. April, 5. Mai, 1. und 30. Juni, 30. Juli, 29. August, 27. September, 27. Oktober, 26. November und 26. Dezember. Am 25. September nähert sich Venus dem hellen Stern Regulus im Sternbilde des Löwen bis auf eine halbe Vollmondsbreite.

Merkur zeichnet sich unter den Planeten durch seinen funkelnden Glanz aus. Die Sichtbarkeit währt immer nur kurze Zeit, weil sie bei seiner geringen Entfernung von der Sonne immer in die helle Dämmerung fällt. Der Planet ist am besten zu sehen: in den ersten Tagen des Jahres etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde am Morgen, Ende Februar bis Mitte März  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{3}{4}$  Stunden des Abends im Westen, in der zweiten Hälfte des August bis zu einer  $\frac{1}{2}$  Stunde des Morgens im Nordosten und Ende November bis in die zweite Hälfte des Dezember morgens  $\frac{3}{4}$  Stunden im Südwesten. In der Nähe der schmalen Mondichel ist der Planet am 9. März und 30. August zu finden; am 2. Dezember kommt er der Venus bis auf etwa 3 Vollmondsbreiten nahe und sieht dann nördlich von ihr.

### Sonnen- und Mondfinsternisse.

Im Jahre 1913 werden drei Sonnenfinsternisse und zwei Mondfinsternisse stattfinden; in unseren Gegenden wird jedoch keine von ihnen sichtbar sein.

### Umlaufzeit, Entfernung und Größe der Planeten.

Die Sonne ist 1253 000 mal größer als die Erde und dreht sich um ihre Achse in 25 Tagen 7 Stunden. Der Mond läuft in 27 Tagen 8 Stunden um die Erde, ist 386 000

Kilometer von ihr entfernt und 49 mal kleiner als diese. Die Erde läuft in 365 Tagen 4 Stunden um die Sonne. Der Durchmesser der Erde beträgt 12 756 Kilometer; ihre mittlere Entfernung von der Sonne ist 149 Millionen Kilometer.

Namen der Planeten	Umlaufzeit um die Sonne			Entfernung von der Sonne in Millionen Kilometer	Größenverhältnis zur Erde
	Jahr.	Tage	Std.		
☿ Merkur . . .	—	88	20	58	19 mal kleiner
♀ Venus . . .	—	224	17	108	um $\frac{1}{10}$ kleiner
♂ Mars . . .	1	321	17	227	7 mal kleiner
♃ Jupiter . . .	11	314	20	775	1289 mal größer
♄ Saturn . . .	29	166	23	1424	654 mal größer
♅ Uranus . . .	84	5	20	2864	87 mal größer
♆ Neptun . . .	164	285	—	4487	105 mal größer

Zwischen Mars und Jupiter bewegen sich kleine Planeten, von denen bis jetzt über 650 bekannt sind, und deren Umlaufzeit zwischen  $1\frac{2}{3}$  und 12 Jahren liegt.

### Die Religionen der Erde.

Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrzehnts gab es in den bis dahin bekannten Ländern der Erde:

Christen . . . . .	432 000 000
Davon Katholiken . . . . .	218 000 000
Protestanten . . . . .	123 000 000
Griechen . . . . .	93 000 000
Verschiedene . . . . .	8 000 000
Mohammedaner . . . . .	120 000 000
Juden . . . . .	8 000 000
Sogenannte Heiden . . . . .	875 000 000
Davon Buddhisten . . . . .	533 000 000
Verehrer der Brahma . . . . .	138 000 000
Fetischanbieter ca. . . . .	204 000 000

Zusammen . . . . . 1 435 000 000

### Zeitunterschiede zwischen mitteleuropäischer Zeit und den Ortszeiten verschiedener Orte.

	M. S.		M. S.
Aachen	+ 35 42	Dusum	+ 23 46
Altona	+ 20 14	Karlsruhe	+ 26 23
Ausbach	+ 17 42	Kiel	+ 19 25
Augsburg	+ 16 23	Königsberg i. P.	— 21 59
Baden i. B.	+ 27 4	Konstanz	+ 23 17
Baunzen	+ 2 20	Leipzig	+ 10 26
Bayreuth	+ 13 37	Lübeck	+ 17 14
Berlin	+ 6 25	Magdeburg	+ 13 25
Bonn	+ 31 37	Mainz	+ 26 54
Braunschweig	+ 17 54	Mannheim	+ 26 10
Breslau	— 8 9	Meiningen	+ 18 22
Chemnitz	+ 7 0	Memel	— 24 34
Coburg	+ 16 8	Merseburg	+ 11 59
Cöln	+ 32 9	Metz	+ 35 18
Darßig	— 14 40	München	+ 13 34
Darmstadt	+ 25 21	Norderney	+ 31 26
Dessau	+ 10 52	Nordhausen	+ 16 44
Dortmund	+ 30 8	Nürnberg	+ 15 41
Dresden	+ 5 5	Oldenburg	+ 27 7
Eisenach	+ 18 39	Plauen	+ 11 27
Elberfeld	+ 31 20	Rosen	— 7 45
Elbing	— 17 31	Potsdam	+ 7 44
Erfurt	+ 15 50	Quedlinburg	+ 15 10
Erlangen	+ 15 59	Regensburg	+ 11 37
Essen	+ 31 55	Saarbrücken	+ 32 2
Frankfurt a. M.	+ 25 15	Speyer	+ 26 14
Frankfurt a. O.	+ 1 47	Stettin	+ 1 41
Görlitz	+ 0 4	Strasburg i. E.	+ 28 55
Galle a. S.	+ 12 9	Stuttgart	+ 23 17
Hamburg	+ 20 6	Tehorn	— 14 27
Hannover	+ 21 2	Weimar	+ 14 40
Heidelberg	+ 25 6	Wiesbaden	+ 27 1
Helgoland	+ 28 28	Würzburg	+ 20 16

Im neuen Jahre Glück  
und Heil!  
Auf Weh und Wunden  
gute Salbe!  
Auf groben Klotz ein  
grober Keil!  
Auf einen Schelmen  
anderthalbe!



Einen großen Gedanken  
im Sinn  
heimlich hegen und tragen,  
Hoch wie auf Fittigen  
hebt es dich hin  
Ueber die täglichen Plagen.

1913	Protestanten	Katholiken	(9)	Himmelserscheinung.
1. W.	Besch. Christi	Besch. Christi		5. 30C, 33C; 6. 23C; 9. 333; 11. 33C, 334; 13. 334; 18. 33C; 21. 2 in Sonnenferne.
M 1	Neujahr	Neujahr		
D 2	Abel, Seth	Macarius		
F 3	Enoch	Genovefa		
S 4	Methusal.	Titus		
2. W.	S. n. Neuj.	S. n. Neuj.		<b>Mondwechsel.</b> ☾ d. 7. Jan. 11 Uhr vorm.; ☽ d. 15. Jan. 5 Uhr nachm.; ☽ d. 22. Jan. 5 Uhr nachm.; ☾ d. 29. Jan. 9 Uhr vorm.
S 5	Simeon	Telesphorus		
M 6	Epyphantias	St. 3 Könige		
D 7	Melchior	Lucian		
M 8	Balthasar	Severinus		
D 9	Kaspar	Julian		
F 10	Paul. Eins.	Agathon		
S 11	Erhard	Hyginus		
3. W.	1. n. Epiph.	1. n. Epiph.		<b>Planeten.</b> Merkur ist nur wen. Tage zu Anfang d. M. auf kurze Zeit a. Morgen sichtbar. - Venus ist sichtbar des Abends am westl. Himmel 3 bis 4 Stdn. - Mars ist unsichtb. - Jupiter wird in d. ersten Hälfte d. Monats auf kurze Zeit des Morg. am südöstl. Himmel sichtbar., am Ende d. Mon. betr. die Dauer der Sichtbar. nahezu 3/4 Stdn. - Saturn steht in den mittleren Abendstunden hoch im Meridian u. ist auf. 11 1/2, a. Ende d. Mon. noch 3/4 Stdn. lang sichtbar.
S 12	Reinhold	Arcadius		
M 13	Hilarius	Gottfried		
D 14	Felix	Felix		
M 15	Habakuk	Maurus		
D 16	Marcellus	Marcellus		
F 17	Antonius	Antonius		
S 18	Prisca	Petri Stuhf.		
4. W.	Septuagesimä	Septuagesimä		<b>Hundertj. Kalender.</b> Vom 1. bis 3. Jan. stürmisch und mäßig kalt; vom 4. bis 6. Schneewetter; vom 7. bis 23. sehr kalt, danach etwas gelinder mit Schnee u. starkem Winde bis zu Ende.
S 19	Ferdinand	Kanut		
M 20	Fab. Sebast.	Fab. Sebast.		
D 21	Agnes	Agnes		
M 22	Vincentius	Vincentius		
D 23	Emerentiana	Emerentiana		
F 24	Timotheus	Timotheus		
S 25	Pauli Bef.	Pauli Befehr.		
5. W.	Sexagesimä	Sexagesimä		
S 26	Polycarpus	Polycarpus		
M 27	Joh. Chryf.	Joh. Chryf.		
D 28	Karl	Karl d. Große		
M 29	Samuel	Frz. v. Sal.		
D 30	Adelgunde	Martina		
F 31	Valerius	Petri Nolas.		

Zafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
4.	u. M. 8.13	u. M. 3.57	u. M. 6.01	u. M. 12.52	Std. M. 7 44	Min. 47
12.	8.09	4.08	10.26	9.35	7 59	46
20.	8.02	4.21	1.07	6.40	8 19	45
28.	7.51	4.36	Morg.	10.00	8 44	44

### Aphorismen von Ludwig Pfau.

Die Religion ist als Regierungsmittel nur für diejenigen unentbehrlich, welche im Staate nicht den Pfleger der allgemeinen Wohlfahrt, sondern den Hüter ihrer Sonderinteressen erblicken.

Das unwandelbare Ziel aller herrschenden Minoritäten, so lange es eine Geschichte gibt, ist die Erhaltung ihrer Klassen-(Klassen-)Herrschaft, um die Kollektivkraft des Volkes auszubedenen und am großen Staatsirog zu schlampampen. Diese Art „konservativer“ Politik ist der Inhalt ihrer Vaterlandsiebe und der Kern ihrer Fürstenberehrung.

An der Korruption ihrer Aristokratien (und Plutokratien) sind alle die verschwundenen Kulturstaaen zugrunde gegangen. Die Bekämpfung der Minoritätsherrschaften ist darum für ein Volk eine Tat patriotischer Selbsterhaltung.

Die offiziellen Kundgebungen strotzen von den schönsten Versicherungen. Die Verfassung gewährt die prächtigsten Dinge: Meinungsfreiheit, Press- und Redefreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, Gleichheit vor dem Gesetz, Oeffentlichkeit der Justiz usw. Aber die Regierungsgewalt verzieht alle diese Herrlichkeiten umzudrehen wie einen Handschuh.

Das Deutsche Reich ist ein Werk militärischer Gewalt, nicht eine Schöpfung politischer Volkskraft, ein Ursprung, dessen fatalen Stempel es zu tragen hat. Es ist unter dem schlimmen Stern Mars geboren, dessen blutiger Glanz verderblich über ihm leuchtet.

Ueber Kriegsbeginn entscheidet der Kaiser unter Zustimmung des Bundesrats. Bei Angriffen auf das Reich der Kaiser allein. Der Reichstag hat das Zusehen; und das Recht, zur Erhebung der Kriegsgelder Ja zu sagen. Den Rest wissen „Wissenschaft und Praxis“ aus dem Satz abzuleiten: „Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten.“ — Preussische Hegemonie!

Es kommt immer ein Augenblick, wo die Gewalt den Dienst versagt.

Sogar die politische Sprache hat man gefälscht: Unterdrückung heißt nun „Freiheit“; Selbstsucht „Nationalismus“; Speichelleckerei und Byzantinerei „Reichstreue“; Raumbastigkeit „Reichsfeindschaft“; Verkommenheit „Macht und Größe“ usw.

Kein verständiger Mensch will unter den nun einmal bestehenden Umständen die Wehrkraft des Landes beeinträchtigen. Aber ein anderes ist die vaterländische, ein anderes die dynastische Organisation des Heeres; ein anderes, die Kaserne als Verfassungsanstalt eines hochmütigen Herrtums und Adels.

Greife zu, laß das Zer-  
klütern,  
Denn vom Zögern stammt  
das Zittern;  
Haust du auch einmal  
daneben,  
Ach, so ist's doch frisches  
Leben!



Verlaß dich auf die Leute  
nicht,  
Sie sind von einer Wiege,  
Wer heute Hofmann  
spricht,  
Ruft morgen Krutzifige.

1913	Protestanten	Katholiken	(C)
S 1	Brigitta	Ignatius	☿
6. W.	Erntedankfest	Quinquages.	
S 2	Mar. Rein.	Mar. Lichtm.	☿
M 3	Blasius	Blasius	☿
D 4	Fastnacht	Fastnacht	☿
M 5	Afchermitt.	Afchermittw.	☿
D 6	Dorothea	Dorothea	☿
F 7	Richard	Romuald	☿
S 8	Salomon	Joh. v. Matha	☿
7. W.	Invoavit	Invoavit	
S 9	Apollonia	Apollonia	☿
M 10	Renata	Scholastica	☿
D 11	Euphrosina	Desiderius	☿
M 12	Quatember	Quatember	☿
D 13	Benignus	Benignus	☿
F 14	Valentinus	Valentinus	☿
S 15	Formosus	Fauftinus	☿
8. W.	Reminiszere	Reminiszere	
S 16	Juliana	Juliana	☿
M 17	Konstantia	Donatus	☿
D 18	Concordia	Simeon	☿
M 19	Sufanna	Gabinus	☿
D 20	Eucherius	Eleutherius	☿
F 21	Cleonora	Cleonora	☿
S 22	Cafimir	Petri Stuhl.	☿
9. W.	Denst	Denst	
S 23	Reinhard	Serenus	☿
M 24	Matthias	Matthias	☿
D 25	Victorinus	Walpurga	☿
M 26	Nestor	Alexander	☿
D 27	Leander	Leander	☿
F 28	Iustus	Romanus	☿

**Himmelserschein.**  
2. A♄; 3. ♃; 5. ♃; 10. ♃; 12. ♃ größte östliche Ausweich. ♀ obere ☉; 14. ♃; 16. ♃.

**Mondwechsel.**  
☾ d. 6. Febr. 6 Uhr vorm.; ☽ d. 14. Febr. 10 Uhr vorm.; ☽ d. 21. Febr. 3 Uhr morg.; ☾ d. 27. Febr. 10 Uhr abends.

**Planeten.**  
Merkur ist gegen Ende d. M. 1/4 Side. am Abend im Südwest sichtbar. - Venus ist d. ganzen Monat hindurch 4 Stdn. lang als Abendstern sichtbar. - Mars bl. unsichtbar. - Jupiter, Dauer d. Sichtbarf. in d. letzten Morgenst. langf. zunehmend bis auf 9/4 Stdn. a. Ende d. M. - Saturn, Dauer der Sichtbarkeit beträgt gegen Ende d. Mon. noch 6 1/2 Stunden.

**Hundertj. Kalender.**  
Vom 1. bis 6. unbest. Wetter, danach hell u. kalt; v. 9. h. 12. trübe und regnerisch; v. 13. bis 17. hell und klar, v. 18. h. 20. gelinde m. Schnee u. Regen, am 21. u. 22. kalter Wind, vom 23. bis zu Ende wechselndes Wetter.

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
4.	u. M. 7.39	u. M. 4.48	u. M. 7.33	u. M. 2.28	Std. M. 9 18	Min. 42
12.	7.26	5.04	9.10	Morg.	9 38	41
20.	7.10	5.19	4.28	7.13	10 09	40
28.	6.50	5.34	2.57	9.25	10 44	40

Alle vier Jahre erfolgt ein Schaltjahr, erstmals wieder im Jahre 1916, in dem der Monat Februar einen Tag mehr als in den Gemeinjahren zählt.

### Politische Gedanken von Mac Donald.

#### Sozialismus und bürgerlicher Staat.

Der bürgerliche Staat kann ebensowenig ungestraft eine Ungerechtigkeit begehen wie der Einzelne. Wer behauptet, daß nur dann vollkommene gesellschaftliche Beziehungen geschaffen werden können, wenn vorher Herz und Gemüt der Menschen verändert worden seien, irrt genau so wie der, der da glaubt, daß man nur gute Gesetze brauche, um eine schöne Lebensführung zu gewährleisten. Das Sittengesetz und das geschriebene Recht bedürfen der wechselseitigen Unterstützung. Der Einzelne und seine soziale Umgebung, das, was er wünscht und was er wünschen sollte, müssen in Uebereinstimmung gebracht werden. Aus diesem Grunde müssen Theorie und Praxis des Sozialismus die politische Tätigkeit einbegreifen und von dem Dasein des bürgerlichen Staates ausgehen.

#### Privateigentum im sozialistischen Staat.

Gerade so wie ein Einzelner ein Recht auf Privateigentum hat, aber kein Recht, sich dadurch reich zu erhalten, daß er armen Leuten Hindernisse in den Weg legt, gerade so hat auch ein Staat das Recht, einen hohen Grad persönlicher Behaglichkeit aufrechtzuerhalten. Die Veranlassung und Motive, die heute zur Kapitalanhäufung anspornen, vom persönlichen Genießen bis zur Testierung seines Vermögens an seine Erben, werden auch unter dem Sozialismus nicht verschwunden sein. Nur eins wird nicht mehr möglich sein. Niemand wird mehr für eigene Zwecke Eigentumsformen monopolisieren und ausbeuten können, die, wenn sie auf privaten Rechtsmitteln beruhen, die Freiheit großer Volksmassen beschränken. Die von dem Sozialismus aufgezwungenen wirtschaftlichen Beschränkungen werden dadurch gerechtfertigt werden, daß sie erforderlich sind, um den Umfang der persönlichen Freiheit auszudehnen und sie weit über die ganze Gemeinschaft auszubreiten. Die Freiheit des sozialistischen Staates wird deshalb eine wirtschaftliche sein. Um dies zu sichern, muß das Privateigentumsrecht auf jene Eigentumsformen beschränkt werden, die für große Teile des Volkes den Privatbesitz in irgend welcher Art nicht unmöglich machen.

#### Weiteres.

Ein ganz Orthodoxer: „Wenn Bürgerlicher in mein Regiment kommt, wird er nur innerhalb der Kaserne beschäftigt als militärischer Kasernenvorsteher, Küchen- und Kantinenstrife, Spritzenmeister und Offiziersbibliothekar! In Offiziersreitschule kann er ja mitreiten.“

Vom Bauerntheater. „Hast d' denn an guten Plaz g'habt, Hias?“ — „Dös glaub' i', meinem Nachbarn, dem Waldmüller, hab' i' während der Vorstellung zehn Zentner Kartoffeln verkauft.“

Von dem ersten Schlag  
und Streich  
Fällt ein großer Baum  
nicht gleich;  
Was auf einmal nicht ge-  
lingt,  
Zeit und Fleiß zuwege  
bringt.



Den Feigling müssen wir  
bedauern,  
Der einzig nur sein Leben  
schätzt,  
Der es nicht froh, mit  
Bonneschauern,  
An eine große Sache setzt.

1913	Protestanten	Katholiken	(☾)
☾ 1	Albinus	Albinus	☾
10. M.	Vätare	Vätare	
☾ 2	Simplicius	Simplicius	☾
M 3	Kunigunde	Kunigunde	☾
D 4	Adrianus	Adrianus	☾
M 5	Friedrich	Friedrich	☾
D 6	Fridolin	Viktor	☾
F 7	Felicitas	Thomas v. Aq.	☾
☾ 8	Philemon	Joh. de Deo	☾
11. M.	Judica	Judica	
☾ 9	Franziska	Franziska	☾
M 10	Henriette	40 Märtyrer	☾
D 11	Rosina	Eulogius	☾
M 12	Gregor	Gregor d. Gr.	☾
D 13	Ernst	Euphrosina	☾
F 14	Zacharias	Mathilde	☾
☾ 15	Christoph	Longinus	☾
12. M.	Palmarum	Palmarum	
☾ 16	Cyriacus	Heribert	☾
M 17	Gertrud	Gertrud	☾
D 18	Anselmus	Cyriillus	☾
M 19	Joseph	Joseph	☾
D 20	Gründonn.	Gründonn.	☾
F 21	Karfreitag	Karfreitag	☾
☾ 22	Kasimir	Oktavian	☾
13. M.	Osterfest	Osterfest	
☾ 23	Oster Sonntag	Oster Sonntag	☾
M 24	Ostermontag	Ostermontag	☾
D 25	Maria Verf.	Maria Verf.	☾
M 26	Emanuel	Ludgerus	☾
D 27	Rupert	Rupert	☾
F 28	Malchus	Guntram	☾
☾ 29	Gustafus	Gustafus	☾
14. M.	Quasimodog.	Weißer S.	
☾ 30	Guido	Quirinus	☾
M 31	Amos	Balbina	☾

**Himmelerstehung.**  
2. ♀ ☾; 4. ♀ in  
Sonnennähe, ☾ ☾; 6.  
♀ in Sonnennähe; 9.  
☾ ☾; 11. ♀ größte östl.  
Ausweich. ☾ ☾; 14.  
♂ ☾; 19. ♀ i. größten  
Glanz; 21. ☾ i. ☾ ☾,  
Frühlgs. Anf. Tag; u.  
Nachtgl.; 28. ♀ untere  
☾ ☾; 30. ♀ ☾ ☾.

**Mondwechsel.**  
☾ d. 8. März 1 Uhr  
morg.; ☾ d. 15. März  
10 Uhr abends; ☾ d.  
22. März 1 Uhr nach-  
mitt.; ☾ d. 29. März  
2 Uhr nachm.

**Planeten.**  
Merkur ist in der 1.  
Hälfte des M. abends  
nahezu 3/4 Std. sichtb.  
- Venus, die Dauer  
der Sichtbarf. nimmt  
allmählich ab und be-  
trägt am Ende d. M.  
nur noch 3 Stunden.  
- Mars bleibt un-  
sichtbar. - Jupiter,  
die Dauer der Sicht-  
barkeit nimmt lang-  
zu, dad. Morgendäm-  
merung immer früher  
eintr. u. betr. a. Ende  
d. M. nur n. 1 1/4 Std.  
- Saturn geht Mitte  
d. M. um Mittern. u.  
u. ist dann noch 4 3/4  
Ende d. M. nur noch  
3 1/2 Stdn. lang sichtb.

**Hundertj. Kalender.**  
Vom 1. bis 7. trocken  
und windig; v. 8. bis  
16. regnerisch; vom 17.  
bis 20. warm; vom 22.  
bis zu Ende des Mon.  
bald warm, bald kalt,  
regnerisch und raub.

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonne-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	6.44	5.43	6.03	1.31	10 59	39
12.	6.23	5.58	7.31	11.24	11 35	39
20.	6.04	6.12	3.25	5.33	12 08	39
28.	5.45	6.26	1.53	8.02	12 41	40

**Zum 18. März.**

Goldkörner aus der revolutionären  
Literatur.

„Die große Ursache der Revolutionen ist die,  
daß die Verfassungen stille stehen, während die Wöl-  
fer fortschreiten.“  
Macaulay.

„Es hat immer, so lange die Welt besteht, Reiche  
und Arme gegeben, predigen uns die Moralphiloso-  
pher. Gut, so wollen wir einmal einige Abwechslung  
in die Weltgeschichte bringen.“  
L. Börne.

„Eine wirklich revolutionäre Bewegung, eine  
solche, die auf einem wahrhaft neuen Gedanken-  
prinzipie steht, ist, wie sich der tiefere Denker zu  
seinem Troste aus der Geschichte zu beweisen ver-  
mag, noch niemals untergegangen, mindestens nicht  
auf die Dauer.“  
Ferd. Lassalle.

„Nein, der Sohn des Elenden und Armen ist  
nicht da, bloß um ein Rad zu treiben, dessen Gang  
einen stolzen Bürger emporhebt!“  
Pestalozzi.

„Die tieferen Fragen der Revolution betreffen  
weder Formen noch Personen, weder die Einfüh-  
rung einer Republik, noch die Beschränkung einer  
Monarchie, sondern sie betreffen das materielle  
Wohlfsein des Volkes.“  
Heine an Laube 1833.

„Jede Revolution löst die alte Gesellschaft auf,  
insofern ist sie sozial. Jede Revolution stürzt die  
alte Gewalt, insofern ist sie politisch. . . . Die  
früheren Revolutionen bedurften der weltgeschicht-  
lichen Rück Erinnerungen, um sich über ihren eigenen  
Zuhalt zu betäuben. Die Revolution des 19. Jahr-  
hundertis muß die Toten ihre Toten begraben  
lassen, um bei ihrem eigenen Zuhalt anzukommen.  
Dort ging die Phrase über den Zuhalt, hier geht  
der Zuhalt über die Phrase hinaus.“  
Karl Marx, „18. Brumaire“.

„Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser,  
der wahre Herr der Lande — dein Wille ist souve-  
rän und viel legitimer, als jenes purpurne te lest  
notre plaisir, das sich auf ein göttliches Recht be-  
ruft, ohne alle andere Gewähr als die Salbadereien  
geschorener Gaukler, — dein Wille, mein Volk, ist  
die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn  
du auch in Fesseln daniederlegst, so steigt doch am  
Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Be-  
freiung, eine neue Zeit beginnt. . .“  
Heinrich Heine, „Italien“.

„In welchen Winkel des alten morischen Baues  
der gesellschaftlichen Ordnung unsere Blicke drin-  
gen, überall stoßen wir auf Verbrennen und Män-  
gel, deren Ursache die Ungleichheit ist.“  
Wilhelm Weitling.

Wage mutig — ohne  
Zagen!  
Trage standhaft — ohne  
Klagen!  
Wache für Dein gutes  
Recht!  
Mache Dich nicht selbst zum  
Knecht!



Ich weiß, es ist kein  
Kinderpiel,  
Mit jedem wacker sich zu  
schlagen;  
Jedoch ein nie erreichtes  
Ziel,  
— Mit jedem gut sich zu ver-  
tragen.

1913	Protestanten	Katholiken	(2)
D 1	Theodora	Hugo	☾
M 2	Theodosia	Franz v. Paula	☾
D 3	Christian	Richard	☾
F 4	Ambrosius	Isidorus	☾
S 5	Maximus	Vinc. Ferrer	☾
<b>15. B. Mis. Dom. Mis. Dom.</b>			
S 6	Sixtus	Cölestinus	☾
M 7	Cölestin	Hermann	☾
D 8	Viktorinus	Albert	☾
M 9	Bogislav	Mar. Cleoph.	☾
D 10	Czechie	Czechie	☾
F 11	Hermann	Leo d. Große	☾
S 12	Julius	Julius	☾
<b>16. B. Jubilate Jubilate</b>			
S 13	Justinus	Hermenegild	☾
M 14	Liburtius	Liburtius	☾
D 15	Olympiades	Anastasia	☾
M 16	Carisus	Drogo	☾
D 17	Rudolph	Anicetus	☾
F 18	Valerian	Cleutherius	☾
S 19	Hermogenes	Berner	☾
<b>17. B. Cantate Cantate</b>			
S 20	Sulpitius	Victor	☾
M 21	Adolph	Anselmus	☾
D 22	Lothar	Soter u. Caj.	☾
M 23	Georg	Georg	☾
D 24	Albert	Abalbert	☾
F 25	Marcus Ev.	Marcus Ev.	☾
S 26	Cletus	Cletus	☾
<b>18. B. Rogate Rogate</b>			
S 27	Anastafius	Anastafius	☾
M 28	Therese	Vitalis	☾
D 29	Sibylla	Petrus M.	☾
M 30	Josua	Kathar. v. S.	☾

**Himmelserscheinung.**

3. ☽ ☾; 5. ☽ ☾; 7. ☽ ☾; 8. ☽ ☾; 10. ☽ ☾; 19. ☽ ☾. Sonnenferne; 25. ☽ unt. ☽ ☾; 25. ☽ größte westliche Ausweich.; 26. ☽ ☾.

**Mondwechsel.**

☽ d. 6. April 7 Uhr abds.; ☽ d. 14. April 7 Uhr vorm.; ☽ d. 20. April 11 Uhr abds.; ☽ d. 28. April 7 Uhr vormittags.

**Planeten.**

Merkur bleibt unsichtb. - Venus kommt gegen Ende d. M. in d. untere Konjunktion zur Sonne und wird Morgenstern. - Mars bleibt unsichtb. - Jupiter ist am Ende d. M. 2 1/2 Stunden lang sichtbar. - Saturn, die Dauer d. Sichtbarkeit nimmt weiter ab bis auf 3/4 Std. am Ende d. Monats.

**Hundertj. Kalender.**

Fängt mit kaltem, stürmischem u. nassem Wetter, mit Schneegestöber untermischt, an, bis zum 14. Dann schön bis zum 22., worauf wieder kühles u. unbeständiges Wetter mit Schnee folgt.

**Aphorismen und Epigramme von E. Ziel.**

Die beiden flammenden Leuchten am sonst so dunklen Wagen der Zeit sind die gewaltig aufblühenden Naturwissenschaften und das hell erwachende Bewußtsein des vierten Standes. Auf der Straße des Jahrhunderts, dieser Straße voll Kulturschutt und unschuldig vergossenen Blut saust leuchtend der feurige Wagen dahin. Und erschrocken fliehen Despotenhochmut und Pfaffenaberwitz in das Drachennest der Finsternis zurück, woher sie stammen.

Die Justiz im heutigen Deutschland ist nicht der Ausdruck des öffentlichen Rechtsgefühls, sondern ein Vollzugsorgan der Regierung. Heute schützt bei uns zulande das Strafrecht nicht mehr in erster Linie die Person und die Freiheit des Bürgers, sondern vor allem die Autorität des Herrschers.

Der Soldat von heute ist in erster Linie Prätorianer, ein Polizist im Dienste der Satten gegen die Hungerigen. Schafft den Hunger der Hungerigen ab, ihr Satten — und ihr braucht weder Prätorianer noch Polizisten mehr.

Der Künstler soll ein Fechter seiner Zeit sein. Auf der Brust soll er die Narben seiner Schlachten, auf der Stirn die Furchen ihrer Gedanken, am Arm den Schild ihrer Erkenntnisse tragen.

Wissen ist des Lebens Preis —  
Glücklich, wer weiß!  
Aber das macht keinen vollen Mann —  
Glücklich, wer weiß und kann!  
Die Presse? Für Niesen schuf sie ein Gott —  
Nun treiben Knirpse mit ihr Spott.  
Sie ist verberlinert und verwienert;  
Sie schachert und Liebedienert.  
Sind mir das Journalisten,  
Seiltänzer mit der Feder,  
Reklamejuden und -Christen  
Und klug maskiert ein jeder!  
Sie tun, als könnten sie süßlich  
Mit aufgeblasenen Baden  
Dir Menschheitskrätzel vergnüglich  
Und assenhurtig knaden  
Und haben doch nur ein dreistes,  
Ein kurzes Programm und Register:  
BajazzoSprünge des Geistes  
Zum Amüsement der Philister!

**Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.**

Datum	Sonnen-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	5.31	6.38	5.03	4.13	13 07	41
12.	5.11	6.52	7.29	1.07	13 41	41
20.	4.55	7.04	7.01	4.28	14 09	42
28.	4.36	7.20	2.33	10.16	14 44	44

**Heiteres.**

Mittel zum Zweck. „Ja, sagen Sie mir nur um Himmelswillen, warum sind Sie denn eigentlich Offizier geworden?“ — „Weil die Versicherungsgesellschaften nur mehr ehemalige Offiziere anstellen!“  
Bayerische Garnison. Zivilschin: „Wir kriegen eine neue Waffengattung!“ — Pfarrersschin: „Wir aa — d' Jesuiten!“

O Tag des ersten Maien!  
Du großer Weltentag!  
Du Fest der Zukunftsfreien!  
Der Menschheit Herzensschlag!  
Ich preise Deine Lehre!  
Ich singe Deinen Ruhm!  
Weit über Land und Meere  
Erleucht Dein Heiligtum.



Die soziale Frage — worin  
sie besteht?  
Die einen schöpfen aus  
dem Vollen.  
Dieweil Millionen andre  
— seht —  
Nicht gutwillig Hungers  
sterben wollen.

1913	Protestanten	Katholiken	☾ ☽
D 1	Himmelfahrt	Himmelfahrt	☽
F 2	Sigismund	Athanasius	☽
S 3	†-Erfindung	†-Erfindung	☽
<b>19. W. Grandi</b>			
S 4	Florian	Monica	☽
M 5	Gotthard	Pius V.	☽
D 6	Dietrich	Joh. v. d. Pf.	☽
M 7	Gottfried	Stanislaus	☽
D 8	Stanislaus	Mich. Ersh.	☽
F 9	Hieb	Gregor Naz.	☽
S 10	Gordian	Antoninus	☽
<b>20. W. Pfingstfest</b>			
S 11	Pfingstsonnt.	Pfingstsonnt.	☽
M 12	Pfingstmont.	Pfingstmont.	☽
D 13	Servatius	Servatius	☽
M 14	Quatember	Quatember	☽
D 15	Sophia	Sophia	☽
F 16	Peregrinus	Joh. v. Nep.	☽
S 17	Jodocus	Ubalduß	☽
<b>21. W. Trinitatis</b>			
S 18	Trich	Venantius	☽
M 19	Potentiana	Petr. Cölestin	☽
D 20	Anastafius	Bernardin	☽
M 21	Pudens	Felix	☽
D 22	Fronleichn.	Fronleichn.	☽
F 23	Desiderius	Desiderius	☽
S 24	Esther	Johanna	☽
<b>22. W. 1. S. n. Trin. 2. S. n. Pf.</b>			
S 25	Urban	Urban	☽
M 26	Eduard	Eduard	☽
D 27	Ludolph	Beda	☽
M 28	Wilhelm	Wilhelm	☽
D 29	Maximilian	Maximin	☽
F 30	Wigand	Ferdinand	☽
S 31	Petronilla	Petronilla	☽

**Himmelserscheinung.**

2. ☽ ☽; 4. ☽ ☽; 5. ☽ ☽; 7. ☽ ☽; 18. ☽ in Sommerhähe; 23. ☽ ☽; 29. ☽ ☽; 31. ☽ im größten Glanze; 31. ☽ ☽.

**Mondwechsel.**

☽ d. 6. Mai 9 Uhr vorm.; ☽ d. 13. Mai 1 Uhr nachm.; ☽ d. 20. Mai 8 Uhr vorm.; ☽ den 28. Mai 1 Uhr morgens.

**Planeten.**

Merkur bleibt unsichtb. - Venus ist anfänglich  $\frac{1}{4}$ , am Ende des M.  $\frac{3}{4}$  Std. als Morgenstern sichtb.; am 30. d. M. erreicht d. Planet wieder seinen größt. Glanz. - Mars bleibt noch unsichtb. - Jupiter geht in d. 2. Hälfte d. M. bereits vor Mittern. auf, die Dauer d. Sichtbarkeit wächst an bis auf  $3\frac{1}{2}$  Stunden. - Saturn kommt am 29. d. M. in Konjunktion zur Sonne u. wird daher schon in den ersten Tagen d. M. unsichtb.

**Hundertj. Kalender.**

Im Anfang schön u. warm, nachher regnerisch bis zum 25., dann schön bis zu Ende.

**Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.**

Datum	Sonnen-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	4.24	7.28	3.37	5.37	15 04	46
12.	4.12	7.41	9.09	1.22	15 29	48
20.	4.00	7.54	9.02	3.21	15 54	51
28.	3.50	8.05	1.18	11.43	16 08	54

**Urteile über den Achtstundentag.**

Unsere Forderung nach dem Achtstundentag ist im besten Sinne vaterländisch, denn das Volk, das sie zuerst erfüllt, wird das stärkste im friedlichen, wirtschaftlichen Wettkampfe der Nationen sein, wenn es gilt, Ehre, Recht, Land und Freiheit zu verteidigen.  
Robert Seidel.

Man hat überall beobachtet, daß die Arbeiter der Nationen mit kürzerer Arbeitszeit mehr leisten als die Arbeiter derjenigen mit mehr Arbeitsstunden.  
Prof. Lujo Brentano = München.

Die Abkürzung der Arbeitszeit ist die wichtigste Vorbedingung für die intellektuelle und sittliche Hebung des Arbeiterstandes. Sie ist in einem Staate des allgemeinen Stimmrechts, in einem Staate, in dem die Arbeiter zur Selbstverwaltung herangezogen werden sollen, sogar eine politische Notwendigkeit. Erst die Abkürzung der Arbeitszeit gestattet dem Arbeiter eine allmählich wachsende Anteilnahme an den Gütern des modernen Kultus, als eine Annäherung an das ideale Ziel der menschlichen Entwicklung.  
Prof. Hertner = Zürich.

Infolge der Einführung der achtstündigen Arbeitszeit nahm bei uns die Leistungsfähigkeit der Arbeiter von Tag zu Tag zu. Nach sechs Monaten wurde in  $7\frac{1}{2}$  Stunden völlig ausgenutzter Arbeitszeit die gleiche Leistung erzielt, wie früher beim Zehnstundentag. Günstig wirkte die kürzere Arbeitszeit auch auf den Gesundheitszustand der Arbeiter ein. Während die Krankenkasse vordem mit Defizit arbeitete, erzielte sie jetzt Ueberschüsse. Der Alkoholgenuß ging zurück, die Trunkenheit hörte völlig auf.  
Direktion der Aktien-Gesellschaft für chem. Produkte in Engis i. Belg.

Die Natur hat die Ergänzungen zur Belohnung der Arbeit, nicht zur Beschäftigung des Müßiggangs bestimmt. Arbeit, Vergnügen und Ruhe, jedes zu gleichen Teilen und nach dem Stande der Natur gewechselt, wirken Wunder. Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Seele, noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich. Aber die Natur will, daß ihr die Mittel zur Erhaltung und Verfüßung eures Daseins als Früchte einer mäßigen Arbeit aus ihrem Schoße ziehen sollt. Nichts als eine nach dem Grade unserer Kräfte abgemessene Arbeit wird euch die Gesundheit erhalten.  
Wieland im „Goldenen Spiegel“, 1794.

**Heiteres.**

Ueberhebung. Regimentärarzt: „Und wo fehlt's bei Ihnen?“ — „Magenschmerzen hab' ich.“ — „Magenschmerzen? Magenschmerzen? Sie haben ganz einfach Bauchweh, Magenschmerzen haben nur die Herren Offiziere!“

Wer nie verließ der Vor-  
sicht enge Kreise  
Und selbst aus seiner Zu-  
gend Tagen  
Nichts zu bereuen hat, zu  
beklagen:  
Der war nie törricht —  
aber auch nie weise.



Du mußt mit den Men-  
schen leben,  
Drum nimm sie, wie sie  
sind;  
Dann kannst auch du dich  
geben,  
Wie du bist.

<b>1913</b>	<b>Protestanten</b>	<b>Katholiken</b>	<b>(V)</b>
<b>23. B.</b>	<b>2. S. n. Trin.</b>	<b>3. S. n. Pf.</b>	
S 1	Nicomedes	Juventius	☿
M 2	Marcellinus	Grasmus	♁
D 3	Grasmus	Clotildis	♁
M 4	Carpesius	Quirinus	♁
D 5	Bonifazius	Bonifazius	♁
F 6	Benignus	Robertus	♁
S 7	Lucretia	Robert	♁

<b>24. B.</b>	<b>3. S. n. Trin.</b>	<b>4. S. n. Pf.</b>	
S 8	Medardus	Medardus	♁
M 9	Primus	Felic. u. Pr.	♁
D 10	Onuphrius	Margaretha	♁
M 11	Barnabas	Barnabas	♁
D 12	Claudina	Vasilius	♁
F 13	Tobias	Anton v. Pad.	♁
S 14	Elisäus	Vasilius	♁

<b>25. B.</b>	<b>4. S. n. Trin.</b>	<b>5. S. n. Pf.</b>	
S 15	Vitus	Vitus	♁
M 16	Justina	Benno	♁
D 17	Volkmar	Adolph	♁
M 18	Paulina	Marcus u. M.	♁
D 19	Serv. u. Prot.	Serv. u. Prot.	♁
F 20	Raphael	Silverius	♁
S 21	Jacobina	Mloysius	♁

<b>26. B.</b>	<b>5. S. n. Trin.</b>	<b>6. S. n. Pf.</b>	
S 22	Achatius	Paulinus	♁
M 23	Vasilius	Edeltraud	♁
D 24	Joh. d. Täufl.	Joh. d. Täufl.	♁
M 25	Elogius	Prosper	♁
D 26	Jeremias	Joh. u. Paul	♁
F 27	Siebenschlaf.	Ladislaus	♁
S 28	Leo	Leo II., Papst	♁

<b>27. B.</b>	<b>6. S. n. Trin.</b>	<b>7. S. n. Pf.</b>	
S 29	Pet. u. Paul	Peter u. Paul	♁
M 30	Pauli Ged.	Pauli Ged.	♁

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
4.	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Mtn.
4.	3.44	8.13	2.47	8.40	16 29	55
12.	3.39	8.20	12.51	12.32	16 41	57
20.	3.39	8.24	10.34	4.22	16 45	58
28.	3.41	8.24	12.01	2.14	16 43	58

**Himmelersehung.**

1. ♁♁; 2. ♁♁♁; 3. ♁♁♁♁; 4. ♁♁♁♁♁; 5. ♁♁♁♁♁♁; 20. ♁♁♁♁♁♁; 22. ♁♁♁♁♁♁♁; 24. ♁♁♁♁♁♁♁♁; 29. ♁♁♁♁♁♁♁♁♁; 30. ♁♁♁♁♁♁♁♁♁.

**Mondwechsel.**

☾ d. 4. Juni 9 Uhr abds.; ☽ d. 11. Juni 6 Uhr nachm.; ☽ d. 18. Juni 7 Uhr abds.; ☽ d. 26. Juni 7 Uhr abds.

**Planeten.**

Merkur bleibt unsichtbar. - Venus, die Dauer d. Sichtbarkeit wächst an b. auf 1 1/2 Std. am Ende d. M. - Mars wird mit Anfang d. M. auf kurze Zeit des Morgens im Osten sichtbar; am Ende d. M. beträgt die Dauer der Sichtb. bereits 7/8 Std. - Jupiter ist vom 11. d. M. an d. ganze, allerdings nur kurze Nacht hindurch sichtbar. - Saturn bleibt noch den ganzen Monat hindurch unsichtbar.

**Hundertj. Kalender.**

Juni ist warm und schön bis in die Mitte, zuweilen Gewitter m. vielem Regen, danach heiß bis zu Ende.

**Die Republik.**

Aus einer Rede von Björnsterne Björnson.  
Ein zum Bewußtsein seiner Aufgabe gekommenes Volk kann sich nicht länger dem Zufall überlassen; es will selbst regieren.

Man beweise, daß das in den Revolutionen Umgestürzte von den damaligen Geschlechtern hätte weiter ertragen werden können — und wir wollen uns beugen. Aber kein Geschichtsschreiber, welcher in die Tiefe der sittlichen und wirtschaftlichen Leiden eingedrungen ist, die jene Geschlechter bedrückten, kann zu behaupten wagen, daß die bereidigte Tyrannei des Königs, des Adels, der Kirche länger hätte ertragen werden können.

Was die Monarchie beschützt, das ist die Minderheit, welche noch bürgerliche Vorrechte genießt, und besonders die, deren Vorrecht erblich ist; denn beider Rechtsgrundlage ist gleich. Des Adels, des Reichthums, der Bureaukratie Minderheit — soweit sie noch das Vorrecht der besonderen Vertretung in einem Oberhause genießen oder sonstwie mit der Regierung einen Bund zum Schutze ihrer besonderen Interessen schließen können — sie sind es, die der Förderung durch das Königtum sicher sind.

Ist die Macht eine Einrichtung Gottes, so gilt dies für jede beliebige Macht, welche über eines Teufels Geschick waltet. Und sind die Aufgaben der Völker das Ziel der Regierungen, so ist es viel wahrscheinlicher, daß sie natürlicher, vollkommener und sicherer durch eines ganzen Volkes Willen als durch das Gebot eines einzigen Geschlechts erreicht werden.

Die zwei großen Stützen des Königtums sind: die Staatskirche und das stehende Heer.

Wozu dient es, daß die Liebe ihrer Moral predigt, solange die Priester der Staatskirche das Raubtier, die Gewalttat, den Brudermord segnen?

Man wirft uns vor, daß wir des Volkes Wohlfahrt in die Hände einer „unwissenden Menge“ legen wollen. Gewiß ist des Volk im allgemeinen ein unwissendes Volk. Es besitzt in der Regel wenig Kenntnis; und das Erste, Notwendigste muß die Hebung der Volksschule sein. Aber eines teils hoffen wir, daß dieses Verhältnis sich von Tag zu Tag bessere, anderenteils — und dies ist die Hauptsache — sind Kenntnisse und Urteilskraft keineswegs gleichbedeutend; und auf die Urteilskraft kommt es bei den Wahlen vor allem an.

**Weiteres.**

Eine besondere Ehre. „So, Sie sind vom Automobil des Landesherren überfahren worden?“ — „Ja, und denken Sie — gerade als Seine Durchlaucht selbst zu senken geruhten!“

Wer über andere schlechtes hört,  
Soll es nicht weiter noch verkünden.  
Gar leicht wird Menschen-  
glück zerstört,  
Doch schwer ist's, Menschen-  
glück zu gründen.



Wenn Kopf und Herz sich widersprach,  
Tut doch zuletzt das Herz entscheiden,  
Der arme Kopf gibt immer nach,  
Weil er der Klügste ist von beiden.

1913	Protestanten	Katholiken	(P)
D 1	Theobald	Theobald	
M 2	Maria Heims.	Mar. Heims.	
D 3	Kornelius	Hyacinth	
F 4	Ulrich	Ulrich	
S 5	Anselmus	Numerianus	
28. W.	7. S. n. Trin.	8. S. n. Pf.	
S 6	Jesaias	Jesaias	
M 7	Demetrius	Billibald	
D 8	Kilian	Kilian	
M 9	Cyrillus	Cyrillus	
D 10	Sieben Br. 3	Sieben Brüd.	
F 11	Pius	Pius	
S 12	Heinrich	Joh. Gualbert	
29. W.	8. S. n. Trin.	9. S. n. Pf.	
S 13	Margaretha	Margaretha	
M 14	Bonaventura	Bonaventura	
D 15	Apostel Teil.	Apostel Teil.	
M 16	Walter	Mar. v. Berge	
D 17	Alexius	Alexius	
F 18	Karolina	Friedericus	
S 19	Ruth	Bin. v. Paula	
30. W.	9. S. n. Trin.	10. S. n. Pf.	
S 20	Elias	Elias	
M 21	Daniel	Praxedes	
D 22	Maria Magd.	Maria Magd.	
M 23	Albertina	Apollinaris	
D 24	Christina	Christina	
F 25	Jakobus	Jakobus	
S 26	Anna	Anna	
31. W.	10. S. n. Tr.	11. S. n. Pf.	
S 27	Berthold	Pantaleon	
M 28	Innocenz	Innocenz	
D 29	Martha	Martha	
M 30	Beatrix	Abdon	
D 31	Germanus	Ignaz Loyola	

**Himmelserscheinung.**

2. h 30; 4. ♀ in Sonnenferne, ♀ größte westliche Ausweichung; 5. APO; 6. ♀ 30; 7. ♀ größte östl. Ausweichung; 16. ♀ in Sonnenferne; 17. A 30; 22. ♀ 30; 28. 30; 29. h 30; 30. ♀ 30.

**Mondwechsel.**

♁ d. 4. Juli 6 Uhr vorm.; ♁ den 10. Juli 11 Uhr abds.; ♁ d. 18. Juli 7 Uhr vorm.; ♁ d. 26. Juli 11 U. vorm.

**Planeten.**

Merkur bleibt unsichtb. - Venus, die Dauer d. Sichtbarkeit nimmt noch zu bis auf 2 3/4 Stdn. - Mars geht in der zw. Hälfte des Mon. bereits vor Mittern. auf, d. Dauer der Sichtbarf. wächst an bis auf 3 1/4 Stb. - Jupiter kommt am 5. d. M. in Oppos. zur Sonne u. bleibt daher noch nahezu b. z. Ende d. M. die ganze Nacht hind. sichtb. - Saturn wird in d. ersten Tag. a. kurze Zeit d. Morg. wieder sichtb. i. Nordosten.

**Hundertj. Kalender.**

Anfangs kühl und windig, danach schön. Wetter. Nach Gewitter und vielem Regen vom 20. bis zu Ende heiße Tage.

Zafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	3.45	8.23	3.07	9.21	16 38	56
12.	3.53	8.17	2.58	11.29	16 24	55
20.	4.03	8.09	2.52	11.29	16 06	53
28.	4.16	7.58	11.10	3.52	15 42	50

**Gedanken über Revolutionen.**

Von Georg Christoph Lichtenberg.

Zu den wenigen Deutschen, die das Glück empfanden, Zeitgenossen der größten Weltumwälzung, der französischen Revolution zu sein, gehört G. Ch. Lichtenberg. Auch die Hinrichtung Ludwigs XVI., die so viel enthusiastische Schwächlinge umstimmte, vermochte diesen klaren Kopf nicht umzustimmen. Er ist nicht ohne Vorbehalt gegen die Einzelercheinungen der französischen Revolution, ist aber überzeugt, daß in Revolutionen sich die Entwicklung der Menschheit vollzieht.

Es ist kein witziger Einfall, sondern die lautere Wahrheit, daß vor der Revolution die Jagdhunde des Königs von Frankreich mehr Gehalt hatten, als die Akademie der Inschriften. Die Hunde 40 000, die Akademisten 30 000, Hunde waren 300, Mitglieder der Akademie 30.

Glaubt jemand, daß sich alle Mißbräuche aus der Welt so leicht wegwischen lassen? Die französische Revolution wird manches Gute zurücklassen, das ohne sie nicht in die Welt gekommen wäre, es sei auch was es wolle. Die Bastille ist weg.

Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Ueber diese Frage ist sehr viel Gutes und Schlechtes gesagt worden. Ich glaube, die beste Antworti darauf ist: Wer will es ihm wehren, wenn es entschlossen ist? Allgemein gewordenen Grundfäßen gemäß handeln ist natürlich, der Versuch kann falsch ausfallen, allein es ist nun einmal zum Versuch gekommen. Diesem Versuche vorzubeugen, müßten die Weisesten die Oberhand haben, und diese Weisesten müßten eine Menge der Weisesten oder der Unweisesten, gleichviel, kommandieren können, um die Vernunft der Besseren, und den Gehorsam der Schlechteren immer nach derselben Seite zu lenken.

Die französische Revolution hat durch die allgemeine Sprache, zu der es mit ihr gekommen ist, nun ein gewisses Wissen unter die Leute gebracht, das nicht leicht wieder zerstört werden wird. Wer weiß, ob nicht die Großen genötigt sein werden, eine Barbarei einzuführen. Jetzt im Herbst 1796 rüftet sich Rußland, das wäre vortrefflich dazu. Von diesem unwirdbaren Schlamme läßt sich vieles für unsere Staaten erwarten.

**Geiteres.**

Instruktionsstunde. Unteroffizier: „Wenn ich zu Ihnen sage „Dohse“ — werden Sie sich dann über mich beschweren?“ Grenadier: „Nein, Herr Unteroffizier!“ — Unteroffizier: „Warum nicht?“ — Grenadier: „Aus Kameradschaft!“  
Schlimm. Unteroffizier (zu einem Soldaten, der einen Knopf am Rock verloren): „Ich glaube gar, der Mensch trägt sich mit Abrüstungsgedanken!“

Wer da fährt nach großem Ziel,  
Lern' am Steuer ruhig sitzen,  
Unbekümmert, wenn am Kiel  
Lob und Tadel hoch aufspritzen.



Prahl' nicht heute: morgen  
will  
Dieses oder das ich tun,  
Schweige doch bis morgen  
still,  
Sage dann: Das tat ich  
nun.

<b>1913</b>	<b>Protestanten</b>	<b>Katholiken</b>	<b>(C)</b>
F 1	Petri Kettenf.	<b>Petri Kettenf.</b>	
S 2	Gustav	<b>Portiuncula</b>	
<b>32. W.</b>	<b>11. S. n. Zr.</b>	<b>12. S. n. Pf.</b>	
S 3	August	Stephan Erzf.	
M 4	Perpetua	Dominicus	
D 5	Dominicus	Maria Schnee	
M 6	Verkl. Chr.	<b>Verkl. Christi</b>	
D 7	Donatus	Kajetanus	
F 8	Ladislauß	Cyriacus	
S 9	Romanus	Romanus	
<b>33. W.</b>	<b>12. S. n. Zr.</b>	<b>13. S. n. Pf.</b>	
S 10	Laurentius	<b>Laurentius</b>	
M 11	Litus	Tiburtius	
D 12	Klara	Klara	
M 13	Hildebrand	Hippolytus	
D 14	Eusebius	Eusebius	
F 15	Maria Hilmf.	<b>Maria Hilmf.</b>	
S 16	Isaac	Rochus	
<b>34. W.</b>	<b>13. S. n. Zr.</b>	<b>14. S. n. Pf.</b>	
S 17	Bertram	Liberatus	
M 18	Emilia	Helena	
D 19	Sebald	Sebald	
M 20	Bernhard	Bernhard	
D 21	Anastafius	Anastafius	
F 22	Oswald	Timotheus	
S 23	Zachäus	Philipp Venit.	
<b>35. W.</b>	<b>14. S. n. Zr.</b>	<b>15. S. n. Pf.</b>	
S 24	Bartholom.	<b>Bartholom.</b>	
M 25	Ludwig	Ludwig	
D 26	Frenäus	Zephyrinus	
M 27	Gebhard	Rufus	
D 28	Augustinus	Augustinus	
F 29	Joh. Enth.	Joh. Enth.	
S 30	Benjamin	Rosa	
<b>36. W.</b>	<b>15. S. n. Zr.</b>	<b>16. S. n. Pf.</b>	
S 31	Rebekka	Raimund	

**Himmelserscheinung.**  
2. ☽; 4. ☽ untere  
☽; 13. ☽; 22.  
☽ größte westl. Aus-  
weichung; 24. ☽; 26.  
☽; 29. ☽ in Sonnenferne; 30. ☽.

**Mondwechsel.**  
☽ d. 2. Aug. 2 Uhr  
nachm.; ☽ d. 9. Aug.  
5 Uhr morg.; ☽ d. 16.  
Aug. 9 Uhr abds.; ☽  
d. 25. August 1 Uhr  
morg.; ☽ d. 31. Aug.  
10 Uhr abends.

**Planeten.**  
Merkur ist in der  
zweiten Hälfte d. M.  
1/2 bis 1/2 Stde. des  
Morg. im Nordosten  
sichtb. - Venus ist d.  
ganzen Monat hind.  
etwas über 3 Stdn. a.  
Morgenstern sichtb. -  
Mars geht immer  
früher am Abend auf,  
d. Dauer d. Sichtbarf.  
nimmt weiter zu bis a.  
5 1/2 St. a. Ende d. M.  
- Jupiter geht gegen  
Ende d. M. schon um  
Mittern. herum unt.,  
Sichtb. kaum n. 4 St.  
- Saturn geht am  
Anf. d. M. u. Mitter-  
nacht auf, Sichtb. n.  
5 1/2 St. am Ende d. M.

**Hundertj. Kalender.**  
Fängt mit Hitze an,  
die bis zum 20. an-  
hält, worauf heftige  
Gewitter folgen, von  
mehreren Regentagen  
begleitet. Vom 20.  
bis zu Ende wieder  
trockenes und warmes  
Wetter.

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
4.	u. M. 4.25	u. M. 7.46	u. M. 6.44	u. M. 8.46	Std. M. 15 21	Min. 48
12.	4.38	7.31	5.54	11.59	14 53	45
20.	4.51	7.15	8.16	8.33	14 24	43
28.	5.04	6.57	Morg.	5.46	13 53	42

**Zeitgemäße Glossen.**

Die Bretter, mit denen in Deutschland heute die Vernunft der oberen Klassen vernagelt ist, heißen nationale Ueberhebung und königlich preussische Unterwürfigkeit. Und die Nägel dazu? Bureaucratismus, Dogmatismus, Militarismus nebst einigen anderen -ismus.

Ein Staat, der auf nichts pochen kann als auf seine blutige Macht, d. h. auf Blei und Weil - wie ärmlich! „Blei“ und „Weil“ sind noch dazu die gleichen Buchstaben - und die sollen das ganze Alphabet der Staatskunst bedeuten?

Ihr klagt über die Entfittlichung der Massen? Fördert die Gleichheit der Existenzbedingungen - und ihr werdet Wind bringen in die Segel der öffentlichen Sittlichkeit!

Dampf und Elektrizität sind die großen Drachen am Wagen der Zeit. Das Genie bändigt sie und triumphiert. Das Kapital kutschert mit ihnen und genießt. Das Volk lenkt sie und darbt.

Die Drachen stampfen; die Lenker murren. Seid ihr eurer Rechnung sicher, Genie und Kapital? Und auf wie lange?

Nationalismus ist geographisch begrenzter Kollektivegoismus - Internationalismus ist unbegrenzter Humanismus.

Die einen, beediet und beamtet, Verlaufen sich wahllos Herren und Fürsten, Indes, beseidiet und besamtet, Die andern im Golde nach Golde dürsten. Bei solcher gefährlicher Not der Zeit - Wo finden die Christen Brot und Kleid?

Beste Staatsform heiß' ich jene, die des Volkes Wort und Willen Bürgt am reinsten zu verlaubar'n und am striktesten zu stillen; Beste Staatsform heiß' ich jene, die den Gott im Menschen ehret Und die freie Selbstentwicklung jedem einzelnen gewähret; Beste Staatsform, protestiert auch Hofkaplan und - Domestik, Bist du, höchste Völkerrökte, gottgewollte Republik.

**Geiteres.**

„Wie viele Stücke gehören zur Taufe?“ fragt in der Christenlehre der Pfarrer einen Bauernburschen. - „Drei!“ - „Was?“ fragte der Pfarrer, „kennst du deinen Katechismus nicht besser? Es gehören ja nur zwei Stücke, nämlich Wasser und das Wort Gottes dazu!“ - „Dert Pfarrer,“ sagte der Bursche, „Sie müssen doch ein Kind haben, wenn Sie taufen wollen.“

Laß fremde Art doch  
gelten,  
Selbst dann, wenn sie  
dich quält;  
Gar oft ist, was wir  
schelten,  
Grad' — was uns selber  
fehlt.



Wer sich beurteilt nur nach  
sich,  
Gelangt zu falschen  
Schlüssen:  
Du selbst erkennst so wenig  
dich,  
Als du dich selbst kannst  
füßen!

1913	Protestanten	Katholiken	( )
M 1	Negidius	Negidius	☿
D 2	Nahel, Lea	Stephan	♁
M 3	Manfuetus	Manfuetus	♂
D 4	Moses	Rosalia	♀
F 5	Nathanael	Viktoria	♁
S 6	Magnus	Magnus	♁
<b>37. W.</b>	<b>16. S. n. Zr.</b>	<b>17. S. n. Pf.</b>	
S 7	Regina ☽	Schutzengel.	♁
M 8	Maria Geb.	Maria Geb.	♁
D 9	Bruno	Gorgonius	♁
M 10	Sosthenes	Nikolaus v. L.	♁
D 11	Gerhard	Protus	♁
F 12	Ottilie	Suido	♁
S 13	Christlieb	Maternus	♁
<b>38. W.</b>	<b>17. S. n. Zr.</b>	<b>18. S. n. Pf.</b>	
S 14	Kreuz-Grh.	Kreuz-Grh.	♁
M 15	Constantia ☽	Nicomedes	♁
D 16	Euphemia	Corn. u. Cypr.	♁
M 17	Quatember	Quatember	♁
D 18	Titus	Thom. v. Bill.	♁
F 19	Januarius	Januarius	♁
S 20	Friederike	Eustachius	♁
<b>39. W.</b>	<b>18. S. n. Zr.</b>	<b>19. S. n. Pf.</b>	
S 21	Matthäus Ev.	Matthäus Ev.	♁
M 22	Moriz	Moriz	♁
D 23	Joel ☾	Thella	♁
M 24	Joh. Empf.	Joh. Empf.	♁
D 25	Kleophas	Kleophas	♁
F 26	Cyprianus	Cyprianus	♁
S 27	Kosmas u. D.	Kosm. u. Dam.	♁
<b>40. W.</b>	<b>19. S. n. Zr.</b>	<b>20. S. n. Pf.</b>	
S 28	Wenzeslaus	Wenzeslaus	♁
M 29	Michaelis	Michaelis	♁
D 30	Hieronym. ☽	Hieronymus	♁

### Himmelserscheinung.

9. 2 ☾; 11. ♁ ☽; 16. ♁ obere ☽; 22. ♁; 23. ☽ in ♁ Herbst. Aufg., Tag- u. Nachtgl.; 23. ☽ ☾; 27. ♁ ☾.

### Mondwechsel.

) d. 7. Sept. 2 Uhr nachm.; (d. 15. Sept. 2 Uhr nachm.; (d. 23. Sept. 1 Uhr nachm.; ☽ d. 30. Sept. 6 Uhr morgens.

### Planeten.

Merkur wird in d. erst. Tag. d. M. wied. unsichtb. - Venus, d. Dauer d. Sichtbarkeit nimmt langf. ab, betr. aber am Ende d. M. noch nahezu 3 Stdn. - Mars, die Dauer d. Sichtbar. betr. Mitte des M. 6 1/2, am Ende 7 1/4 Std. - Jupiter, die Dauer d. Sichtbft. in d. Abendst. nimmt weiter ab bis auf 3 1/4 Stdn. am Ende d. M. - Saturn steht Mitte d. M. b. Sonnenaufg. hoch im Merid. u. ist Ende des M. bereits 8 1/2 St. lang sichtbar.

### Hundertj. Kalender.

Im Anfang schönes Wetter bis zum 12., vom 13. b. 25. meistens regnerisch, von da b. zu Ende trocken und warm.

### Worte Seumes.

Die Freiheit ist die Gleichheit der Bürger im Staate, die Gleichberechtigung für Ehrenstellen und zu Lasten zum höchsten Besten des Gemeinwesens. Bei uns ist nichts gleich. Jene unsere gepriesene Freiheit bestand nur in häufiger ungeschlicher Grausamkeit der Fürsten gegen alle, in dem Uebermut und der Annahm des Abels gegen Bürger und Bauern, in einem schändlichen, im höchsten Maße verderblichen Handel mit Privilegien und in der allertiefsten Erniedrigung des Volkes.

Sobald die Notwendigkeit eintrat, zur Erhaltung des gemeinamen Vaterlandes Steuern zu entrichten, schrie ein jeder, je mächtiger und vornehmer er war, um so mehr nach Steuerfreiheit und Ausnahme — die verderblichste und schändlichste Ordnung der Dinge, die man sich denken kann.

„Gute Ordnung“ nennt man oft dasjenige, was für das Wohl und die Sicherheit der Bürger am schlimmsten ist, „Ruhe und Frieden“ die Geduld und Schlaffheit bis zum Tode.

Sklave ist von Natur niemand und darf es auch nicht durch ein Gesetz werden, hätte es Aristoteles, der Schmaroger der mazedonischen Könige, der Lehrer der Tyrannenherrschaft, der wegen dieser Lehre vielmehr den Namen Aeschistoteles verdient, selbst tausendmal in vollem Wortlaute ausgesprochen.

Gelage, Jagden, Liebschaften, ja, sogar liederliche Weiber waren ihre Lieblingsdinge; darin herrschte der regste Wettstreit. Ueberall fanden sich bei ihnen Hofleute, die durch die Schlechtigkeit ihres Charakters bekannt waren, ruhmredige Offiziere, ja, sogar schmarogende, in Schwelgerei versunkene Busenfreunde, vor deren Unverschämtheit und Frechheit kaum jemand sicher war, die gegen fleißige Bürger und ruhige Landleute sehr kühn, vor den Waffen des Feindes aber sehr feig, und wenn die Sache mit dem Schwert geführt wurde, sehr flüchtig waren.

### Heiteres.

Am Duerbaum. Unteroffizier: „Gefreiter Huber, machen Sie diese Übung vor — es sieht nicht gut aus, wenn ein Vorgesetzter herunterfällt!“

Eine Schöpfungsgeschichte. Und der Herr schuf einen Reichstag. Es war aber finster auf der Erde und kein Mensch wußte, was rechts oder links war. Besonders aber die Nationalliberalen fanden sich nicht zurecht in dem Chaos. Da sprach der Herr: Ich will einen Scheidemann hineintwerfen! — Und es geschah also. — Da schied sich das Licht von der Finsternis, die Rechte von der Linken, und auch die Nationalliberalen fanden sich zu ihren Brüdern, und es ward alles klar.

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnens-		Mond-		Tages-	Dämme-
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	5.16	6.41	10.21	7.40	13 25	41
12.	5.29	6.22	5.48	1.30	12 53	40
20.	5.43	6.03	7.14	11.18	12 20	39
28.	5.56	5.44	3.03	5.09	11 48	39

Nur dann, wenn dir Gewalt geschieht,  
Wird die Menge an dir Anteil nehmen;  
Um's Unrecht, das dir widerfährt,  
Kein Mensch den Blick zur Seite kehrt.



Viel Klagen hört ich oft erheben  
Vom Hochmut, den der Große übt;  
Des Großen Hochmut wird sich geben  
Wenn eure Kriecherei sich gibt.

1913	Protestanten	Katholiken	(2)
M 1	Remigius	Remigius	
D 2	Volrad	Leodegar	
F 3	Enald	Randibud	
S 4	Franz	Franz	
41. W.	20. S. n. Tr.	21. S. n. Pf.	
S 5	Fides	Rosentrangf.	
M 6	Charitas	Bruno	
D 7	Spez	Marcus P.	
M 8	Ephraim	Brigitta	
D 9	Dionysius	Dionysius	
F 10	Amalia	Franz Borgia	
S 11	Burchard	Burchard	
42. W.	21. S. n. Tr.	22. S. n. Pf.	
S 12	Ehrenfried	Maximilian	
M 13	Koloman	Eduard	
D 14	Wilhelmine	Kalixtus	
M 15	Hedwig	Theresa	
D 16	Gallus	Gallus	
F 17	Florentin	Hedwig	
S 18	Lukas	Lukas Ev.	
43. W.	22. S. n. Tr.	23. S. n. Pf.	
S 19	Ptolemäus	Pet. v. Alcant.	
M 20	Bendelin	Bendelin	
D 21	Ursula	Ursula	
M 22	Kordula	Kordula	
D 23	Severinus	Joh. v. Capisi.	
F 24	Salome	Raphael	
S 25	Adelheid	Crispin	
44. W.	23. S. n. Tr.	24. S. n. Pf.	
S 26	Amandus	Evaristus	
M 27	Sabina	Sabina	
D 28	Simon, Juda	Simon, Juda	
M 29	Engelhard	Narcissus	
D 30	Hartmann	Serapion	
F 31	Reform.-Fest	Wolfgang	

### Himmelserscheinung.

1. ♃♄; 2. ♃♁; 3. ♃♁; 6. ♃♁; 12. ♀ in Sonnenferne; 14. ♀ in Sonnennähe; 19. ♃♄; 22. ♃♄; 27. ♃♄; 31. ♃♄.

### Mondwechsel.

♁ d. 7. Okt. 3 Uhr morg.; ♁ d. 15. Okt. 7 Uhr vorm.; ♁ d. 22. Okt. 12 Uhr abds.; ♁ d. 29. Oktober 3 Uhr nachmittags.

### Planeten.

Merkur bleibt unsichtbar. - Venus, die Dauer d. Sichtbarkeit nimmt weit. ab bis a. 2 Std. am Ende d. M. - Mars, die Dauer der Sichtbarl. nimmt zu b. auf 8 1/2 Std. am Ende d. M. - Jupiter steht i. d. zweit. Hälfte d. M. bei Sonnenunterg. bereits im Meridian, ist am Ende des M. nur noch 2 1/2 Std. sichtbar. - Saturn, d. Dauer d. Sichtbarl. nimmt zu b. a. nahezu 11 1/2 Std. am Ende des Monats.

### Hundertj. Kalender.

Vom Anfang bis in die Mitte regnerisch. Weiter; dann einige Tage schönes warmes Wetter. Vom 20. bis 26. regnerische Tage und kalte Nächte mit Nebel, nachher trocken und schön.

### Die Pflicht der Arbeit.

In unseren Kulturstaaten verteilt sich das Ergebnis der Arbeit fast im umgekehrten Verhältnis zur Arbeit, so daß die größten Anteile am gesellschaftlichen Einkommen denen zufallen, welche überhaupt nie gearbeitet haben, die nächstgrößten denen, deren Arbeit beinahe nur nominell ist, und so weiter herunter, indem die Vergütung in gleichem Verhältnis zusammenschrumpft, wie die Arbeit schwerer und unangenehmer wird, bis endlich die ermüdendste und aufreibendste körperliche Arbeit nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, selbst nur den notwendigsten Lebensbedarf zu erwerben.  
John Stuart Mill.

Niemand hat ein Recht, zu fordern, daß ein anderer für ihn tue, was er nicht gewillt ist für den anderen zu tun, oder: alle Menschen haben von Natur die gleichen Rechte. Es kann deshalb in einer vernünftigen Gesellschaft nur Altersqualifikationen geben.  
Robert Owen, 1835.

Die Konkurrenz der Arbeiter gegeneinander ist die schlimmste Seite der jetzigen Verhältnisse für den Arbeiter, die schärfste Waffe gegen das Proletariat in den Händen der Bourgeoisie; daher das Streben der Arbeiter, diese Konkurrenz durch Assoziation aufzuheben, daher die Wut der Bourgeoisie gegen diese Assoziationen und ihr Triumph über jede diesen beigebrachte Schlapppe.  
Friedrich Engels.

Kein Mensch auf der Erde hat das Recht, seine Kräfte ungebraucht zu lassen und durch fremde Kräfte zu leben.  
Joh. Gottlieb Fichte.

- Der Achtstundentag ist nötig:
- weil das Menschengeschlecht keine längere, dauernde körperliche Anstrengung vertragen kann, wenn es gesund, geistig aufgeweckt, tugendhaft und glücklich bleiben soll;
  - weil die modernen Entdeckungen die Aufrechterhaltung einer länger dauernden Kräfteanspannung unnötig machen;
  - weil unter geeigneten Vorbedingungen bei acht Arbeitsstunden ein Wohlstandsüberschuß für alle erzeugt werden kann;
  - weil niemand ein Recht hat, zu verlangen, sein Mitmensch solle sich länger, als es der Gesellschaft dienlich ist, beschäftigen lassen, nur damit er auf Kosten vieler Armer reich werde;
  - weil es dem wahren Interesse jedes Menschen entspricht, daß jeder andere Mensch gesund, intelligent, zufrieden und gutbestellt ist.  
Robert Owen, 1831.

### Weiteres.

Erzieher (auf der Landkarte den Stillen Ozean zeigend): „Wollen wir Hoheit diesen Ozean nennen.“ — Prinz (schweigend). — Erzieher: „Vorzüglich, Hoheit, — es ist auch der Stille Ozean.“

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tageslänge	Dämmung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	6.06	5.30	12.24	6.56	11 24	39
12.	6.21	5.12	4.27	3.01	10 51	39
20.	6.35	4.54	7.07	12.47	10 19	40
28.	6.49	4.38	5.07	3.50	9 49	41

Berlange von dir selber  
viel  
Und sprich zu dir: Ich will,  
ich soll!  
Den andern aber hilf ans  
Ziel,  
Und sei im Fordern nach-  
sichtsvoll.



Ausdauer lerne paaren  
Mit Fleiß zu jeder Frist,  
Daß du in spä'tsten  
Jahren  
Noch schaffensfreudig bist.

<b>1913</b>	<b>Protestanten</b>	<b>Katholiken</b>	<b>(C)</b>
<b>S 1</b>	<b>Aller Heiligen</b>	<b>Aller Heilig.</b>	<b>A</b>
<b>45. W.</b>	<b>24. S. n. Tr.</b>	<b>25. S. n. Pf.</b>	
<b>S 2</b>	<b>Aller Seelen</b>	<b>Aller Seelen</b>	<b>A</b>
<b>M 3</b>	<b>Gottlieb</b>	<b>Hubertus</b>	<b>A</b>
<b>D 4</b>	<b>Charlotte</b>	<b>Carl Borrom.</b>	<b>A</b>
<b>M 5</b>	<b>Erich</b>	<b>Emmerich</b>	<b>A</b>
<b>D 6</b>	<b>Leonhard</b>	<b>Leonhard</b>	<b>A</b>
<b>F 7</b>	<b>Erdmann</b>	<b>Engelbert</b>	<b>A</b>
<b>S 8</b>	<b>Claudius</b>	<b>4 gefr. Mär.</b>	<b>A</b>
<b>46. W.</b>	<b>25. S. n. Tr.</b>	<b>26. S. n. Pf.</b>	
<b>S 9</b>	<b>Theoborus</b>	<b>Theoborus</b>	<b>A</b>
<b>M 10</b>	<b>Mart. Luth.</b>	<b>Andr. No.</b>	<b>A</b>
<b>D 11</b>	<b>Martin, B.</b>	<b>Martin, P.</b>	<b>A</b>
<b>M 12</b>	<b>Ruinibert</b>	<b>Martin, P.</b>	<b>A</b>
<b>D 13</b>	<b>Eugen</b>	<b>Stanislaus K.</b>	<b>A</b>
<b>F 14</b>	<b>Levinus</b>	<b>Zucundus</b>	<b>A</b>
<b>S 15</b>	<b>Leopold</b>	<b>Leopold</b>	<b>A</b>
<b>47. W.</b>	<b>26. S. n. Tr.</b>	<b>27. S. n. Pf.</b>	
<b>S 16</b>	<b>Ottomar</b>	<b>Edmund</b>	<b>A</b>
<b>M 17</b>	<b>Hugo</b>	<b>Gregor Th.</b>	<b>A</b>
<b>D 18</b>	<b>Gelasius</b>	<b>Otto</b>	<b>A</b>
<b>M 19</b>	<b>Allg. Bußtag</b>	<b>Elisabeth</b>	<b>A</b>
<b>D 20</b>	<b>Amos</b>	<b>Felix v. Val.</b>	<b>A</b>
<b>F 21</b>	<b>Maria Dpf.</b>	<b>Maria Dpfer</b>	<b>A</b>
<b>S 22</b>	<b>Alphonfus</b>	<b>Eugen</b>	<b>A</b>
<b>48. W.</b>	<b>27. S. n. Tr.</b>	<b>28. S. n. Pf.</b>	
<b>S 23</b>	<b>Totenfest</b>	<b>Clemens</b>	<b>A</b>
<b>M 24</b>	<b>Chrysogonus</b>	<b>Chrysogonus</b>	<b>A</b>
<b>D 25</b>	<b>Katharina</b>	<b>Katharina</b>	<b>A</b>
<b>M 26</b>	<b>Konrad</b>	<b>Konrad</b>	<b>A</b>
<b>D 27</b>	<b>Loth</b>	<b>Virgilius</b>	<b>A</b>
<b>F 28</b>	<b>Günther</b>	<b>Sosthenes</b>	<b>A</b>
<b>S 29</b>	<b>Noah</b>	<b>Saturnin</b>	<b>A</b>
<b>49. W.</b>	<b>1. Advent</b>	<b>1. Advent</b>	
<b>S 30</b>	<b>Andreas</b>	<b>Andreas</b>	<b>A</b>

**Himmelserscheinung.**  
2. ♀ größte östliche  
Ausweich.; 3. 2♂♂;  
16. ♀♂♂; 18. ♀♂♂;  
23. ♀ untere ♀♂; 25.  
♀ in Sonnennähe; 26.  
♀♂♂; 27. ♀♂♂.

**Mondwechsel.**  
Den 5. Nov. 8 Uhr  
abds.; ☉ d. 13. Nov.  
12 Uhr abds.; ☾ d. 21.  
Nov. 9 Uhr vorm.; ☉  
den 28. Nov. 3 Uhr  
morgens.

**Planeten.**  
Merkur wird gegen  
Ende d. M. d. Morg.  
im Südosten sichtbar,  
zulezt 1/2 St.-Venus  
ist am Ende d. M. nur  
noch etwas über 1 St.  
lang sichtbar. - Mars  
ist Mitte d. M. 10<sup>1/2</sup>  
am Ende 11<sup>3/4</sup> Stb.  
lang sichtb. - Jupiter,  
die Sichtbar, nimmt  
weiter ab bis auf 1 1/2  
Stb. am Ende d. M. -  
Saturn geht immer  
früher a. Abend auf  
u. ist von Mitte d. M.  
an die ganze Nacht  
hindurch sichtbar.

**Hundertj. Kalender.**  
Fängt mit kaltem,  
hell. Wetter an. Die  
Nächte sind so kalt,  
daß es reift u. friert,  
bis zum 9. Darauf  
mehrere Tage wind.  
Regenw., m. Schnee  
untermischt. Vom 17.  
bis 24. Frostwetter.  
Darnach wird es wie-  
der etwas gelinde u.  
es fällt Schnee.

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tages- länge	Dämme- rung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
	u. M.	u. M.	u. M.	u. M.	Std. M.	Min.
4.	7.02	4.24	1.41	9.00	9 22	42
12.	7.17	4.10	3.14	5.35	8 53	43
20.	7.32	3.59	10.17	1.06	8 27	44
28.	7.45	3.51	8.46	3.22	8 06	46

### Merkworte.

Der Sinn der großen sozialistischen Bewegung ist, man soll sich nicht als Gegner im Kampf ums Dasein zerfleischen, sondern als Bruder gemeinsam die Er rungenschaft der Kultur besitzen. Dahin gelangen kann auch die Menschheit auf dem Wege der Entwicklung. Auch die sozialistische Neuordnung wird nicht gleich das Paradies auf Erden schaffen, sondern die Neuordnung nur als eine höhere Kulturstufe ansehen. Wenn von christlicher Seite eingewandt wird: „Die Menschen sind einmal auf Erden schlecht, es wird hier nicht besser,“ so teile ich diese Stimmung nicht. Der Mensch muß einem Ideal nachstreben. Es ist nicht nötig, daß Armut und Elend zu allen Zeiten weiter bestehen. Aufwärts muß die Menschheit streben, damit sich das Volk als ein Volk von Brüdern fühlt. Auch Jesus hat nicht gewollt, daß Elend und Not unter den Brüdern weiter wachsen soll, sondern sein Wille war, daß die Menschen wie Brüder sein sollen. Auch in der radikalen Arbeiterbewegung kann man dem Christentum Verwandtes finden. Unerträglich ist es, zu hören, wenn man drei Millionen deutscher Arbeiter als eine Bande von Nordbrennern und Vaterlandsverrätern schmählt, obwohl sich bei ihnen ein sehr patriotischer Idealismus, der Glaube an die Zukunft des Volkes zeigt! Pfarrer Cordes, Hamburg, in einer Rede vor dem Arbeiterverein in Mörs.

Ich will von innerstem Herzen wünschen, daß die höchsten Ziele der Arbeiterbewegung erreicht werden, ich brauche nicht zu sagen, daß veränderte Lebensbedingungen für die Arbeiter: Licht, Luft, Schönheit, genügende Ruhe, gute Löhne, Bildungs- und Erholungsmöglichkeiten, eine Kulturboraussetzung sind. All das kann nur durch Kampf gewonnen werden, und jeder, der diese Notwendigkeit nicht einsieht, kann nur ein mittelmäßiger Arbeiter für die Zukunft sein.  
Ellen Key - Norwegen vor Wiener Arbeitern.

Die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker verschwinden mehr und mehr schon mit der Entwicklung der Bourgeoisie, mit der Handelsfreiheit, dem Weltmarkt, der Gleichförmigkeit der industriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse. Die Herrschaft des Proletariats wird sie noch mehr verschwinden machen. Vereinigte Aktion, wenigstens der zivilisierten Länder, ist eine der ersten Bedingungen seiner Befreiung.  
Karl Marx.

### Weiteres.

Unangenehmer Vergleich. Amtsrichter (voller Schmiss) zum Angeklagten: „Wollen Sie denn gar nicht einsehen, daß der junge Mann durch Ihre rohe Handlungsweise für sein ganzes Leben entstellt ist?“ - Angeklagter: „O, Herr Amtsrichter, das ist ja noch gar nichts, da schau'n Sie erst mal Ihr verhautes Gesicht an!“

Und dräut der Winter noch  
so sehr  
Mit trogigen Gebärden,  
Und streut er Eis und  
Schnee umher  
Es muß doch Frühling  
werden!



Wer sich nach jeder Decke  
will strecken,  
Der muß sich bald oben,  
bald unten recken,  
Und hat sich, eh' er es nur  
denkt,  
Bald hier erkältet, bald da  
verrenkt.

1913	Protestanten	Katholiken	( )	Himmelserscheinung.
M 1	Arnold	Eligius	☿	1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31.
D 2	Randibus	Bibiana	☿	☿
M 3	Kassian	Franz Xaver	☿	☿
D 4	Barbara	Barbara	☿	☿
F 5	Abigail	Sabbas	☿	☿
S 6	Nikolaus	Nikolaus	☿	☿
<b>50. W. 2. Advent</b>				<b>Himmelserscheinung.</b>
S 7	Agathon	Ambrosius	☿	☿
M 8	Mar. Empf.	Maria Empf.	☿	☿
D 9	Joachim	Leofadia	☿	☿
M 10	Judith	Melchisedes	☿	☿
D 11	Baldemar	Damasus	☿	☿
F 12	Epimachus	Epimachus	☿	☿
S 13	Lucia	Lucia	☿	☿
<b>51. W. 3. Advent</b>				<b>Himmelserscheinung.</b>
S 14	Israel	Nikolaus	☿	☿
M 15	Johanna	Eusebius	☿	☿
D 16	Ananias	Adelheid	☿	☿
M 17	Quatember	Quatember	☿	☿
D 18	Christoph	Maria Erw.	☿	☿
F 19	Manasse	Nemesius	☿	☿
S 20	Ammon	Ammon	☿	☿
<b>52. W. 4. Advent</b>				<b>Himmelserscheinung.</b>
S 21	Thomas	Thomas	☿	☿
M 22	Beata	Flavian	☿	☿
D 23	Ignatius	Viktoria	☿	☿
M 24	Adam, Eva	Adam, Eva	☿	☿
D 25	Christtag	Christtag	☿	☿
F 26	2. Weihn.-Z.	Stephanus	☿	☿
S 27	Johann. G.	Johann. Gvg.	☿	☿
<b>53. W. S. n. Weihn.</b>				<b>Himmelserscheinung.</b>
S 28	Unsch. Kndl.	Unsch. Kndl.	☿	☿
M 29	Jonathan	Jonathan	☿	☿
D 30	David	David	☿	☿
M 31	Silvester	Silvester	☿	☿

### Warum gibt es Arme?

„Die Armen habt ihr immer bei euch!“ Wurden je Worte der Schrift zu teuflischen Zwecken falsch gedeutet, so sind das namentlich diese. Wenn wir trotz aller Errungenschaften bis auf den heutigen Tag Bettler in unserer Mitte haben, die sich nicht durch eigene Schuld zu gesunden und normalen Lebensbedingungen aufschwingen können, so geschieht dies durch unsere Schuld und zu unserer Schmach. Ein jeder, der um sich blickt, muß sehen, daß nur das Unrecht, das die Arbeiter ihrer natürlichen Bequemlichkeiten und ihrer Arbeitsfrüchte beraubt, daß dieses Unrecht allein es nicht gestattet, allen reich zu sein. Henry George.

Kann die Armut durch eine vernünftige und gerechte Güterverteilung aus der Welt geschafft werden? Ja! Wenn die Glücksgüter nur den Rechtsschaffenen zugeteilt würden, würden alle Rechtsschaffenen reich sein. Armut ist durchaus nicht notwendig. Das Leben der Armen heißt Leben ohne alles Besitztum. Das kann man nicht verteidigen, wohl aber verteidige ich das Leben dessen, der sich der Arbeit fleißig widmet. Aristophanes in „Plutos“, 400 v. Chr.

Die indirekte Steuer ist das Institut, durch welches die Bourgeoisie das Privilegium der Steuerfreiheit für das große Kapital verwirklicht und die Kosten des Staatswesens den ärmeren Klassen der Gesellschaft aufbürdet. Ferd. Lassalle, Arbeiterprogramm.

Uns nennt man arme Bürger, die Patrizier heißen gute. Woran die Vornehmen sich den Magen überladen, das würde uns aus der Not retten. Wollten sie uns nur ihr Uebriges zugestehen, so würden sie dabei für ihre Gesundheit sorgen, und wir würden es ihnen als Verdienst anrechnen, wenn sie uns aus Menschenfreundlichkeit unterstützten; aber sie meinen, wir kämen ihnen zu hoch zu stehen; die Magerkeit, die uns quält, die Folge unserer Armut, ist für sie ein Register, um daran ihren Ueberfluß Stück für Stück nachzuzählen; unser Elend ist Gewinn für sie. Shakespeare.

Millionen Menschen müssen so viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, sie nur dann genießen, wenn Millionen sie entbehren. L. Börne.

### Seiteres.

Sozialist: Nachdem zur Verbesserung der Lage der Landwirtschaft Landwirtschaftskammern errichtet werden sollen, wäre es wohl auch am Platze, daß man zum Schutze der Arbeiter Arbeiterkammern errichtete!

Wibhold: Ist gar nicht nötig, für die Arbeiter sind Strafkammern da.

Tafel für Auf- und Untergang von Sonne und Mond, sowie Länge des Tages und Dauer der Dämmerung.

Datum	Sonnen-		Mond-		Tageslänge	Dämmerung
	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
4.	u. M. 7.54	u. M. 3.46	u. M. 12.33	u. M. 10.32	7 52	46
12.	8.03	3.44	2.18	7.10	7 41	48
20.	8.10	3.45	Morg.	11.52	7 35	48
28.	8.13	3.50	9.34	4.13	7 37	48

# Eispalast

Von Ferdinand Freiligrath.

1.

Ihr Alle, mein' ich, habt gehört von jenem felt'nen Eispalast!  
Auf der gefror'nen Newaflut aufstarrte der gefror'ne Glast!  
Dem Willen einer Kaiserin, der Laune dienend einer Frau,  
Scholl' über Scholle stand er da, gediegen Eis der ganze Bau!  
Um seine blanken Fensterreih'n, um seine Giebel pfiß es kalt:  
Doch innen hat ihn Frühlingsweh'n und hat ihn Blumenhauch durchwallt!  
Allüberall, wohin man schritt, Musik und Girandolenglanz,  
Und durch der Säle bunte Flucht bewegte wirbelnd sich der Tanz!  
Also bis in den März hinein war seine Herrlichkeit zu schau'n;  
Doch — auch in Rußland kommt der Lenz, und auch der Newa Blöcke thau'n!  
Hui, wie beim ersten Sturm aus Süd der ganze schimmernde Kolos  
Hohl in sich selbst zusammensank und häuptlings in die Fluten schoß!  
Die Fluten aber jauchzten auf! Ja, die der Frost in Bande schlug,  
Die gestern eine Hofburg noch und eines Hofes Unsinn trug,  
Die es noch gestern schweigend litt, daß man ihr auslud Pomp und Staat,  
Daß eine üpp'ge Kaiserin höffärtig sie mit Füßen trat: —  
Dieselbe Newa jauchzt' empor! Abwärts mit brausendem Erguß,  
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk schob sich und drängte sich der Fluß!  
Die letzten Spuren seiner Schmach malmt' er und knirscht' er kurz und klein —  
Und strömte groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein!

2.

Die ihr der Völker heil'ge Flut abdämmtet von der Freiheit Meer: —  
Ausmündend bald, der Newa gleich, braust sie und jubelt sie einher!  
Den Winterfrost der Tyrannei stolz vom Genicke schüttelt sie,  
Und schlingt hinab, den lang sie trug, den Eispalast der Despotie!  
Noch schwelgt ihr in dem Blizenden und tut in eurem Dünkel, trau'n!  
Als käme nun und nie der Lenz, als würd' es nun und nimmer tau'n!  
Doch mälig steigt die Sonne schon und weich erhebt sich schon ein Weh'n:  
Die Decke tropft, der Boden schwimmt — o schlüpfzig und gefährlich Geh'n!  
Ihr aber wollt verschlungen sein! Dasteht ihr und kapituliert  
Lang erst mit jeder Scholle noch, ob sie — von Neuem nicht gefriert!  
Umsonst, ihr Herrn! Kein Halten mehr! Ihr sprecht den Lenz zum Winter nicht,  
Und hat das Eis einmal getracht, so glaubt mir! daß es bald auch bricht!  
Dann aber heißt es wiederum: — Abwärts mit brausendem Erguß,  
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk drängt sich und macht sich Bahn der Fluß!  
Die letzten Spuren seiner Schmach malmt er und knirscht er kurz und klein —  
Und stutet groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein!

## Der Dorflump.

Von Ferdinand Hanusch.

I.

Keine Gemeinde ist so klein, daß sie nicht etwa einen sogenannten Dorflumpen aufzuweisen hätte. Wer aber glaubt, daß dieser Dorflump der größte Betrüger, der größte Wucherer oder der größte Leuteschinder im Orte ist, der täuscht sich; die mit solchen schönen Eigenschaften Ausgestatteten sind im Dorfe geachtete Leute; sie haben Grund und Böden, einen schönen Hof, einen gut klingenden Namen und kommen, sobald sie das nötige Alter erreicht haben, in die Gemeindevertretung. Und dort sitzen doch keine Lumpen.

Im allgemeinen ist es immer ein und dieselbe Geschichte. Der Sohn eines Großbauern verliebt sich auf einige Augenblicke in eine arme Dienstmagd — das Verhältnis bleibt nicht ohne Folgen. Hat es der Bauer erfahren, ist es mit der Liebelei vorüber; die Magd wird vom Hof getrieben, unbekümmert darum, was aus Mutter und Kind wird. Auf einem Heuboden oder in einem Kuhstall, verlassen von der ganzen Welt — wenn sich nicht eine alte Bettlerin um sie annimmt — schenkt sie einem menschlichen Wesen das Leben. Mit dem Brandmal des Bastarden — nach den gut christlichen Begriffen — ausgestattet, wird das Kind frühzeitig in den Kampf ums Dasein gestoben. Von der gleichalterigen Jugend des Dorfes gemieden, spielt es in einem versteckten Winkel eines Bauernhofes mit dem Kettenhund und teilt oft genug in Ermangelung von etwas Besserem mit ihm die Mahlzeit. Dann beginnt die gewöhnliche Stufenleiter: Gänse-, Schweine- und Kuhhirt. Ist aus dem Kind ein kräftiger Bursch geworden, so gibt man ihn zur schweren Arbeit, die für geringen Lohn und viel Erniedrigung geleistet werden muß. Ist er zarter angelegt und nicht humpfsinnig genug, als die Demütigungen ruhig zu ertragen, so greift er zum Branntwein und wird ein Eckensteher, der nur mehr gelegentlich arbeitet — der Dorflump ist fertig.

\*

Es war Herbst. Die Felder lagen grau und einförmig da, als trauerten sie um die ihnen genommene Ernte. Nur die und da reckten sich schüchtern die grünen Spizen der jungen Kornsaat aus dem Boden. Die Wiesenränder starrten farblos gegen den wolkensternen, bleiernen Himmel, während die Bäume des Waldes mit rüchsenden, da sie der Herbstwind arg durcheinander rüttelte. Einem weißen Staubfaden gleich durchzog die Landstraße die hügelige Landschaft, an ihren Rändern fristeten einige verkrüppelte Ebereschendebäume ein kümmerliches Dasein. Angrenzend an die Straße, unweit des Dorfes, lag eine große Brache, auf der eine zahlreiche Kinderherde weidete. Einige Stüde grasen, während andere es vorzogen, sich niederzulegen, um das Geschäft des Wiederkäuens zu besorgen. Die umgehängten blechernen Schellen sorgten für die entsprechende Tafelmusik.

In der Mitte der Brache stand der Hirte, ein zirta vierzehnjähriger Knabe. Hätte er sich nicht von Zeit zu Zeit bewegt, so hätte man ihn von ferne für eine Vogelscheuche halten können, ähnlich der, die in dem nahen Krausfeld stand. Durch den alten Filzhut fanden ganze Haarbüschel den Weg ins Freie; der lange, graue, viel geflickte und ebenso vielmal durchlöcherter Rock war größer als der ganze Bursch. Er bedeckte ihn — soweit die Löcher nicht in Frage kamen — vom Hals bis zu den Füßen und noch blieb ein Stück übrig, das er beim Weitergehen nachschleppte. Die nackten, von Kälte und Schmutz aufgesprungenen Füße konnte man zwar nicht

sehen, aber an den Bewegungen erkannte man, daß er abwechselnd dieselben hob, da der Boden schon empfindlich kalt war. Die blauen Hände vergrub er in die langen Ärmel, den Kopf zog er in den aufgestellten Rockfragen, um sich vor dem Wind zu schützen. Vom Gesicht sah man überhaupt nur die von der Kälte blautrot gefrorene Nase, die blauen, wässerigen Augen und einige helle Haarbüschel, die unter der herabgebogenen Hutkrempe hervorlugten. Hätte Heine diesen Hirtensnaben gesehen, er hätte wohl schwerlich gedichtet:

König ist der Hirtensnabe,  
Grüner Hügel ist sein Thron. . . .

Vom Dorfe her klangen die langgezogenen, schwermütigen Töne eines Leierkastens; der Wind brachte abgebrochene Weisen eines Volksliedes von irgendwo her, in die sich die Nase des in der Nähe pflügenden Bauers mischten. Sonst hörte man nur das Heulen des Windes.

„Na, du Vogelscheuche, was stehst denn da, als hätten dir die Hühner das Brot gestressen?“

Der Hirt drehte sich erschrocken um: auf der Landstraße stand ein kleines Männchen, auf dem Rücken einen hölzernen Kasten und sah zu ihm herüber.

„Wie heißt denn du?“ frug der Mann nun weiter.

„Christoph Gottlieb.“

„Das ist ein schöner Name, paßt verflucht schlecht zu deinem Aussehen. — Bist du nicht ein Waisenkind?“

„Was ist das?“

„Herrgott, bist du aber dumm! Ein Kind, das keine Eltern hat, das ist ein Waisenkind.“

„Ich hab' keine.“

„Wie alt bist du denn?“

„Vierzehn Jahre vorüber.“

„Na hörst, da ist es wohl Zeit, daß du bald etwas lernst. Oder willst du immer Kuhhirt bleiben und dich von den Bauern prügeln lassen? Willst dein ganzes Leben lang Knecht bleiben und dann im Armenhaus sterben? Schau dazu, Zeit ist Geld, sonst könnte es leicht zu spät werden.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, humpelte der Alte weiter.

Mit aufgerissenen Augen sah Gottlieb dem Manne nach. Noch nie war es ihm eingefallen, über seine Zukunft nachzudenken. Da kam ein wildfremder Mann und machte ihn aufmerksam, daß er etwas lernen müsse, wenn er der Prügel der Bauern und dem Armenhaus entgehen wolle.

„Schau dazu, Zeit ist Geld, sonst könnte es leicht zu spät werden.“ Diese Worte hatten sich ihm besonders eingepreßt. Sinnend stand er da und wiederholte immer wieder diesen Satz. Es war ihm zwar noch vollkommen unklar, wie er das anfangen sollte, um etwas zu lernen, aber um so klarer trat ihm jetzt die Vergangenheit vor die Augen.

Das ungewohnte Nachdenken machte ihn fast schwindlig, er setzte sich in das nasse Gras. Er dachte mit Wehmut an jene Zeit, die er im zarten Alter seiner Kindheit bei der alten Barbara — einer armen Bettlerin — zugebracht. Die kleine Hütte am Ende des Dorfes war sein Paradies. Dort fuhr ihm die gute Alte mit ihren runzligen Händen durch das blonde Haar, schob ihm die besten Bissen zu und tätschelte ihm die roten Backen. Dort spielte er mit dem großen, schwarzen Kater, dessen Augen im Dunkeln grünlich leuchteten und dem die Alte den Ruf einer Hexe zu verdanken hatte. Er hielt sie für seine Mutter, nannte sie auch so und sie ließ es sich ruhig gefallen. Das Kind fragt nicht nach dem Schoße, dem es das Leben verdankt; es wendet dem Wesen die ganze

Liebe zu, das ihm die ersten Worte lassen, den ersten Schritt machen lernte.

Kaum sechs Jahre alt, kam die Katastrophe. Eines Tages — es war im Frühling — betrat der Gemeindevorsteher die Stube. Er erklärte der alten Barbara, daß die Gemeinde von jetzt ab nichts mehr für den Buben bezahle, da er sich sein Brot schon selbst verdienen könne. Er solle bei ihm die Gänse hüten, dafür bekäme er die Kost — mehr könne ein solcher Bankert nicht verlangen.

Die Alte fing an zu weinen, er hing sich furchtbar an ihre Rockfalten, doch der Vorsteher verstand keinen Spaß: „Komm' nur, bei der Alten wirst du nur verwöhnt.“ Er nahm ihn beim Arm und wollte ihn losreißen. Der Knabe klammerte sich mit aller Kraft an das geliebte Wesen und schrie aus vollem Hals: „Mutter! Mutter!“ Da kam der erste Schlag.

„Ich bin nicht deine Mutter, deine Mutter ist tot,“ schrie die Alte krampfhaft weinend auf, dem Bauer den

Knaben zuschiebend.

Eine Weile sah er sie starr an, als wollte er sich überzeugen, ob sie auch die Wahrheit gesprochen, dann ließ er die Rockfalten los. Heftig weinend verließ er mit dem fremden Mann die Stätte, wo er als Kind in den Schlaf gesungen wurde, die ersten Schritte machte, die ersten Worte sprach, die ersten Märchen hörte. Es war der erste Schritt in das nackte, brutale Leben, den er mit sechs Jahren machen mußte, den sonst erst der Mann zu machen magt. „Der Herrenbub' kommt!“ schrien einige Rangen, als er mit dem Bauer auf den Hof kam. Und der Herrenbub' blieb er.

Viel Arbeit, schlechtes Essen, viel Prügel, aber selten, fast nie ein gutes Wort. Das waren seine Erinnerungen. Kam er einmal in die Schule, dann war sein Platz in der Geselbant. Außerdem war er die Zielscheibe des Spottes der Dorfjugend, die frühzeitig von den Alten lernt, daß man sich mit einem armen Teufel alles erlauben kann.

Sein ganzes Wesen wurde dadurch verschüchtert. Da er von den Menschen nichts Gutes zu erwarten hatte, fühlte er sich am wohlsten bei den Tieren. Er plauderte mit den Gänsen, später mit den Schweinen. Die konnten ihm freilich keine Antwort geben, konnten ihn aber auch nicht beleidigen, nicht beschimpfen — das genügte ihm.

So vergingen die Jahre. Manchmal besuchte er wohl seine Pflegemutter, aber das war selten, da ihm die Zeit dazu fehlte und der Bauer es auch nicht gern sah, wenn er dorthin ging. Einmal hatte er sie ersucht, sie möge ihm von seiner Mutter etwas erzählen. Die Alte schüttelte aber verneinend den Kopf. Er sei noch zu jung dazu, um das zu erfahren, er werde es schon noch hören; das war die ganze Antwort, die er bekam.

„Lausbub', elendiger, tanst nicht auf das Vieh obacht geben?“

Eine derbe Ohrfeige klatschte auf die rotgefrorene Wade des Knaben, daß er zur Seite tanzelte. Er ver-

suchte sich zu erheben, da verwickelte er sich in den langen Rock und fiel wieder zur Erde. Ein zweiter Schlag folgte. Der Knabe duckte sich, die Tränen liefen ihm über die Wangen. Es war der Bauer, der ihm die lebenswürdige Behandlung zuteil werden ließ. Endlich raffte er sich auf, rannte so gut er konnte über das Stoppelfeld, um das Vieh aus dem Krautfeld zu treiben. Der Bauer stieß noch einige Verwünschungen aus, begab sich wieder zu seinen Pferden und pflügte weiter.

Wie oft wurde er schon geprügelt, mehr geprügelt, aber noch nie brannten ihn die Schläge so als heute. Fort, fort, schrie es in seinem Innern, aber schauernd schrak er vor diesem Gedanken zurück. Wo sollte er hin? Er hatte weder Freunde, noch Bekannte, war über die Dorfgrenze noch nicht hinausgekommen — die Welt war für ihn noch ein Rätsel.

„Schau dazu, Zeit ist Geld, sonst könnte es leicht zu spät werden.“ Immer wieder fielen ihm diese Worte

ein. Die Kreisstadt soll freilich nicht sehr weit sein, in zwei Tagen könnte man sie erreichen; dort könnte man etwas lernen.

Dieser Gedanke, in die Kreisstadt zu gehen, um etwas zu lernen, nahm immer festere Gestalt an.

„Gätte ich nur den Mann, der mir den Rat gegeben, gefragt, wo man etwas lernen kann“, murmelte er vor sich hin. Er ist ja gegen die Kreisstadt gegangen; wenn ich heute noch nachgehe, so kann ich ihn vielleicht noch treffen.

Er sann eine Weile nach, dann reckte er trotzig den Kopf in die Höhe, seine Augen blühten entschlossen.

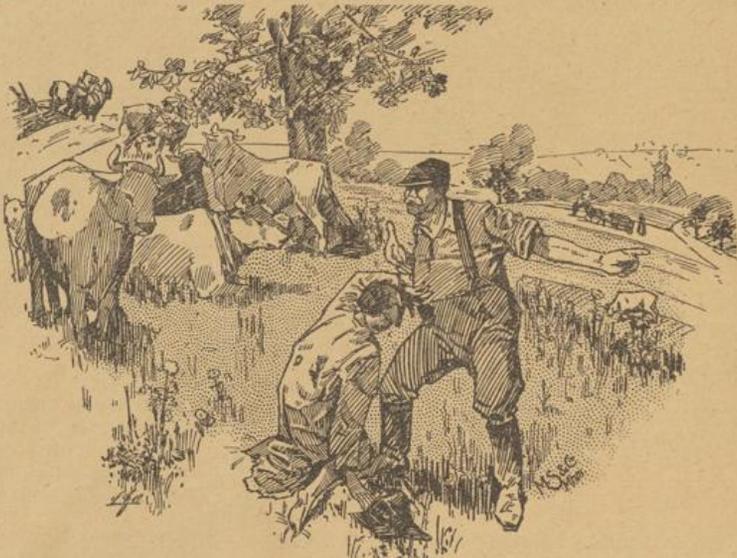
„Ins Dorf gehe ich nicht mehr. Ich gehe in die Kreisstadt, dort werde ich schon etwas finden.“

Der Drang nach Freiheit ließ ihn seine schlechte Kleidung, seine Mittellosigkeit vergessen — die Jugend machte sich über solche Dinge keine Gedanken.

Ein leichter, nässender Nebel überzog die Gegend — die Dämmerung brach ein.

„Treib' bald ein!“ rief ihm der Bauer zu, der sein Tagewerk beendet und gegen das Dorf fuhr.

Lange sah ihm der Knabe nach — bis er im Dorf verschwunden war. Kein Mensch mehr in der ganzen Umgebung — alles still, wie ausgestorben. Er trieb die Herde zusammen, jagte sie auf die Straße, knallte einige Male mit der Peitsche, dann blieb er ruhig stehen. Langsam trotteten die Kinder dem Dorfe zu. Wohl drehte hie und da eine Kuh den Kopf nach ihm um, aber die Sehnsucht nach dem warmen Stall war größer als nach dem Hirten — ruhig gingen sie weiter. Noch einmal stiegen ihm Bedenken auf, ob er das sichere, wenn auch bittere Brot verlassen sollte, um dem unsicheren nachzulaufen. Da spürte er das Brennen auf seiner Wange, eine ohnmächtige Wut überfiel ihn. „Nein, ich gehe nicht mehr zurück.“ Trotzig drehte er sich um,ehrte dem Dorf den Rücken, zog seinen langen Rock etwas in die Höhe



„Lausbub', elendiger, tanst nicht auf das Vieh obacht geben?“

und schritt rüstig der Kreisstadt zu. Bald war er im Nebel verschwunden.

II.

Der Schuhmachermeister Thomas Berger saß in der Sofaede und las beim Scheine der Petroleumlampe ein Arbeiterblatt. Es war 8 Uhr abends. Die Werkstätte war geschlossen, die Gehilfen nach Hause gegangen, das Nachtmahl vorüber, nun konnte er sich ruhig seiner Lectüre hingeben. Zwar wurde er, da er als Sozialist in der Stadt und deren Umgebung bekannt war, stark angefeindet, von seinen Konkurrenten bei seinen Kundenschaften denunziert, aber trotzdem hatte er mehr Arbeit als so mancher gute Patriot. Nicht bloß die Arbeiter, deren Interessen er furchtlos vertrat, ließen bei ihm arbeiten, auch andere, die auf eine gute Arbeit mehr Gewicht legten als auf eine politische Ueberzeugung, fanden den Weg in seine Werkstätte.

Er war als Geselle jahrelang im Ausland gewesen, wäre auch vielleicht dort geblieben, wenn nicht eines schönen Tages die heilige Hermendad gefunden hätte, daß man sich diesen lästigen Ausländer ja leicht vom Halse schaffen könne. Er bekam den Auftrag, binnen vierundzwanzig Stunden dem Lande den Rücken zu kehren, was er, wenn auch mit schwerem Herzen, tat — so kam er in die Heimat. Er brachte nicht nur reiche technische Kenntnisse aus dem Ausland mit, sondern auch eine felsenfeste Ueberzeugung, die nicht — wie bei so vielen — beim Meisterwerden aufhörte.

Die Frau wusch in der Küche das Geschirr, beim Tisch saß ein achtjähriges Mädchen, damit beschäftigt, die Schulaufgabe für den nächsten Tag fertig zu bringen. Im Kamin pfiff der Wind, an die Fenster schlug der Regen. An solchen Tagen fühlt man sich im häuslichen Glück doppelt wohl, ein angenehmes Gefühl des Geborgenseins durchrieselt die Glieder.

Da wurden schleichende Schritte im Vorhause vernehmbar; ein leises Schluchzen drang gedämpft in die Stube.

Berger legte aufhorchend die Zeitung auf den Tisch, auch das Kind sah von seiner Arbeit auf.

„Was ist denn das?“ murmelte er halb laut vor sich hin. Er erhob sich, ging zur Thür und öffnete sie. Der Lichtschein der Stube beleuchtete das dunkle Vorhaus und fiel voll auf einen ärmlich gekleideten Knaben.

Fast erschrocken fuhr Berger zurück.

„Was willst du?“ fragte er etwas barsch, da er nicht wußte, wen er vor sich hatte.

„Herr — Herr — ich möchte etwas — lernen!“ Stotternd, mit zitternder Stimme wurde diese Antwort gegeben.

Berger war es sofort klar, daß er es hier mit einem unglücklichen Wesen zu tun habe.

„So komm' herein!“

Bögernd, am ganzen Körper zitternd, betrat der Knabe die Stube — es war Christoph Gottlieb.

Mittlerweile war auch die Frau aus der Küche in die Stube getreten. Sie machte große Augen, als sie den verwahrlosten, zerkumpten Knaben sah.

„Also lernen willst du etwas? — Ja, wo kommst du denn her?“

„Ich kann nicht reden — ich habe Hunger.“ Gepreßt kamen die Worte über die blutlosen Lippen; bittend, hilfessuchend sah er zu dem vor ihm stehenden Menschen auf.

Berger sah seine Frau an, sie verstand den Blick und verschwand in der Küche. Das Kind wies er zu seiner Aufgabe, dem Knaben bot er einen Stuhl an, während er sich wieder in die Sofaede setzte.

Während der Knabe das dargebotene Essen mit Heißhunger verschlang, der warme Tee ihm die erstarrten

Glieder durchwärmte, durchzogen gar seltsame Gedanken das Gehirn des Meisters.

So mag ich vor fünfundsanzig Jahren vor meinem Meister gestanden sein. Mutter und Vater waren kurz nacheinander gestorben. Keine Verwandten hielten mich zurück, kein Gepäck beschwerte mich, kein Geld klang in der Tasche, als ich die Heimat verließ. Es war gerade so stürmisches Wetter wie heute, als ich die ärmliche Stube meines späteren Meisters betrat. Gerade so bittend mag damals mein Auge den alten Mann angeblickt haben, vor dem ich stand, wie es heute dieser Knabe tat. Es ist der Blick des Glends, der Hilflosigkeit, der sich immer gleich bleibt, ob er von blauen oder schwarzen Augen ausgeht.

Er erhob sich und ging nachdenkend im Zimmer auf und nieder. Seine Frau, die strickend beim warmen Ofen saß, störte ihn nicht; sie wußte, da sie seine Geschichte kannte, was in seinem Innern vorging.

Er blieb vor einer alten, kleinen vergilbten Photographie stehen, die an der Wand hing, auf die der volle Lichtschein fiel — es war das Bild seines Meisters.

„Ich bin zwar schon alt, aber einem Menschen zu helfen, noch immer jung genug“, hatte damals der Mann erklärt und er behielt mich bei sich. „Und ich sollte heute so grausam sein und sollte diesem armen Burschen die Thür weisen, ihn bei Nacht und Nebel auf die Straße jagen? Nein, Thomas, das darfst du nicht. Ich müßte, so oft ich dieses Bild sehen würde, vor Scham ersticken.“

Eine Hand legte sich ihm leicht auf die Schulter.

„Ich meine, wir behalten uns den Knaben da, Thomas“, sagte seine Frau leise.

„Ja, wir behalten ihn da, damit ich an ihm vergelten kann, was ich meinem Meister nicht vergelten konnte.“

Ein warmer Händedruck, ein tiefer Blick in die Augen seines treuen Weibes besiegelte das schöne Gelübnis.

III.

Schon länger als ein Jahr war Christoph Gottlieb Schuhmacherlehrling bei Thomas Berger. Der Meister war zwar streng, aber nie ungerecht. Der Lehrling bot zu häufig wenig Anlaß, die Gesellen hatten den flachshaarigen Kerl lieb gewonnen, während die Frau Meisterin sogar weiter ging und jedem erklärte, daß es hören wollte, daß sie so einen braven Burschen, wie der Gottlieb einer, noch selten gesehen habe.

Kein Wunder, daß sich Gottlieb in dieser Umgebung wohl fühlte. Wenn er abends unter die Decke kroch und zurückdachte an jene Zeit, wo er noch als Kuhhirt beim Gemeindevorsteher war, sich der Schläge und Schimpfnamen erinnerte, da fleg ihm im ersten Moment das Blut zu Kopf, ein Gefühl des Hasses beschlich ihn. Das dauerte aber nur einen Augenblick, dann wurde er ruhiger. Mit dem Vorsatz, ein braver Mensch zu werden und einem Dankegebet für seine Meistersleute schlief er ein, mit denselben Gedanken wachte er auf. Er mied die Gesellschaft gleichaltriger Burschen. Wenn sich andere draußen, allerhand Unl treibend, herumjagten, sah er bei einer Fibel und versuchte, den Weisungen des Meisters folgend, lesen zu lernen. Er freute sich, ja wurde ordentlich stolz auf die Fortschritte, die er machte. Kost, Quartier und Kleider bekam er vom Meister; die Trintgelder sparte er zusammen, um beim Austritt aus der Lehre einige Groschen für die Wandererschaft übrig zu haben, von der der Meister so schön erzählten konnte.

Es war am Vormittag des heiligen Abend. Der Meister stand Leder herrichtend beim Schneidbrett, die Gesellen fertigten Ware aus, während Gottlieb auf seinem Dreifuß saß und an einem alten Schuh eine kleine Reparatur vornahm. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf die Straße. Das geschäftige Hin- und Herlaufen der mit schweren Körben und grünen Tannenbäumen beladenen Frauen erinnerte ihn immer wieder

an das Weihnachtsfest. Ein glückliches Lächeln spielte um seine Mundwinkel. Es war weniger die Freude, daß er etwas bekommen werde, mehr beglückte es ihn, daß er heute zum erstenmal selber etwas schenken konnte. Er hatte dem kleinen Marielchen, des Meisters Töchterlein, das mit kindlicher Liebe an ihm hing, eine warme Wollhaube gekauft. Er malte sich in Gedanken die Freude aus, die das Kind und wohl auch die Eltern haben würden, wenn er abends schlüchtern mit seiner kleinen Gabe kommen würde.

Da ging die Thür auf, ein Polizist betritt die Werkstatt. Es war nichts Seltenes, daß ein Polizist in dieselbe kam, da der Meister wegen Versammlungen viel mit der Behörde zu tun hatte.

Nach kurzem Gruß trat er zu Berger.

„Bei Ihnen ist ein gewisser Christoph Gottlieb beschäftigt?“ frug er, die Anwesenden musternd.

„Ja — hier ist er.“ Er wies auf den Lehrburschen.

„Was wünschen Sie von ihm?“

„Der Bursche wird seit länger als einem Jahr stechbrieflich gesucht. Er wird von seinem früheren Herrn, dem Gemeinde-Vorsteher, beschuldigt, bei seinem Abgang zehn Gulden gestohlen zu haben.“

Das Gesicht des Meisters wurde freibleich, die Augen richteten sich durchbohrend auf den Lehrling, der diesen Blick nicht auszuhalten vermochte, daher die Augen zu Boden schlug. Jetzt trat er vor ihn.

„Das hast Du getan?“ frug er mit zitternder Stimme.

Christoph erhob sich — sein Gesicht wurde weiß wie die Wand — um die Mundwinkel zuckte es. Er wollte reden, doch war ihm die Kehle wie zugeschnürt, die Antwort blieb ihm im Halse stecken.

„Rede!“ befahl der Meister scharf.

„Nein,“ brachte Gottlieb kaum hörbar hervor, während ein Tränenstrom über die blassen Wangen rann.

„Soweit ich den Burschen kenne, ist er ehrlich“, sagte der Meister, sich an den Polizisten wendend, „ich traue ihm eine solche Schlechtigkeit nicht zu.“

„Das kommt hier nicht auf ihre Meinung an. Ich habe den Auftrag, den Burschen sofort zu verhaften.“

„Ich bin unschuldig!“ schrie der Lehrling verzweifelt auf, fiel auf die Knie, die Hände bittend emporhaltend.

„Vorwärts!“ kommandierte der Polizist. „Jeder ist unschuldig, solche Dinge kennen wir schon!“

„Geh, Gottlieb! Daß du unschuldig bist, davon bin ich fest überzeugt. Hoffentlich kommt die Wahrheit bald an den Tag.“

Der Meister streichelte das dünne Haar des Knaben und begleitete ihn bis vor das Haus.

Schneeflocken fielen tänzelnd von dem grauen, trostlosen Himmel. Harmonisches Glockengeläute kam von den Kirchtürmen der Stadt, die nahe Feier verkündend.

Gottlieb schritt gebeugten Hauptes, gefolgt von den tränensuchten Blicken seines Meisters, dem Grauen Hause zu.

IV.

Die Filder grüntem, die Kirschbäume blühten und der heitere Frühlingshimmel lachte dazu. Aus unsichtbaren Höhen drang der Jubelgesang der Lerche, während die Drossel in dem nahen Walde ihre melodischen Fragelaute in die Welt schmetterte. Hier und da vernahm man aus weiter Ferne den Ruf des Kuckucks. Am Bachrand standen gelbe Butterblumen. Sie starrten in das gurgelnde Wasser, neigten ihre Köpfechen den schäumenden Wellen zum Auf, zogen sie aber enttäuscht zurück, da jene, ohne auf die Liebesbezeugung zu achten, rasch verschwanden. Die mollige Frühlingsluft strich fächelnd über die junge Vegetation, nahm den zarten Blättern und Blüten etwas vom aromatischen Duft und führte ihn den Lieben-

schläfern unter die Nase, um auch sie endlich aus dem Schlaf zu erwecken.

Die Bäume der Landstraße warfen schon lange Schatten. Von Ferne hörte man einen Wagen rattern, das verlor sich aber immer mehr und mehr, bis es endlich ganz verstummte.

Zwei Menschen, an Alter sehr verschieden, schritten langsam, als hätten sie kein Ziel, dahin.

Der alte, weißbärtige, mit einem dicken Knotenstod bewaffnete Mann blies dicke Rauchwolken aus seinem kurzen Nasenwärmer. Von Zeit zu Zeit lüftete er seinen Hut, fuhr mit dem blauen Sack- tuch über den kahlen

Schädel, während ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg. Ueber dem abgetragenen Lederoock hing an einem breiten Riemen eine Ledertasche, nach der er von Zeit zu Zeit griff, als wollte er sich versichern, daß er sie noch nicht verloren.

Neben ihm schritt ein junger Bursche. Den Kopf vornüber gebeugt, die Augen zu Boden geschlagen, suchte er mit dem Alten Schritt zu halten. In seiner Gangart lag etwas Zögerndes, als würde er lieber die entgegengesetzte Richtung einschlagen.

„Was haben Sie denn angestellt, daß Sie drei Monate gefesselt sind?“ brach der Alte endlich das Schweigen.

Dem Jungen war diese Frage sichtlich unangenehm. Eine auffallende Röte überzog sein bleiches Gesicht.

„Sie brauchen mir es nicht zu sagen, wenn es Ihnen unangenehm ist“, sagte der Alte entschuldigend. „Ich hab' halt geglaubt, daß das Eingesperrtsein ja noch keine Schande ist, wenn man nur unschuldig ist.“

„Mein früherer Herr, der Gemeindevorsteher, hat mich beschuldigt, daß ich zehn Gulden genommen habe, und dafür hab' ich drei Monate bekommen. So wahr ein Gott im Himmel ist, ich bin unschuldig! — Aber was nützt alles Reden — der Mann behauptet es, das Gericht glaubt es und der Dieb ist fertig.“



„Soweit ich den Burschen kenne, ist er ehrlich, ich traue ihm eine solche Schlechtigkeit nicht zu.“

Er holte einigemal schwer Atem, als drohte er in der frischen Luft zu ersticken.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, als könnte er das Gesagte nicht begreifen, zündete sich von neuem seine Pfeife an und tippte schweigend weiter.

Der Junge war froh, daß er mit weiteren Fragen nicht belästigt wurde, senkte den Kopf noch tiefer auf die Brust, während die Augen die grauen Straßensteine anstarrten.

Die Sonne war schon hinter den westlichen Bergen verschwunden, die graue Dämmerung schlich sich langsam, stetig zunehmend, über die hügelige Landschaft, als die beiden Wanderer das Dorf, das Christoph Gottlieb vor länger als Jahresfrist verlassen, erreichten.

Sie waren gerade bei der häuslichen Stätte der alten Barbara angelangt, da trat die Alte unter die Tür. Den dicken Knotenstock hielten die runzeligen Hände krampfhaft umklammert, die tiefliegenden Augen richteten sich scharf auf die beiden fremden Menschen, die aber keine Notiz von ihr zu nehmen schienen. Die Augen der Alten wurden immer größer, die Hände zitterten an zu zittern.

„Gottlieb, Gottlieb, bist du es denn?“ Ein Gemisch von Freude und Angst lag in ihrer Stimme.

Der Junge blieb stehen, auch der Alte tat das gleiche. „Ja, ich bin es“, sagte er halblaut, ohne die Augen aufzuschlagen.

Die Alte ließ, als wäre auf einmal neue Kraft in die Glieder gefahren, den Stock fallen, Tränen der Freude rannen über das faltenreiche Gesicht.

„So komm' doch her, du Teufelsbub“, und laß dich anschauen! — Hast denn schon ganz die alte Barbara vergessen?“

Gottlieb ging hin und reichte ihr die Hand. „Mein Gottlieb, mein armer Gottlieb!“ rief die Alte bewegt, die mageren Arme um den Hals des Burschen schlingend.

„Ich hab schon geglaubt, ich werde sterben müssen, ohne dich zu sehen. — Aber jetzt bleibst du bei mir. Nicht wahr, Gottlieb, du bleibst bei mir? — Wer ist denn der Mann dort?“

„Der Schubführer.“  
„Du kommst am Schub?“  
„Ja — und aus dem Kriminal.“  
„Gottlieb!“

In diesem Ausruf lag der ganze Schmerz, der die alte Brust durchwühlte. Sie ließ die Arme los und starrte Gottlieb wie geistesabwesend an, nicht fähig, ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Lebt wohl!“ sagt Gottlieb leise, ging auf die Straße, wo sein Begleiter schon ungeduldig wartete und beide schritten, ohne sich umzudrehen, weiter.

„Gottlieb! — Gottlieb!“ rief eine heisere, gebrochene Stimme. Der Angerufene war aber jedoch hinter den Häusern verschwunden.

Die beiden gingen bis in die Mitte des Dorfes. Dort war an einem stattlichen Hause eine schwarze Tafel angebracht, auf der in ungelenten Buchstaben das Wort „Gemeindevorsteher“ stand.

Im Hofe trieben sich einige Buben herum. Als die beiden denselben betraten, stellten sie sich breitpurig, nach Bauernart, hin und glockten die Fremden an.

„Der Herenbub!“ rief der größte von ihnen und die kleinen schrien noch lauter: „Der Herenbub!“  
Gottlieb biß die Zähne zusammen, am ganzen Körper zitternd, betrat er die große Stube.

Der Gemeindevorsteher, sein früherer Dienstherr, saß, seine Pfeife rauchend, bei dem großen Familientisch, wie es schon immer in der Abendstunde seine Gewohnheit war.

Der Schubführer erstattete die Meldung, übergab die Papiere und entfernte sich, um wieder denselben Weg zurückzulegen.

Gottlieb stand wie angewurzelt bei der Tür. Er wünschte sich, der Boden möge sich öffnen und ihn verschlingen, aber das Wunder wollte nicht geschehen.

Der Vorsteher legte seine Pfeife auf den Tisch, sperrte die Papiere in die Schublade, öffnete ein Fenster, durch das er mit lauter Stimme rief:

„Martin!“  
Von draußen antwortete eine Stimme, während er sich, ohne Gottlieb anzusehen, wieder zum Tisch setzte und ruhig weiter rauchte.

Ein großer, stämmiger Knecht betrat die Stube.

„Sperr einmal den Dieb für heute nacht in das Spritzenhäufel! — Schließe aber gut zu, damit er nicht entwischt — morgen kommt er dann ins Arbeitshaus!“

Der Vorsteher drehte sich um — die beiden verließen die Stube.

Gottlieb saß, den Kopf in die Hände gestützt, auf der Deichsel der Feuerspritze. Draußen bellten die Hunde, als witterten sie, daß ein Fremder im Dorfe sei. Von ferne drang die Melodie eines Volksliedes in den düsteren Raum. Das übermüdete Lachen schäfernder Mädchen unterbrach die ländliche Ruhe.

Die bekannten Töne des Liebes sowie der Uebermut der Mädchen stimmten Gottlieb noch trauriger. Wie schmete er sich, als er hinter den düsteren Kerkermauern gefangen war, nach der Freiheit. Nun sollte sein Wunsch zu Wasser werden. Ins Arbeitshaus wollte man ihn stecken, ihn, der sich nie bewußt war, auch nur das kleinste Unrecht verübt zu haben. Aber freilich, was half es ihm, daß er von seiner Unschuld überzeugt war? War er nicht von den Richtern wegen Diebstahls verurteilt worden? Sollte er von anderen Leuten mehr Einsicht verlangen können, wie von Männern, die dazu berufen, jeden Fall auf das genaueste zu prüfen, bevor sie das Wort „schuldig“ über die Lippen bringen?

Ins Arbeitshaus. Bei diesem Gedanken drohte ihm das Blut in den Adern zu erstarren. Er hatte von den älteren Zellengenossen schreckliche Dinge von dieser Anstalt gehört. „Lieber zehn Jahre im Zuchthaus als drei Jahre im Arbeitshaus,“ war die Devise dieser Leute. Und dorthin sollte er sich nun jetzt einsperren lassen? Gibt es da für ihn überhaupt noch jemals eine Rettung? Seine Augen füllten sich mit Tränen, ein konvulsivisches Schluchzen durchrüttelte seinen Körper.

Der Mond sandte mitleidig einen bleichen Strahl durch das kleine Fenster, der das Dunkel etwas erhellte.

Auf einmal wurde es finster — vor dem Fenster bewegte sich etwas.

„Gottlieb! — Gottlieb!“ rief eine gedämpfte Stimme. Gottlieb erschrak, er sah nach dem Fenster, doch konnte er das Gesicht nicht erkennen.

„Wer ist es?“  
„Ich — die Barbara ist es. Komm' her, damit ich mit dir reden kann.“

Gottlieb kroch über die Spritze; im Nu stand er vor dem Fenster.

„Mach' auf!“ sagte die Alte, „damit wir uns besser verstehen können.“

Ein Rud, das Fenster gab nach, die frische Nachtluft umfächelte seine brennende Stirn. Die Alte ergriff Gottliebs Hand, drückte sie mit den knochigen Fingern, dann sagte, sie leise:

„Ich bin nicht gekommen, um von dir Rechenschaft zu verlangen, ob du schuldig oder unschuldig ins Kriminal gekommen bist, das mach' du selbst mit deinem Gewissen aus. Mich führt ein anderer Grund her. Du hast mich als Kind einmal gebeten, ich solle dir von deiner Mutter erzählen. Damals hab' ich dir es verweigert, da dir noch der Verstand fehlte, um alles begreifen zu können. Heute sollst du es hören. — Wie alt bist du?“

„Sechzehn Jahre.“

„Also vor sechzehn Jahren war es. Ich saß beim Spinnrad. Draußen heulte der Wind, der Regen schlug an die kleinen Fenster. Ich betete für alle diejenigen, die bei diesem Wetter das schützende Dach entbehren mußten. Da ging die Tür auf, ein junges Mädchen kam in die Stube, schleppte sich bis zur Ofenbank, dort sank sie unaufgefordert vor Erschöpfung nieder. Ich kannte sie, es war die Christoph Marie, das schönste Mädchen im Dorfe. Was nützt aber einem armen Mädchen die Schönheit. Sie ist tausenden Gefahren ausgesetzt, besonders dann, wenn es eine arme Waise ist, der die schützende Hand des Vaters und die Ermahnungen der Mutter fehlen, wie es bei Marie der Fall war.

Das Gesicht freibleich, die Augen voll Tränen, die Haare aufgelöst, so sah sie da, die Blicke so bittend auf mich gerichtet, daß ich kein Weib hätte sein müssen, um nicht sofort zu erkennen, um was es sich hier handelte.

Auf meine Frage, wer der Vater sei, wollte sie zuerst

nicht antworten; endlich gestand sie, daß sie sich mit des Vorstehers Sohn, dem jetzigen Vorsteher, eingelassen, weil er ihr das Heiraten versprochen habe. Ich brachte sie zu Bett und lief um die Hebamme. Als wir nach einer halben Stunde zurückkamen, fanden wir statt einer Wöchnerin ein schreiendes Kind und eine Leiche vor. Die, die wir nach zwei Tagen begruben, war deine Mutter, das schreiende Kind warst du und der Vorsteher ist dein Vater.“

„Der Vorsteher ist mein Vater?“ rief Gottlieb entsetzt.

„Derselbe Mann, der mir meine Kinderjahre zur Hölle machte, derselbe, der mich zum Diebe stempelte und jetzt ins Arbeitshaus schicken will, der ist mein Vater?“

„Ja, das ist dein Vater. — Er bestreitet es zwar, ja, drohte mir sogar, als ich ihn einmal daran erinnerte, mit dem Einsperren, aber die alte Barbara hat keine Angst. Wenn es mir auch deine Mutter nicht gesagt hätte, so wüßte ich doch, daß er es ist. Du bist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, das ist mir Beweis genug.“

Vom nahen Kirchturm klangen elf metallene Schläge; der Nachtwächter stieß in nächster Nähe elfmal ins Horn, nachdem er mit krächzender Stimme die bekannte Strophe:

Liebe Leute laßt euch sagen,  
Soeben hat es elf geschlagen —

„Jetzt muß ich gehen, Gottlieb. Wenn du dich retten kannst, rette dich, denn der Vorsteher führt nichts Gutes im Schilde. Er will dich um jeden Preis los haben, damit er an seine Jugendsünden nicht erinnert wird.“

Die Tritte des Nachtwächters wurden hörbar. Die Alte drückte noch einmal Gottliebs Hand, dann verschwand sie — Gottlieb war allein.

Er setzte sich vor Erschöpfung auf die kalten Steinfliesen. Ein Gemisch von Angst, Leid, Mut und Rache-lust zermarterte sein Gehirn, bekam ihm die Brust. All die Schläge, all die Schimpfnamen, die er im zar-

testen Kindesalter ertragen und erdulden mußte, kamen ihm wieder in Erinnerung.

„Also nicht genug hatte er damit, daß er meine Mutter in den Tod trieb, auch mir mußte er noch meine Jugend stehlen, mein ganzes Leben vernichten,“ schrie er laut auf, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Im Selbstgespräch fuhr er fort:

„Und dieser selbe Mann, dem ich mein Leben verdanke, hat jetzt noch den Mut, mich ins Arbeitshaus stecken zu wollen. Um an seine Sünden nicht erinnert zu werden, schreckt er nicht zurück, sein eigenes Fleisch und Blut der größten Qual auszusetzen, ihm den Lebensfaden abzuschneiden, es aus den Reiben der menschlichen Gesellschaft auszustoßen!“

Er erinnerte sich an die liebevolle Behandlung seines Meisters, eines für ihn wildfremden Menschen. Je mehr er an die schöne Zeit zurückdachte, je mehr wuchs der Haß gegen seinen Vater. Sein Kopf schmerzte, die Brust zog es ihm krampfhaft zusammen.

Er sann weiter.

„Mein Vater ist ein reicher, geachteter Mann, ist Vorsteher einer Gemeinde, hat in der Kirche den vordersten Sitz. Sein Sohn sitzt im Spritzenhaus gefangen, darauf wartend, ins Arbeitshaus geschickt zu werden. Sein ältester Sohn wird einst den schönen Hof erben, wird wieder Vorsteher werden, so geht das von Geschlecht zu Geschlecht. Der älteste Sohn! Bin ich nicht der älteste Sohn, dazu berufen, das Erbe anzutreten? Das wird nie geschehen. Aber wenn ich ihn nicht bekomme, soll ihn auch kein anderer haben. Vernichten will ich ihn, daß kein Stein auf dem anderen bleibt.“

Ein furchtbarer Gedanke stieg in ihm auf. „Vernichten, vernichten will ich ihn!“ rief er laut, mit geballten Fäusten.

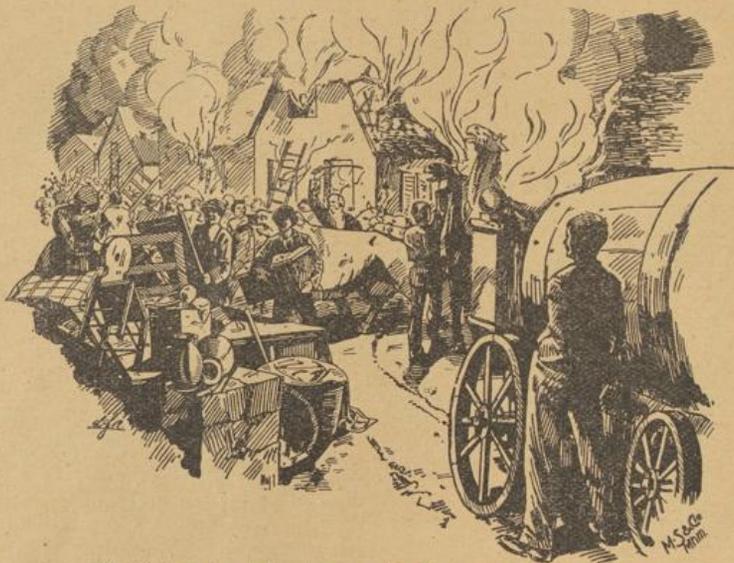
Er erhob sich, zwangte sich durch das enge Fenster und sprang auf die Erde — er war frei. In weitem Bogen umging er den Hof und näherte sich der hölzernen Scheune, dort blieb er horchend stehen.

Nichts rührte sich — alles schlief!

Noch einmal kam ihm der Gedanke, tue es nicht, fliehe, aber der Haß war zu groß, erfüllte zu sehr sein ganzes Denken, die Stimme der Vernunft fand kein Gehör.

Ein kleines, bläuliches Flämmchen flackerte auf. Halm um Halm verschlang das gefräßige Element — erfaßte die dünnen, moosbedeckten Schindeln, kroch zuerst langsam, dann immer schneller und schneller weiter. Gepeitscht vom Wind erreichten die Flammen den First — Funken sprühten — vom Wind weitergetragen, ergriffen sie andere Objekte. Feuergarben stiegen gegen den Himmel, die Sterne erblähten — ein roter Schein war weit hin sichtbar.

„Feuer! — Feuer! — Feuer!“ Diesen träßlichen Ruf überlöteten das Prasseln und Krachen des brennenden Hofes.



Die Hände in den Hosentaschen, um den Mund ein hämisches Lächeln, die Augen stier in die Flammen gerichtet, so stand er da.

Traraaa! — Traraaa! — Traraaa!  
Hornsignale und Feuerrufe, Stimmengewirr und  
Pferdegetrappel, dazwischen entsetzliche Schreie aus dem  
Hofe — alles das floß zu einem ungeheuren Lärm zu-  
sammen.

Die Weberufe aus dem Hofe taten Gottlieb am wohl-  
sten. Die Hände in den Hosentaschen, um den Mund ein  
hämisches Lächeln, die Augen stier in die Flammen ge-  
richtet, so stand er da. Es fiel ihm gar nicht ein, an eine  
Flucht zu denken; das Schauspiel war so großartig, daß  
es ihn wie gebannt festhielt.

„Schnell! — schnell!“ rief er, ungeduldig mit den  
Füßen stampfend. Die Vernichtung ging ihm zu lang-  
sam von statten.

Die Balken stürzten krachend in die Glut — die Men-

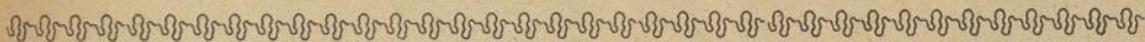
schen kamen immer näher — die Hunde heulten — Gott-  
lieb stand wie angewurzelt und starrte lächelnd in das  
Flammenmeer.

\*

Fünfundzwanzig Jahre später saß auf der Schwelle  
der halbverfallenen Hütte der längst verstorbene Bar-  
bara ein frühgealterter Mann; der scharfe Blick, der kurz-  
geschorene Schädel, das glattrasierte graue Gesicht, die  
graue Kleidung, alles das ließ auf den ersten Blick den  
Zuchthäusler erkennen.

Die Leute im Dorfe wichen ihm scheu aus; auch er  
hatte kein Bedürfnis, mit ihnen zusammenzukommen.

So lebte er einsam und verlassen, Christoph Gottlieb,  
der Dorflump.



## Rouget de Lisle.

Ueber die Entstehung der französischen Nationalhymne,  
der Marseillaise, sind noch immer Legenden aller Art ver-  
breitet, obwohl sich die Wissenschaft hat angelegen sein  
lassen, Licht in das Dunkel zu bringen, das die Geburt  
dieses historischen so bedeutsamen Gedichts lange verhüllte.  
In Je sais tout (Ich weiß alles) gibt nun André Jbles  
einen authentischen Bericht über die wunderbaren Zu-  
fälle, durch die aus dem unbedeutenden Dichtersling  
Rouget de Lisle im Rausch des großen Augenblicks  
der Schöpfer von Frankreichs Nationalhymne wurde.

Josef Rouget stammte aus einer angesehenen Bür-  
gersfamilie, deren Mitglieder zumeist Juristen in höherer  
Stellung und königstreue Leute waren. Der junge Josef  
schlug infolgedessen aus der Art, als er, obwohl er etwas bu-  
cklig war, die Soldatenlaufbahn erwählen wollte. Da die  
Militärschulen dem Träger des einfachen Namen Rouget  
verschlossen waren, so legte er sich die hochtönendere Fort-  
setzung „de Lisle“ bei und wurde nun Offizier in der fran-  
zösischen Armee.

Es war die Zeit der galanten Reimereien und der  
geistvollen Epigramme, in der jeder ein paar Verse zu-  
sande brachte, und so ward denn auch Rouget nicht ohne  
Erfolg um die Gunst der Dichtermuse, machte sich als Ver-  
fertiger kleiner Gelegenheitsgedichte beliebt, die er den  
jungen Damen in ihre Albums schrieb. Im ganzen aber  
war er ein recht miserabler Poet, und niemand hätte ihm  
zugetraut, daß er binnen kurzem ein unsterbliches Lied  
schaffen werde, das seinen Namen nun schon mehr als ein  
Jahrhundert durch die Geschichte trägt. Seit 1791 war  
Rouget Hauptmann in Straßburg, und hier wurde er  
durch den General Kellermann bei dem damaligen Bür-  
germeister der Stadt, dem Baron Friedrich Dietrich, ein-  
geführt, in dessen schöngeistigen Salon sich Philosophen  
und Weltleute trafen und wo der Hauptmann den jungen  
Damen eifrig den Hof machte. Man war bisher sehr  
freiheitlich, aber auch königstreu gesinnt, und als Lu-  
dwig XVI. die Verfassung beschwor, geriet der Bürger-  
meister in einen Freudenrausch und hat Rouget de Lisle,  
von dem er wußte, daß er gelegentlich den Pegasus be-  
steige, eine Hymne auf die Freiheit zu dichten. Aber dem  
Offizier, der nur an niedliche, galante Reime gewöhnt  
war, schien das doch ein zu kühnes Beginnen, und er stand  
davon ab. Da kam die Kriegserklärung der Franzosen  
am 25. April 1792; die patriotische Begeisterung ließ die  
Stimmung in hohen Wogen anschwellen, und Dietrich  
fühlte sich gedrängt, an die Straßenerden Straßburgs  
folgende Proklamation anzuschlagen: „Zu den Waffen,  
Bürger! Das Banner des Krieges ist erhoben, das  
Zeichen gegeben. Zu den Waffen! Ihr müßt kämpfen,

siegen oder sterben. Zu den Waffen, Bürger! Wenn wir  
dabei beharren, frei sein zu wollen, dann werden alle  
Mächte Europas ihre dunklen Anschläge zerschellen sehen.  
Wie sie zittern, diese gekrönten Despoten! Marschieren  
wir, seien wir frei bis zum letzten Atemzug, und stets  
selen unsere Wünsche dem Glück des Vaterlandes und  
dem Wohl der ganzen Menschheit geweiht!“

Am Abend waren die Intimen des Dietrichschen Sa-  
lons alle versammelt. Man sprach von der schwunghaften  
Proklamation des Bürgermeisters; man war erregt,  
Rouget, der musikalisch war, sang und spielte. Aber  
Dietrich war mit den Liebern, die er wählte, dem Ca ira  
und der Carmagnole, nicht zufrieden; sie schienen ihm  
unwürdig der Waffen Frankreichs, und von neuem be-  
stürmte er den Dichter, Musiker und Soldaten, einen  
besseren Gesang an ihre Stelle zu setzen. Als Rouget an  
diesem Abend nach Hause ging, das Hirn von patrioti-  
scher Begeisterung und von genossenem Champagner  
trunken, da fiel sein Blick auf den Anschlag; die patheti-  
schen Worte formten sich ihm zu Verse: „Zu den Waffen,  
Bürger!“ — „Das Banner des Krieges ist entfaltet!“ —  
So summt es in seinem Kopf; zu Hause angelangt, nahm  
er die Violine, die auf dem Tisch lag, gab einige Akkorde  
an und schrieb die fünf Strophen nieder, die heute den  
Hauptteil der Marseillaise bilden. Am Morgen, noch  
siebernd von dem Wurf, der ihm gelungen, eilt er zum  
Bürgermeister, läßt ihn aus dem Schlaf weden, und zit-  
ternd, stockend deklamiert er ihm und singt ihm seine fünf  
Strophen. Dietrich ist begeistert; er begleitet ihn zu  
seinem Gesang; das ganze Haus muß die neue Hymne  
hören. Abends erklingt sie bereits vielstimmig im Diet-  
richschen Salon. Das Lied zündete sofort, wurde nach  
ein paar Tagen schon öffentlich in Straßburg von der  
Kapelle der Nationalgarde gespielt, als „Kriegsgesang  
für die Rheinarmee“ gedruckt und nun von der allgemein  
patriotischen Aufregung schnell ins Land getragen. Nach  
Marseille hat es ein Student gebracht; er sang es bei  
einem Bankett, das die Stadt fünfhundert nach Paris  
marschierenden Kriegsfreiwilligen gab und diese Frei-  
willigen zogen ein paar Wochen später unter den Klän-  
gen des Liedes in Paris ein. Diese Stunde hat der  
Kriegshymne den historischen Namen des Sangs der  
Marseiller (Chant des Marseillais), der Marseillaise, ge-  
geben.

Die ursprüngliche Marseillaise Rouget de Lisle hatte  
nur fünf Strophen; die sechste wurde später von dem  
Abbé Pessonneau hinzugefügt, die siebente, „die  
Strophe der Kinder“, verdankt ihre Entstehung dem



Rouget de Lisle im Hause des Bürgermeisters Dietrich von Straßburg.

großen Revolutionsdichter Marie Josef Chenier. Die Musik, die Rouget zugleich mit den Versen geschaffen hat, ist jedenfalls hinreichender und prächtiger als die Dichtung; sie hat wohl zu dem Erfolg das meiste beigetragen. Der erste, der die Orchesterbegleitung setzte, war ein ganz unbekannter Kapellmeister Daanier; die definitive Orchestrierung ist erst 1889 durch Ambroise Thomas erfolgt. 1879 wurde die Marseillaise offiziell zur Nationalhymne erhoben.

Für seinen Schöpfer ist dies berühmte Lied zwar die Ursache der Unsterblichkeit, aber auch zugleich die Quelle seines Unglücks geworden. Er blieb nämlich auch während der Jakobinerherrschaft dem König und seinem Hause getreu, zerbrach sogar seinen Degen, als am 10. August 1793 die radikale Verfassung beschworen wurde. Während seine Schöpfung das Wahrzeichen französischer Ruhmes wird und in den napoleonischen Kriegen überallhin mit der französischen Fahne vordringt, bleibt er selbst in bescheidener Stellung; nach dem Sturze Napoleons komponiert er Hymnen zu Ehren Karls X., aber auch das rettet ihn nicht aus seinem Elend. Er schlägt sich mühsam durch, indem er Uebersetzungen anfertigt. So ist auch durch ihn zum ersten Male Spatespeare mit Macbeth und Othello auf die französische Bühne gekommen. 1826 wird er ins Schulgefängnis gesteckt; für den Dichter der revolutionären Marseillaise hat man in dieser reaktionären Zeit nichts übrig. Erst nach der Revolution von 1830 setzte ihm Louis Philipp eine Pension aus und ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Mit 71 Jahren ist er dann 1836 gestorben.

Heute ist die Marseillaise die offizielle Hymne der französischen Bourgeoisie. Die Arbeiter singen die Internationale des Proletariatsdichters Pottier.

Ein eigener Versuch, vor allem den textlichen Inhalt der Marseillaise genauer, als anderen, oft recht frei verfabrenden Uebertragungen es gelungen ist, wiederzugeben, mag dieses Gedenkblatt beschließen:

Auf, Jugend, auf im Vaterlande!  
Der Tag des höchsten Ruhms erschallt.  
Gegen uns hebt die Tyrannenbande  
Ihrer blutigen Fahnen Gewalt.  
Hört ihr die losgelassenen Horden?  
Wild brüllen sie durch unsre M'rn.  
Euch Kinder all' und euch, ihr Frau'n,  
Will schonungslos ihr Wüten morden.  
Nehmt Waffen! Bürger all!  
Schließt dicht die Reih'n, es gilt!  
March, marsch! drauf los!  
Verruchtes Blut  
Durchtränke das Gesicht!

Was will dies Hundspad von Glenden!  
Verrat und dunkle Königslist!  
Diese Kettenmach, wen soll sie schänden,  
Die tüchtig längst geschmiedet ist?  
Franzosen, euch! O Qual tiefinnen!  
O Schimpf, du brennst! Wer hält sie noch!  
Uns waagt man, uns, das alte Joch  
Der Sklavenschande anzufinnen!

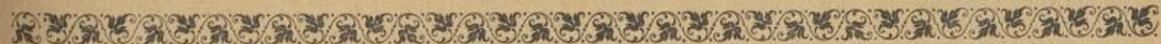
Soll fremder Kriegsgewalt Erfreuen  
Gesetze schmieden unserm Herd?  
Gekaufte Schergen, sollen sie zerbrechen  
Unser Kämpfer stolzes Schwert?  
Großer Gott, unterm Griff seiler Knechte  
Soll die Stirn sich ducken in Schmach,  
Niedre Willfür, die das Recht zerbrach,  
Wird fürder formen unsre Rechte!

Tyrannen, bebt, und ihr Hyänen,  
Ihr Abschäum aller Skelnis,  
Euren treulos-mörderischen Plänen  
Ist endlich der Lohn gewiß.  
Das Volk steht auf, euch zu zer schlagen,  
Und sinken unsere jungen Helden tot,  
Neu springt empor ein Aufgebot:  
Gegen euch will alles Waffen tragen.

Doch wenn ihr kämpft, laßt Großmut thronen!  
Kein Hieb soll fallen ohne Not.  
Die armsel'gen Opfer sollt ihr schonen,  
Die der Zwang, nicht der Haß entbot!  
Doch die heran blutigeria freischen,  
Despoten all', samt ihrer Brut,  
Herzlose Tiger, die voll Wut  
Der eig'nen Mutter Schoß zerfleischen —

Dir, Vaterland, glüh'n heil'ge Feuer, —  
O Glut, führ unsre Rache weit!  
Freiheit du, Freiheit du, einzig teuer,  
Steh' im Kampf deinen Schützern zur Seit!  
Daß bald der Sieg mit Donnerchören  
Mit unsern Fahnen schließt den Bund,  
Daß deine Feinde todeswund  
Dein Glück und unsern Ruhm noch hören.

Strophe der Kinder.  
Wir rücken nach in eure Bahnen,  
Wenn ihr, o Väter, nicht mehr seid.  
Euer Staub dort wird uns mahnen  
Und die Spur eurer Tapferkeit!  
Was liegt am Leben! Mag's verhalten!  
Nehrdoch gilt euer Todeslos.  
Ein stolzes Ziel erschimmert groß:  
Euch rächen, oder auch zu fallen!



## Demokratie und Sozialismus im alten Griechenland.

Es gibt viele Leute, und zwar meistens solche, welche sich einbilden, merkwürdig „weltflug“ und gelehrt zu sein, die alle Versuche einer Verbesserung unserer jetzigen politischen und sozialen Zustände mit dem Wörtlein abtun: „Es ist alles schon da gewesen.“ Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Demokratie und Sozialismus — alles schon da gewesen, alles schon als Utopie oder als Schwindel erwiesen. Wohin hat die Demokratie bei den Griechen geführt? Zur Entartung des Volkes, zu einer wilden Pöbelherrschaft. Und als was hat der griechische Sozialismus sich erwiesen? Als die undurchführbaren Träume eines Philosophen. Folglich sind Sozialismus und Demokratie eigentlich überwundene Standpunkte.

So reden die oben erwähnten Leute, und mancher Freund des Rechtes und der Freiheit wagt es nicht, ihnen darauf zu antworten, eingeschüchtert durch ihre „Gelehrsamkeit“. Was sollten sie auch erwidern? War Athen nicht wirklich eine Demokratie, welche zugrunde gegangen ist an Feigheit und Bestechlichkeit, an Ueppigkeit und Charakterlosigkeit? Und war nicht Plato wirklich ein Sozialist? Und doch malte er sich seinen Staat nur als Ideal, nicht als ein zu verwirklichtendes Gebilde aus.

Um diesen eingeschücherten Freunden der Freiheit zu Hilfe zu kommen, auf daß sie künftighin den „gelehrten und weltflugen“ Leuten, die obiges behaupten, über's Maul fahren und deren Dummheit und Frechheit ins

rechte Licht sehen zu können, dürfte es vielleicht nicht überflüssig sein, uns die griechische Demokratie und den griechischen Sozialismus einmal näher anzusehen und zu untersuchen, ob sie wirklich mit der modernen Demokratie und dem modernen Sozialismus noch etwas mehr gemein haben, als den Namen.

Betrachten wir uns zuerst die griechische Demokratie. Das beste Beispiel hierfür dürfte die demokratischste aller Demokratien Griechenlands, Athen, abgeben, und zwar zur Zeit, als die Demokratie daselbst am Höhepunkt ihrer Entwicklung angelangt war, während des sogenannten Perikleischen Zeitalters.

Sehen wir uns also die Demokratie Athens an, während der Jahre 460—430 vor Beginn unserer Zeitrechnung (vor Christo, wie man zu sagen pflegt).

Der athenische Staat war dem Namen nach eine Symmachie (Eidgenossenschaft). Die Stadt Athen mit ihrem Gebiete hatte mit einer großen Menge anderer Städte einen Bundesvertrag zu Schutz und Trutz abgeschlossen; die einzelnen Teilnehmer des Bundes hießen Symmachoi (vom griechischen Worte Symmachos, Mitkämpfer), der ganze Bund daher eine Symmachie. Athen war der Vorort des Bundes, der sich immer weiter und weiter ausdehnte und zuletzt ein mächtiges Reich bildete — allerdings nach griechischem, nicht modernem Maße gemessen, denn dieses „mächtige“ Reich hatte vielleicht eine Einwohnerzahl von sechs Millionen Köpfen.

Aus der Vororterschaft oder Hegemonie (Hegemon gleich Führer) des Bundes wuchs aber für Athen, als den mächtigsten der verbündeten Staaten, naturgemäß die Herrschaft über alle anderen heraus, wie dies z. B. mit Preußen in der Symmachie Deutschland über kurz oder lang auch der Fall sein wird. Aber zwischen Athen und Preußen herrscht der kleine Unterschied von Republik und Militärmonarchie. In Deutschland ist es daher die Dynastie Hohenzollern, nicht das preußische Volk, welche ganz Deutschland sich dienstbar machen wird, in der athenischen Symmachie machte das Volk von Athen seine übrigen Bundesgenossen sich dienstbar.

Das souveräne Volk von Athen (ungefähr 90 000 Menschen — Weiber und Kinder eingerechnet — während der Periode, von der wir sprechen), beherrschte also sechs Millionen Mitmenschen, und zwar unumschränkt: eine Tatsache, welche die athenische „Demokratie“ in einem eigentümlichen Lichte erscheinen läßt. Wir sehen, daß dieselbe nur eine erweiterte Aristokratie war, die auch weidlich ihre Macht mißbrauchte, wie es jede Aristokratie naturnotwendig tut, denn der Besitz der Gewalt erzeugt von selbst ihren Mißbrauch. Die Aristokraten von Athen, welche sich von anderen nur dadurch unterschieden, daß sie nicht zerstreut durchs ganze Land, sondern alle in einer Stadt gedrängt zusammenwohnten, ließen sich für die Mühe der Regierung wie jede andere Aristokratie bezahlen. Allerdings waren der Aristokraten so viele, daß sie ihre Versammlungen behufs der Regierung Volksversammlungen nennen konnten, und es klingt sehr demokratisch, wenn es heißt, daß das Volk für den Besuch derselben entschädigt wurde. — Diese Entschädigung betrug anfangs 1, später 3 Obolen (von 2 Obolen täglich konnte man ganz gut leben). — Aber dieser demokratische Anspruch versiegte, sobald man erfährt, daß die Untertanen des Volkes es waren, welche diese „Entschädigung“ zahlten, und daß in dieser „Volksversammlung“ beispielsweise im Jahre 427 der Beschluß gefaßt wurde, sämtliche „rebellische“ Untertanen auf der Insel Lesbos sollten hingerichtet werden, weil sie sich gegen den harten Druck ihrer Herrin, der athenischen „Demokratie“ empört hatten. Als echte Aristokraten hatten die athenischen Bürger sich ferner nicht nur die Regierung, sondern auch das Richteramt vorbehalten, einerseits, um immer „Recht“ zu haben, und andernteils, um das Einkommen

aus dem Gerichtsverfahren allein einzuheimsen. Sämtliche Bundesgenossen waren daher gezwungen, in Athen ihr Recht zu suchen. Die Rechtshändel kamen vor Geschworene — 6000 an der Zahl — welche auch einen Sold bekamen — dem Anscheine nach ebenfalls sehr demokratisch, wenn man nicht weiß, daß die Geschworenen nicht nur über Mitbürger, sondern auch über Untertanen zu richten hatten. Und wie viele Prozesse gab es nicht bei der großen Anzahl derselben! Und wie wenig wurde in jeder Sitzung entschieden, wenn's sich um Bundesgenossen handelte, um desto öfter 3 Obolen — so viel per Sitzung — einheimen zu können! Die Athener, welche nicht zu Gerichte saßen, hatten auch ihren Profit davon, da ja die Untertanen, wenn sie nach Athen kamen, daselbst nicht von der Luft leben konnten.

Doch die Gerichtsporteln und Vergütungen für die Volksversammlungen genügten der aristokratischen Demokratie Athens nicht, um ohne Arbeit leben zu können — dem Ideal jeder Aristokratie — man ersand daher noch neue Wege, sich von dem Gelde der Untertanen bezahlen zu lassen. Dazu diente besonders das Theorikon, das Schauspielgeld. Der Theaterbesuch war in Athen umsonst — allerdings wurde nicht täglich, sondern nur bei besonderen Festlichkeiten gespielt. Da aber das Schauspiel morgens begann und den ganzen Tag ausfüllte, fiel es manchem schwer, auf den Tagesverdienst um des Schauspiels willen zu verzichten. Auf Antrag des Perikles wurden daher die Bürger Athens dafür entschädigt, daß sie ins Theater gingen; jeder, der es verlangte, erhielt an den Tagen, an denen gespielt wurde, 2 Obolen, später noch mehr.

Alles das hätten sich die „Bundesgenossen“, aus deren Saal zum größten Teile das alles bezahlt wurde, gefallen lassen; aber was sie am meisten bedrückte und empörte, das war die „Kleruchie“.

Nach griechischem Kriegsrechte gehörte Person und Habe des Besiegten dem Sieger. Die Athener handelten daher für ihre Zeit sehr menschlich, wenn sie das eroberte Land in Akteriose (griechisch Kleroi) teilten und dieselben armen athenischen Bürgern zuwies, welche nun Kleruchen genannt, ihrerseits in Athen blieben und ihr neues „Eigentum“ seinen bisherigen Besitzern gegen einen Pachtzins überließen. Aber mit der Zeit wandten die Athener dies bequeme Mittel, Geld zu erhalten, nicht nur bei Besiegten, sondern auch bei Bundesgenossen an, und wenn eine größere Anzahl Athener Geld brauchte, dann genügte der Vorwand, um irgend einen Bundesgenossen für einen Auführer zu erklären und ihm sein Land wegzunehmen.

Dieses System, die Kleruchie, war es, was vor allem den Haß der Untertanen gegen die Herrschaft der athenischen Demokratie erweckte und ihren Druck unerträglich erscheinen ließ. So lange Athen mächtig dastand, gehorchten freilich die Bundesgenossen; aber einige Niederlagen in einem Kriege gegen Sparta, dem sogenannten peloponnesischen, genügten, um das ganze stolze Gebäude von Athens Größe zusammenbrechen zu lassen insolge des unaufhaltsamen Abfalles seiner Untertanen, der „Symmachoi“.

Nicht weil Athen eine Demokratie war, ist es gefallen — es ist nicht gefallen, weil das Volk Athens über sich selbst herrschte — sondern weil es über andere herrschte, weil es neben sich eine politisch rechtlose Klasse duldete, weil es eine Aristokratie war: dies war es, was Athen ebenso gestürzt hat wie Rom.

Die demokratische Verfassung der Gemeinde Athen hat, weit entfernt, es zu verderben, seinen Untergang länger aufgehalten, als jede andere vermocht hätte: sie hat in dem Volke stets eine gewisse Besonnenheit und einen gewissen Edelmut selbst in den Zeiten seiner größten Macht über die Bundesgenossen wachgehalten, so daß es dieselbe

nie so schamlos gebrauchte, als zum Beispiel das streng aristokratische Sparta während der Zeit seiner Hegemonie. Und in den Zeiten der höchsten Not und des tiefsten Falles war es auch die demokratische Verfassung, welche Athen aufrecht erhielt, während hier wieder Sparta das Gegenteil an den Tag legte.

Es ist eine Schande für viele Leute, die sich einbilden, Gelehrte zu sein, daß ihnen diese Lehren der griechischen Geschichte fremd geblieben sind, da sie doch schon den alten Griechen selbst, die doch sicher weniger befähigt waren, als wir, ihre Geschichte unbefangen zu betrachten, nicht entgangen waren. So bemerkte z. B. Sokrates ganz richtig: „Es gereichte die sogenannte Hegemonie (Oberleitung) den Athenern und Spartanern zum Verderben, den Spartanern aber in kürzerer Zeit; ihre Verfassung, die 700 Jahre lang bestand, wurde schnell erschüttert und fast gänzlich aufgehoben, die Privaten wurden ungerecht und geldgierig und der Staat behandelte die Bundesgenossen übermäßig und verlangte fremdes Gut.“

Die Herrschaft also war es, welche Athen stürzte, welche seinen politischen Untergang herbeiführte — sie war es, welche auch seinen sozialen Untergang verschuldet hat, nur war es die Herrschaft in anderer Form; es war dies nicht die Herrschaft über den Bundesgenossen, den „Symmachos“, sondern über den Sklaven.

Die Sklaverei war die naturnotwendige Folge der Gefinnungen der antiken Gesellschaft, bei der die physische Arbeit als entwürdigend und entehrend galt, welche von freien Männern daher nicht verrichtet werden konnte. Die Lohnarbeiter wurden den Sklaven gleich geachtet und waren in den meisten Staaten rechtlos. Dieselbe Arbeitslast und dieselbe Behandlung wurde ihnen zuteil wie den Sklaven, von denen sie sich nur dadurch unterschieden, daß diese einem Herrn, sie aber vielen nach einander dienten. In vielen Staaten war es den freien Bürgern verboten, irgend ein Gewerbe zu betreiben, welches den Fremden und besonders den Sklaven vorbehalten blieb; nur in wenigen Staaten, wie z. B. in Athen, genossen auch die Lohnarbeiter politische Rechte.

Charakteristisch für die Art und Weise, wie man in Griechenland die Lohnarbeiter behandelte, ist unter anderem die homerische Sage über die Lohnarbeit zweier Götter. Poseidon, der Gott des Meeres, baute ein Jahr lang dem König Laomedon die Mauern Trojas, und Apollo, der Gott des Lichtes und der musischen Künste, weidete während der Zeit seine Herden. Als sie aber am Ende des Jahres ihren Lohn verlangten, da wurde ihnen derselbe schänderweise vorenthalten, und da die betrogenen Götter natürlich darüber unwillig wurden und Krakeel anfangen, drohte der König den Aufzählern mit Abschneiden der Ohren und Verkauf in ein fremdes Land — vermutlich gestützt auf irgend einen alten Kulte-paragraphen — und den um ihren Lohn geprellten Göttern blieb nichts übrig, als mit langer Nase abzugehen und wo anders Arbeit zu suchen.

Wenn es schon den Göttern so ging, sobald sie um Lohn arbeiteten, wie mußte erst den sterblichen Lohnarbeitern mitgespielt werden! Alles verachtete sie, nicht bloß die gedankenlose Masse der Besitzenden, nein, auch die größten und edelsten Denker, die sich weit über ihre Umgebung erhoben. Hören wir nur wie z. B. Sokrates, der edelste der Griechen, über die Lohnarbeiter dachte: „Es gibt eine zwiefache Beschäftigung,“ sagte er, wie wir aus verschiedenen Berichten seiner Schüler Plato und Xenophon entnehmen, denn Sokrates selbst hat keine Schriften hinterlassen, „es gibt eine zwiefache Beschäftigung, für den Leib und für die Seele. Die eine ist eine dienende; sie verschafft Speise, Getränke und Kleider und was der Körper sonst noch begehrt. Solche Dinge erhalten wir durch die Krämer und Landleute, und bereitet werden sie vom Koch, Bäcker, Weber, Schuster und Ger-

ber. Ueber alle diese Künste verdienen die Heilkunde und Gymnastik zu herrschen, weil sie allein erkennen, was dem Körper zuträglich ist. Jene dagegen gelten für knechtisch und des Freien unwürdig. Sie sind indes unentbehrlich. Auch wissen sie vieles, was andere nicht wissen, in Sachen, die in ihrem Bereiche liegen; über Haus- und Schiffsbau und dergleichen muß man sie in den Volksversammlungen hören. Die Athener lachen, wenn da Unkundige das Wort ergreifen. In Staatsangelegenheiten dagegen erteilen sie es einem jeden. Die Arbeiter glauben nun aber, wie die Dichter, alles zu verstehen, weil sie in ihrer Kunst erfahren sind. Und doch fehlt es ihnen an Bildung, schon wegen Mangels an Muße, ohne welche eine gute Erziehung nicht möglich ist. Mögen die Schmiede, Zimmerleute und Schuster in ihrem Fache geschickt sein, die meisten sind Sklavenseelen, sie wissen nicht, was schön, gut und gerecht ist. Hochherzigkeit, edle Gesinnung sucht man vergebens bei ihnen. Ein anderes ist es, ein Handwerk zu lehren, und ein anderes, rechtschaffene Menschen zu erziehen. Die sitzende Lebensweise der meisten Gewerbetreibenden hat überdies den Nachteil, daß sie ihren Körper schwächt, sie an gymnastischen Übungen hindert und ihnen also die Befähigung abgeht, in der Verteidigung des Vaterlandes die erste Bürgerpflicht zu erfüllen. Ferner können sie ohne Verlust in ihren Einkünften das Haus nicht verlassen, um an den Staatsgeschäften in den Volksversammlungen teilzunehmen. Das Handwerk ist daher mit Recht verrufen und verachtet und in manchen Staaten den Bürgern verboten.“

So urteilte der edelste Grieche. Hören wir noch, was der weiseste der Griechen sagte, Aristoteles, der Philosoph aus Stagira.

Auch er stellte die Handwerker den Sklaven zunächst. „Ihr Zustand,“ meinte er, „ist auch eine Art Knechtschaft, nur stehen sie denen, für welche sie arbeiten, etwas ferner als die Sklaven, von welchen die Lohnarbeiter sich übrigens bloß dadurch unterscheiden, daß jene einem und sie jedermann dienen. Vor Zeiten zählten sie auch zu den Sklaven, und in vielen Staaten geschieht es noch jetzt. . . Man kann die Landbauer, Handwerker und Tagelöhner nicht entbehren, zu den wahren Staatsbürgern gehören aber bloß die Waffenführenden und Beamten. Die anderen sollen nicht Priester und Beamte sein, in wohlgeordneten Staaten sind sie nicht einmal Bürger, da ihnen die Befähigung dazu abgeht, wie den Kindern, Sklaven, Schutzgenossen und Fremden. Denn durch die Handarbeit wird der Geist abgestumpft, sie schafft rohe, ungeschlagte Leute und würdigt den Freien herab; weder der gute Staatsmann, noch der gute Bürger darf sich mit ihr befassen. Sie läßt auch zu den öffentlichen Geschäften keine Zeit übrig, nur die Grundbesitzer, die Wohlhabenden erfreuen sich der dazu erforderlichen Muße und sind Bürger.“

Welche Freude muß ein Reaktionär empfinden, wenn er diese Ausführungen eines griechischen Philosophen liest! Ganz und voll dürfte aber selbst der verbohrteste Bourgeois es nicht mehr wagen, der antiken Anschauung zu huldigen; denn die Griechen zählten zu den entehrenden Beschäftigungen nicht nur das Handwerk, was auch heutzutage noch mancher Esel tut, sondern auch die Kunst. Ja, so unglücklich es scheinen mag, die Griechen, welche die Kunst zu einer Vollenbung erhoben haben, die uns unübertrefflich erscheint, sie verachteten den Künstler — weil er kein Müßiggänger war. Der Müßiggänger war für den Griechen, wie für jedes der Natur nahestehendes Volk, keine Schande, sondern der Vorzug des freien Mannes. Die Aergia (den Müßiggang) nannte Sokrates die Schwester der Freiheit.

Da man nun durch Müßiggang kein Künstler werden kann, so war es selbstverständlich, daß der Künstler ebenso

verachtet war als der Handwerker. Deutlich wird diese Gemüthung in einer Allegorie Luzians veranschaulicht, in welcher derselbe die Bildhauerkunst und Wissenschaft als Personen auftreten ließ, um einen jungen Mann streitend, den jede bei der Wahl des Berufes für sich zu gewinnen sucht. Die Bildhauerkunst erscheint in schmutzigem Aufzug, mit Marmorstaub bedeckt und Schwielen an den Händen. Sie verspricht ein reichliches Einkommen (was sagen die heutigen Bildhauer dazu?) und einen starken Körper, und sie erinnert an des Phidias, Polyklet und anderer Meister Ruhm. Die Wissenschaft sagt dagegen: „Als Bildhauer bist du ein Handwerker, ruhmlos, von gemeiner Bestimmung, einer aus dem großen Haufen. Würdest du auch ein Phidias und Polyklet sein und Bewunderungswürdiges leisten, so würde zwar jeder deine Kunst bewundern, aber kein Vernünftiger würde wünschen, an deiner Stelle zu sein, denn wie geschickst du auch sein möchtest, du wärest doch immer nur ein Handwerker, ein Lohnarbeiter.“

Den gleichen Gedanken führte Plutarch aus, welcher sagte: „Wir verachten oft die Urheber der Werke, an denen wir Freude haben. Man liebt Salben und Purpurgewänder, aber die Salbenbereiter und Färber hält man für gemeine Handwerker. Sehr gut sagte Antisthenes, der Kyniker, als man Ismenias wegen seines Flötenspiels rühmte: „Er ist von niedrigem Stande, sonst spielte er nicht so schön.“ Und Philipp schalt Alexander, als derselbe kunstgerecht die Zither spielte: „Schämst du dich nicht, so schön zu spielen?“ Kein Jüngling mit vorzüglichen Naturgaben wünscht bei dem Anblick des Zeus in Olympia oder der Hera in Argos ein Phidias oder Polyklet zu werden, und ebenso wenig ein Anakreon, Philemon oder Archilochus, wenn ihre Gedichte ihm gefallen; denn es folgt nicht, daß wir den schätzen, dessen Werk uns erfreut.“

Wo die Arbeit — und zwar jede Arbeit, die eine gewisse gewerbsmäßige Uebung voraussetzt, ob sie sich Handwert oder Kunst nannte — in solcher Mißachtung war, da vermochte nur der äußerste Zwang zur Arbeit zu treiben. Die Zahl der Lohnarbeiter war denn auch in Griechenland eine geringe, sie umfaßte nur diejenigen freien Männer, welche durch das äußerste Elend gezwungen waren, ihre Arbeit zu verkaufen, ein Fall, der selten eintrat bei der Bedürfnislosigkeit des griechischen Volkes und bei den vielen Unterstützungsarten, welche der Staat seinen mittellosen Bürgern bot. Jeder, der nur ein bißchen Vermögen hatte, kaufte sich einen Sklaven und ließ diesen für sich arbeiten. Von dieser Sklavenarbeit lebte der weitaus größte Teil der Bevölkerung. Fast jeder Bürger besaß einen Sklaven, die Wohlhabenden besaßen aber deren viele, und diese wurden nicht nur zu häuslichen Verrichtungen, sondern auch zu Fabrikarbeiten verwendet. Von der großen Anzahl derselben kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß während des peloponnesischen Krieges zur spartanischen Besatzung der Festung Dekelea 20 000 Sklaven aus Athen entwichen, von denen die Mehrzahl Fabriksklaven waren.

Im ganzen befanden sich in Athen zur Zeit des Perikles an 360 000 Sklaven — also viermal so viel als freie Bürger, welche, wie schon oben erwähnt, sich samt Weib und Kind nur auf 90 000 beliefen. Also nicht nur der Staat, auch die Gemeinde Athen selbst war ein Hohn auf die Demokratie — sie war nichts als eine erweiterte Aristokratie. Noch größer war das Mißverhältnis in Sparta, wo die Staatsklaven, die Heloten, wenigstens zehnmal so zahlreich waren als ihre Herren, die Spartaner.

Trotz der großen Ueberzahl der Sklaven bildeten dieselben keine unmittelbare Gefahr für den Staat. Uns freilich erscheint es ungläublich, daß 360 000 arbeitsfähige Männer geduldig ihr schweres Joch trugen, anstatt über

ein Häuflein von 90 000 Menschen herzufallen, sie zu expropriieren und sich in den Besitz der Güter, die sie selbst schufen und bearbeiteten, zu setzen. Aber niemand, auch die Sklaven nicht, konnte sich die Möglichkeit des Fortbestehens der Gesellschaft ohne Sklaverei vorstellen; niemand dachte daher auch im entferntesten an ihre Aufhebung. Dachte man doch nicht einmal einige Jahrhunderte später daran, im kaiserlichen Rom.

Die Sklaven versuchten es daher nicht, wie die Bundesgenossen, die Macht ihrer Unterdrücker zu stürzen; sie bildeten nicht wie diese eine stete politische Gefahr. Aber wenn auch langsamer, so dafür viel sicherer, untergruben sie den Boden des Staates nicht bloß Athens, sondern jeder der vielen Staaten, aus denen Griechenland bestand.

Der Zerfallsprozess glich hier genau dem im alten Rom; hier wie dort entwickelte sich mit dem Unschlagreifen der Sklaverei die Großproduktion in der Industrie und im Landbau, hier wie dort den kleinen Besitz verdrängend. In Rom wie in Griechenland hatte dies die Entvölkerung zur Folge, da die freie Bevölkerung immer mehr und mehr zusammenschwand und zur Bearbeitung der großen Güter infolge der Arbeitsteilung und der Zunahme der Bewirtschaftung immer weniger Sklaven erforderlich wurden. Diese Entvölkerung, das langsam, aber unaufhaltsam wirkende Gift, welches an dem Marke des Staates fraß, war hier wie dort die Hauptursache des endlichen Zusammenbruchs: Griechenland erlag den Makedoniern und dann den Römern, das römische Weltreich den Germanen.

Alle politischen Experimente, die man machte, um dem drohenden Untergang vorzubeugen, Demokratie, Aristokratie, Monarchie, welche sich nach einander abmühten, nichts konnte helfen. Eines nur wäre imstande gewesen, die Krankheit der Gesellschaft zu heilen: die Beseitigung ihrer Ursache, der Sklaverei. Das war aber unmöglich, denn die technische Grundlage einer neuen Produktionsweise war nicht vorhanden, es konnte daher niemand an soziale Veränderungen denken: es gab keinen „Sozialismus“.

Mit dem griechischen Sozialismus steht es eben noch schlimmer, als mit der griechischen Demokratie. Letztere hat sich beim näheren Zusehen als ein Zerrbild der wirklichen Demokratie erwiesen; der griechische Sozialismus aber verschwindet wie ein Nebel unter unseren Händen, sobald wir ihn uns näher rücken wollen. Im alten Griechenland hat niemand an Veränderungen der Gesellschaft gedacht, es hat also auch einen Sozialismus nicht gegeben. Jeder wird das zugeben müssen, der sich die zwei Erscheinungen näher ansieht, die man so freundlich war, für sozialistische zu erklären.

Der erste Sozialist, also gewissermaßen der Ursozialist, soll Pythagoras gewesen sein. Was tat dieser Mann? Er suchte die Aristokratie zu engerem Zusammenschluß zu bewegen und gründete daher einen Bund, welcher das gemeinsame Wohnen und gemeinsame Mahlzeiten der Mitglieder vorschrieb, die ihr Vermögen in die gemeinsame Kasse geben mußten. Eigentum war unter ihnen nicht gestattet. Unter sich war dieser Bund also wohl kommunistisch, aber aristokratisch gegen das Volk — Pythagoras selbst ein Aristokrat, der nicht die Gesellschaft umgestalten, sondern die Macht des Adels verstärken wollte. Er ging sogar so weit, zu sagen, die Herrschenden mußten danach trachten, daß man sie wie Götter ehre, die Dienenden aber müsse man knechten gleich dem Vieh: ein sonderbarer Sozialismus.

Bekannter als Pythagoras ist Plato, der von vielen, sogar von Sozialdemokraten, für einen Sozialisten erklärt wird, wegen seines Buches über die Republik, in welchem er seiner Idealstaat darlegte. Dieser angebliche kommunistische Idealstaat sollte aus drei Klassen bestehen: den Regierenden, den Kriegern und den Handwerkern

und Ackerbauern, welche letztere in diesem „Zukunftsstaat“ nicht sehr glimpflich behandelt werden; Plato würdigt sich übrigens nicht herab, ihrer eingehender zu gedenken, denn er hegt dieselben Vorurteile über sie, wie seine Zeitgenossen. Auch von den Regierenden spricht er wenig. Jedenfalls sind sie sehr bedürftlos, da sie sämtlich Philosophen sein sollen. Am meisten beschäftigt sich Plato mit der Klasse der Krieger, und die Vorschläge, welche diese betreffen, sind es, die dem Staatsphilosophen den Titel eines Sozialisten eingetragen haben. Die Krieger sollen in Weiber- und Kindergemeinschaft leben und den Unterschied von Mein und Dein nicht kennen, das Weib soll an den Uebungen und Pflichten, sowie Rechten des Mannes teilnehmen. Die Kinder werden gemeinsam erzogen und, wenn schwächlich, ausgekostet.

Alle diese Vorschläge Platons klingen sehr revolutionär und kommunistisch — man könnte daher annehmen, Plato sei, wenn auch kein demokratischer, so doch ein aristokratischer Sozialist und Revolutionär gewesen.

Zum Unglück für diese Annahme haben die Geschichtsforscher herausgefunden, daß Plato als Politiker ein eifriger Anhänger der spartanischen Aristokratie war. Die Geschichtsforscher — d. h. einige wenige — haben dann die spartanische Verfassung, die zu Platons Zeiten schon über ein halbes Jahrtausend alt war, mit dem platonischen Zukunftsstaat verglichen und gefunden, daß sie einander ähneln wie ein Ei dem anderen.

Plato will drei Klassen von Bürgern haben — diese drei Klassen finden wir in Sparta in schönster Ordnung: die Regierenden — zwei Könige und die Gerusia (Rat der Alten), bestehend aus 28 mindestens 60 Jahre alten Greisen, dann die Krieger — die Spartaner, welche nichts zu tun hatten, als sich in den Waffen zu üben, und als dritte Klasse die Handwerker und Landbauern, die Verdienste, welche zwar die Pflicht hatten, Steuern zu zahlen, um die Krieger zu erhalten, dafür aber nicht die mindesten politischen Rechte besaßen, weshalb sie sich auch sehr unglücklich fühlten. Wie bei Plato, finden wir in Sparta ferner gemeinsame Erziehung der Kinder und Aussetzung der Untauglichen unter denselben. Ferner finden wir hier wie dort denselben Kommunismus unter den Kriegern, d. h. den Spartiaten.

Das ganze Staatseigentum an Grund und Boden ward zu gleichen Teilen an die spartanischen Familien

verteilt, ebenso alles bewegliche Staatseigentum, die Staatsflaven, Heloten genannt, und Pferde und Hunde, welche mit denselben in eine Linie gestellt wurden. Auch die ehelichen Zustände waren in Sparta derart, daß sie an Weibergemeinschaft grenzten, obgleich im Prinzip Monogamie herrschte. Es kam vor, daß mancher zwei Frauen hatte, und andererseits wieder, daß sich Brüder aus Erbsparnis eine gemeinsame Frau hielten. Nicht selten ereignete es sich, daß Frauen an andere Männer für einige Zeit oder für immer abgetreten wurden. Dies galt sogar als Gesetz für bejahrte Männer, welche jüngeren auf ihre ehelichen Rechte Verzicht leisten mußten. Auch war es durchaus nichts Unerhörtes und gesetzlich erlaubt, daß jemand, dem eine fremde Frau gefiel, sich dieselbe ausliehe.

Beim Lichte betrachtet, finden wir also in Sparta in roheren Formen daselbe, was Plato schilderte, und wenn wir die politische Stellung desselben damit zusammenhalten, müssen wir zu dem Schluß kommen, sein „Zukunftsstaat“ sei eigentlich ein Staat der grauen Vergangenheit, und es entpuppt sich der angebliche Revolutionär als ein in der Wolle gefärbter Reaktionsär, der Sozialdemokrat als ein Aristokrat.

Wir sehen also, wie es mit dem griechischen Sozialismus noch schlechter bestellt ist als mit der griechischen Demokratie und wie wenig diejenigen Ursache haben, sich für sehr geschickt zu halten, welche behaupten: „Es ist alles schon da gewesen.“ Im Gegenteil, von alledem, was man jetzt will und anstrebt, ist noch gar nichts da gewesen! Es gibt nicht zwei Zellen, welche sich gleichen, und doch sind das die einfachsten Formen des organischen Lebens, und die so komplizierten politischen und sozialen Erscheinungen des Lebens der Menschheit sollten sich un-aufhörlich wiederholen!? Stets neue Gestaltungen sind es, welche die Entwicklung der Menschheit zutage fördern, Gestaltungen, die es bisher nicht gegeben hat und die sich auch späterhin nicht mehr wiederholen werden. So ist es auch mit der Demokratie und dem Sozialismus. Erscheinungen der Art, wie wir sie darunter verstehen, hat es bisher noch nicht gegeben; die früheren, gleichnamigen haben eben mit den jetzigen nur den Namen gemein. Seinem Instinkt und seiner Ueberzeugung folgend, muß das Proletariat auf dem betretenen Weg weiterschreiten; es findet kein Beispiel in der Geschichte, das es leiten, aber auch keines, das es abschrecken könnte.

## Die großen Utopisten.

Was ist ein Utopist? Ein Utopist ist ein Denker, der zur Beseitigung gewisser Schäden — zumeist der Schäden des gesellschaftlichen Lebens — unausführbare Vorschläge macht. Einen derartigen Vorschlag selber nennt man eine Utopie. Die Worte Utopie und Utopist stammen aus dem Griechischen. Sie sind zusammengesetzt aus der Vorsilbe u, die soviel bedeutet als nicht, zweitens aus der Stammsilbe top, die dem griechischen Wort topos angehört und Ort, Platz bedeutet, drittens aus den Endungen ie und ist, deren erste die Sache, deren zweite den Mann bedeutet. Eine Utopie ist also eine Sache ohne Ort, ohne Platz, ohne Heimat — ein Nirgendland. Ein Utopist ist ein Mann, der sich bemüht, dieses — zumeist soziale, das ist gesellschaftliche — Nirgendland darzustellen und zu empfehlen, ist ein Mann, der dies im allgemeinen freilich tut, ohne zu wissen, daß seine Vorschläge unausführbar, utopistisch sind. Die Ausdrücke Utopie und Utopist enthalten das Urteil, das von Späteren gefällt wurde. Ein Denker freilich hat seinen Idealstaat selber eine Utopie

genannt — das war der spätmittelalterliche Engländer Thomas Morus (1478 bis 1535), dessen Staatslehre geradezu den Titel „Utopia“ führt.

Indes werden wir es hier mit Thomas Morus und überhaupt den älteren Utopisten nicht zu tun haben. Wir wollen es für diesmal nur mit den sozialen Utopisten zu tun haben, die uns zeitlich und sachlich näher stehen. Dies sind die Utopisten, die im Zeitalter des jungen Kapitalismus und des jungen Industrieproletariats aufgestanden sind — die Utopisten vom Ausgang des 18. und vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Und auch die sozialen Utopisten der neueren Zeit sollen uns diesmal nicht alle interessieren, sondern unter ihnen bloß die wichtigsten. Drei sind es, die man als Klassiker der utopistischen Gesellschaftsverbesserung, das heißt als ihre Hauptvertreter bezeichnen kann: Fourier, Saint-Simon und Owen.

Was diese drei sozialen Utopisten — wie übrigens alle ernstlichen Gesellschaftsreformer — auszeichnet, ist dies,

daß sie einen Kampf gegen unverdienten Reichtum und unverdiente Armut führen und das Heil der Welt in einer Gesellschaftsrichtung erblicken, in der, soweit es angeht, jeder arbeitet und nach Verdienst entlohnt wird. Und noch etwas ist den Lehren dieser sozialen Utopisten — wie auch der späteren Gesellschaftsreformer — eigentümlich: die Arbeitenden sollen sich zu vollständig eingerichteten Arbeitergenossenschaften zusammenschließen. Inwiefern die drei großen Utopisten sich in der Auffassung dieser vollstündlichen Arbeitergenossenschaften und des Entlohnungssystems voneinander unterscheiden, und inwiefern sie hinter den späteren Gesellschaftsreformern zurückbleiben, das eben wollen die folgenden Darstellungen zeigen. Bei allen Unterschieden ist jedoch den dreien und

ihren wissenschaftlich tieferen Nachfolgern dies gemeinsam, daß ihr ganzes Denken einer Gesellschaftslehre zutreibt, die wir den Sozialismus nennen. Sozialismus ist ein vieldeutiges Wort. Aber alle wesentlichen Bedeutungen dieses Wortes haben dies gemein, daß sie den Geist der vollstündlichen Gemeinschaft, der vollstündlichen Genossenschaftlichkeit, den Geist der sozialen Gerechtigkeit atmen, und daß sie am allermeisten dem Wohl derjenigen gewidmet sind, die in der bestehenden Gesellschaft zu kurz kommen — dem Wohl der Arbeiter im engeren Sinne, dem Wohl der Arbeiterproletarier.

Wir wenden uns zunächst dem Manne zu, der unter den drei großen Utopisten des Sozialismus uns zeitlich und durch seine Lehre am fernsten steht.

## I.

## Fourier.

Charles Marie Fourier kam am 7. Februar 1772 zu Besançon in Frankreich zur Welt. Sein Vater war Großhändler und in sehr guten Verhältnissen. Der Vater starb 1781 und hinterließ dem Sohn einen Erbanteil von 80000 Livres. Der Sohn wurde frühzeitig zum Kaufmann bestimmt. Fünfjährig wurde er schon in die Geheimnisse des Handels eingeweiht — und fünfjährig schon bewies er, daß er für diesen Beruf ganz ungeeignet war. Kunden nämlich, die im väterlichen Geschäft betrogen wurden, führte der Knabe beiseite, um sie über den Schwindel aufzuklären.

Einer der Kunden verriet den jungen Fourier, und der arme Kerl mußte seine Reiblichkeit mit einer Tracht Prügel büßen. Einer ähnlichen Geschichte werden wir übrigens bei Owen begegnen. Fouriers Abneigung gegen den Handel wurde durch die Strafe natürlich nur noch größer. Durch die Strafe und das fortwährend von ihm beobachtete Mißverhältnis

zwischen Moral und Geschäft erbittert, gelobte Fourier im siebenten Jahre förmlich Krieg gegen den Handel: „Ich schwöre ewigen Haß dem Handel.“ Als Schüler zeichnete sich Fourier in den gelehrten Fächern aus; insbesondere befandete er Neigung zum Lateinischen. Ganz offenbar von der Natur zu einer gelehrten Laufbahn bestimmt, wurde er von der Mutter doch gezwungen, in die kaufmännische Lehre zu treten. Ihm mißte es nichts, daß er forderte, die Pariser Univerſität besuchen zu dürfen, nichts, daß er ein andermal wünschte, Pionieroffizier zu werden. Man zwang ihn zum Handel, und zwang ihn noch, nachdem er aus zwei Lehrlingsstellen entlassen war. Fourier hat sich später über die verfehlte Jugend bitter genug geäußert: „So habe ich meine Jugendjahre in den Stätten der Lüge verbracht, wo ich überall die unheilvolle Weisung vernahmen mußte: ein viel zu ehrlicher Junge — taugt nicht für den Handel. In der Tat, ich bin betrogen und ge-



plündert worden bei allem, was ich unternommen habe. Aber wenn ich nichts taugt für die Praxis des Handels, so um so mehr dazu, ihm die Maske wegzureißen.“

Die einzigen Tröstungen jener Jahre waren ihm die Musik, die er ohne Lehrer mit verschiedenen Instrumenten auszuüben lernte, das Geographiestudium und die Blumenzucht. 1790 war die Lehre beendet. Fourier machte nun eine Reise durch Deutschland, Holland und Belgien. Dann nahm er eine kaufmännische Stellung in Lyon an. Diese Stadt, in der er auch einen Teil der Lehrzeit zugebracht hatte, Lyon, bot ihm an sich selber wenig des Erfreulichen — bot ihm um so viel weniger, als sein zarter Geist gerade ganz besonders auf die Beobachtung der sozialen Schäden eingestimmt war, deren es ja in Lyon die größte Menge gab. Lyon war von jeher ein Hauptsitz der französischen Gewerbetätigkeit. Am Ende des 18. Jahrhunderts bestand dort nicht allein ein beträcht-

liches Kleinhandwerk, sondern auch schon eine ausgedehnte Industrie und ein mächtiges Verlegersystem. Unter Verlagsystem oder Verlegersystem versteht man eine wirtschaftliche Einrichtung, nach der ein verkaufsgewandter Großhändler die Erzeugnisse der Heimarbeiter verschleißt; der Verleger ist also nicht Fabrikant, sondern Mittler zwischen Heimararbeitenden Produzenten und dem tausenden Publikum. Die Verleger waren zu allen Zeiten besonders rücksichtslose Ausbeuter. Die Gesamtzahl der Arbeiter von Lyon war in der Zeit der französischen Revolution, also am Ende des 18. Jahrhunderts, etwa 50000. Diese Arbeiter lebten auf die erbärmlichste Proletarierart; und mitten in der französischen Revolution, die im wesentlichen eine Klassenbewegung des jungen, unternehmungslustigen Bürgertums gegen den Mittelstand, eine Bewegung der Industriellen, Händler und Bankiers gegen den vornehmen Grundbesitz gewesen ist, entfeimte zu Lyon eine zweite, eine andersgeartete Revolution — eine Revolution des vierten Standes gegen den dritten,

eine Revolution des Arbeiterproletariats gegen die ausbeutungslustigen bürgerlichen Unternehmer in Gewerbe und Handel. Der Klassengegensatz der Arbeiter gegen die Unternehmer mußte in Lyon um so lebhafter sein, als Lyon gerade der Hauptsitz der eleganten, der Luxusindustrie — beispielsweise der Seidenindustrie — war und der Arbeiter also Dinge erzeugte, die er selber am allerwenigsten besitzen konnte. Die Rehrseite bequem erworbenen Unternehmerrichtums war eine wüste Sittenlosigkeit, der das ausgenutzte Proletariat die Opfer lieferte: zahlreich waren in Lyon die Frauen, die ihren geringen Lohn oder die schlechte Einnahme des Vaters um den Kaufpreis ihres Leibes vermehrten. Diese Zustände also sah Fourier mit scharfem Auge. Er konnte denen unmöglich glauben, die da behaupteten, die französische Revolution habe die Menschheit erlöst. Er selbst verlor zu Lyon im Jahre 1793 sein Vermögen; aber mehr als von seiner persönlichen Verarmung war er von dem Glend ergriffen, das ihm zu Lyon unter der Herrschaft einer dreieitigen Unwahrheit, nämlich einer angeblichen Brüderlichkeit, auf Schritt und Tritt begegnete. Er sah, daß die Revolution im ganzen bloß dem mittleren und dem Großbürgertum zugute kam, jener Schicht also, die man die Bourgeoisie nennt. Fourier ging übertreibend so weit, politische Revolutionen darum grundsätzlich zu mißachten.

Neben seiner kaufmännischen Tätigkeit betrieb Fourier, soweit ihm Zeit blieb, eifrig wissenschaftliche Studien. Besondere Aufmerksamkeit wandte er nun der Anatomie, der Sternkunde, der Physik, der Chemie, überhaupt den naturwissenschaftlichen Fächern zu. Fand er in diesen Studien Erhebung, so zwang ihn freilich der Beruf wieder zu den niedrigsten Dingen; im Jahre 1799 erhielt er zu Marseille als Handelskommiss von seinem Chef den Befehl, eine Schiffsladung Reis von geringer Güte ins Meer zu versenken; durch diese verhältnismäßig wenig kostspielige Minderung des Vorrats wollte der Chef den Preis der überbleibenden Ware jählings steigern.

Zu Anfang des neuen Jahrhunderts machte sich Fourier zu Lyon als Makler selbständig. Nicht als ob er diesen Beruf geliebt hätte: „ein Makler ist ein Mensch, der mit den Lügen anderer haussiert und zu diesen Lügen seine eigenen hinzufügt“. Aber Fourier, vermögenslos und nur kaufmännisch geübt, sah keine andere Möglichkeit. In der Freizeit gehörte er seinen naturwissenschaftlichen und sozialreformatorischen Studien. 1808 brachte Fourier ein Werk heraus, das einen gar seltsamen Titel führte; es hieß: „Die Lehre von den vier Bewegungen und den allgemeinen Bestimmungen.“ In diesem Werke suchte Fourier zwischen den Anziehungsgesetzen der äußeren Natur — zum Beispiel dem Gesetz der Schwere oder Gravitationsgesetz — und den von ihm entdeckten Bewegungsgesetzen oder Anziehungsgesetzen der menschlichen Seele und des sozialen Lebens einen tiefen Zusammenhang herzustellen und so die ganze Welt auf ein

natürliches Grundgesetz zurückzuführen; zugleich entwickelte Fourier in diesem Werk ein Gesellschaftssystem, das diesem Gesetz entsprechen sollte.

1812 starb die Mutter; Fourier erbte eine Rente von 900 Frank und konnte fürder, zumal bei seiner Bedürfnislosigkeit, etwas mehr Zeit für seine Studien übrig behalten. Er arbeitete zunächst noch in verschiedenen kaufmännischen Stellungen, zog sich dann aufs Land zurück und ließ nach vielfährigem Schaffen ein neues Werk erscheinen: es kam im Jahre 1822 heraus und hatte den Titel einer „Lehre von der allgemeinen Einheit“. Dies Werk führte die Lehren des ersten Werkes weiter. Fourier hatte es nur mit der finanziellen und geistigen Hilfe eines edlen Freundes beenden können. Im Jahre 1826 siedelte Fourier trotz seiner Abneigung gegen das allesverzehrende Paris in die Hauptstadt über. Er lebte dort als Kommis. 1829 veröffentlichte er seine klarste Schrift: das Buch über „Die neue Welt der Arbeit und der Genossenschaft“.

Der Ruhm dieser Schriften drang nicht weit. Viele von denen, die sie lasen, hielten Fourier wegen seiner zuweilen wahnwitzigen Einfälle für vollkommen verrückt. Nur ein kleiner Kreis von Menschen, die Fouriers Schriften auf den Grund gingen und hinter den tollen Absonderlichkeiten ein Genie erkannten, umgab den alternenden Mann. Der bedeutendste der Schüler Fouriers war Viktor Considérant. Offiziere, Aerzte, Künstler, Schriftsteller, Anwälte bildeten die Jüngerschaft. Die Arbeiter vermochten es nicht, sich in den Werken Fouriers zurechtzufinden und auf sie eine Arbeiterbewegung zu gründen.

Der bedürfnislose Mann, der mit seinen Gedanken die Welt zu erlösen hoffte, endete in trostloser Armut. Heinrich Heine, der die letzten Jahrzehnte seines Lebens in Paris verbrachte, hat ihn uns beschrieben: „Wie oft sah ich ihn in seinem grauen, abgeschabten Rocke längs der Pfeiler des Palais Royal dahinschreiten, die beiden Rocktaschen schwer belastet, so daß aus der einen der Hals einer Flasche, und aus der anderen ein langes Brot hervorguckte. Einer meiner Freunde, der ihn mir zuerst zeigte, machte mich aufmerksam auf die Dürftigkeit des Mannes, der sein Geirant beim Weinschant und sein Brot beim Bäcker selbst holen mußte . . .“

In solchen Verhältnissen starb Fourier zu Paris am 9. Oktober 1837. Dieser Mann erwartete neun Jahre lang täglich zur Mittagszeit den „Kandiditen“, das heißt den Millionär, der die Mittel zur Begründung der Fourierschen Institute für Sozialreform vorstücken würde — die fünfzehn Millionen wenigstens, die zur Begründung einer einzigen fourieristischen Arbeitsgemeinde nötig gewesen wären. Dieses Bild hat etwas Ergreifendes. Aber es hat zugleich etwas Wahnsinniges. Noch ohne die Lehren Fouriers zu kennen, möchte man von vornherein behaupten, daß auf diese Art die soziale Frage nicht gelöst werden konnte: nie und nimmer durfte die Lösung der sozialen Frage auch nur einen Moment auf die milde Laune eines Kapitalisten angewiesen werden.

## II.

### Saint-Simon.

Die Wende des achtzehnten Jahrhunderts war eine Periode großer innerer Gärungen, sozialer Konflikte und grandioser Umwälzungen. Solche Zeit, die im Zeichen revolutionärer Neubildung steht, bildet naturgemäß einen fruchtbaren Untergrund für soziale Phantasien, soziale Utopien und soziale Theorien. Zu keinem anderen Zeitpunkt entstanden denn auch in so rascher, einander förmlich drängender Folge sozial-sozialistische Ideen und Systeme wie in den Jahrzehnten, die im Banne der großen kapitalistischen Umgestaltung des feudalen Europa

standen: die Systeme der Fourier, Robert Owen, Saint-Simon, der Cabet, der Proudhon, der Godwin, der Wilhelm Weitling, und wie sie alle heißen mögen.

Unter ihnen ist Saint-Simon unbestritten der hervorragende, modernste und wissenschaftlichste. Derjenige, dessen Geist in prophetischer Voraussicht und Vorwegnahme mancher großen Erkenntnisse der Zukunft weit über seine Zeit hinaus und tief in die Weltanschauung des wissenschaftlichen Sozialismus der Marx und Engels hineinwuchs, der, Utopist, der er in seinem Kerne war

und trotz allen geistigen Fortschrittes geblieben ist, dennoch mehr als die anderen die utopistische Denkmethode von sich abgestreift hat.

Eine geniale Natur, hervorragend begabt, mit einem faulstischen Erkenntnistrieb ausgestattet, aber von ungestümem und rastlosem Willen zur Betätigung und innerlich in der Jugend ein wenig zügellos und halblös, war Graf Henri de Saint-Simon am 17. Oktober 1760 als Sproß einer adeligen französischen Familie geboren. Das stürmisch Drängende seines Wesens, sein phantastischer Trieb zu großen Taten, sein überschwengliches Kraftbewußtsein läßt ihn seine Jugend in einem reich

bewegten Abenteuererleben zu bringen. Mit 16 Jahren Unterleutnant im französischen Heere, bald darauf unter Washington in Amerika am Freiheitskampf teilnehmend, dann wieder mit einem Plane für einen inter-ozeanischen Kanal beschäftigt, mit 23 Jahren zur Oberwürde empor gestiegen, bricht er dann plötzlich mit einem energischen Ruck seine militärische Laufbahn und wirft sich mit aller Leidenschaft in wissenschaftliche Studien. Doch nur für eine Weile und schon springt er auch wieder aus diesen heraus, von dem Gedanken beherrscht, Madrid mit dem Meere zu verbinden. Bevor jedoch dieser Plan, den er in Gemeinschaft mit dem Bankdirektor Cabarrus durchführen wollte, zur Ausführung gelangen kann, bricht

der Sturm der französischen Revolution über das verrottete, feudale Frankreich herein. Saint-Simon wird zunächst von ihr wie von allem Großen, Flammanden gepackt, gleichwohl aber hat er noch kein richtiges Verständnis für die Bedeutung dieser Bewegung; ihr kraft seiner Erziehung innerlich fremd gegenüberstehend, vermag er nicht die ihn abstoßende Form um des Inhaltes willen anzuerkennen und wendet sich von ihr ab. Die Revolution nimmt ihm das reiche Erbe seiner Mutter und, um sein gewohntes Leben auch fernerhin weiterführen zu können, greift er zu dem letzten Mittel müßelosen Erwerbs, zur Spekulation. Vom blinden Gotte des Zufalls begünstigt, häuft sich in seinen Händen rasch ein erhebliches Vermögen auf. Allerlei Verdachtsgründe bringen ihn für ein Jahr ins Gefängnis. Daraus entlassen, läßt er, was er gewonnen, mit verschwenderischen Händen

wieder zerrinnen. Er führt ein Leben im großen Stile, mit pomphaften Festen, mit allem Raffinement des Luxus, er schüttet sein Geld über alle aus. Er ist ganz Grandseigneur, wenn er mit einer leichten aber edlen Gebärde nonleidende Gelehrte mit den Worten zu sich läßt: „Kommt immerzu, und wenn nur Not am Gelde ist, dann kommt, das habe ich.“ Das Geld rinnt und verrinnt. Und mit einem Male sieht sich Saint-Simon ganz unten an der Rutschbahn des Lebens. Der Hunger trifft ihn; er lernt das Darben kennen. Um sein Dasein zu fristen, ergreift er die nächste, ihm dargebotene Verdienstmöglichkeit. Er, der sich mit großen, weitreichenden Plänen zur Beglück-

ung der Menschheit trägt, wird Kofist. Nachts aber arbeitet er rastlos an sich und seiner Geistesbildung. Unter diesem Doppelleben bricht sein geschwächerter Leib zusammen: Blutskurz, Krankenlager, und er mittellos, hilflos, ohne Freunde, von allen in Stiche gelassen. Da kommt ein einfacher, schlichter Mann namens Diaros, Saint-Simons ehemaliger Diener, und der nimmt sich seiner an, bereitet ihm in seinem eigenen Hause ein neues Heim, stellt ihm sein Vermögen zur Verfügung, befreit ihn aller materieller Not und gibt ihm damit die Möglichkeit zu weiteren Studien. In dieser Schaffensperiode veröffentlicht er — nachdem von ihm schon im Jahre 1802 eine kleine, aber ziemlich unbedeutende Arbeit erschienen ist — im

Jahre 1808 sein zweites Werk, in kleiner Auflage, auf Kosten Diaros; die Welt geht achtungslos daran vorüber. Zu allem Ueberflusse stirbt 1810 Diaros und Saint-Simon ist von neuem herbstlicher Not preisgegeben. Nirgendes kann er Hilfe finden. Erst als er nochmals in eine Krankheit fällt, deren Opfer er beinahe geworden wäre, nahmen sich einige Freunde seiner an und seine Familie gewährt ihm Unterstützung. So vertieft er sich denn von neuem in die Wissenschaft und 1813 tritt er abermals mit einem neuen Werke als Frucht seiner Studien an die Öffentlichkeit, die ihm auch diesmal dasselbe Schicksal der Nichtbeachtung zuteil werden läßt. Zudem hat seine Schrift seine letzten Mittel aufgesaugt und die Not hat abermals das große Wort. In den folgenden Jahren wird seine Lage etwas erträglicher und in rascher Aufeinanderfolge erscheinen seine reiften Werke: 1817 „Die Industrie“, 1819



„Der Organisator“, 1821 „Ueber das Industriesystem“. Sein Name bekommt Klang, kommt in weitere Kreise, bringt ihm Anhänger und enthusiastische Schüler. Alles das vermag aber doch nicht zu verhindern, daß die Not von neuem über ihn hereinbricht, und in seiner Raslosigkeit macht Saint-Simon einen Selbstmordversuch. Der aber mißlingt und Saint-Simon erholt sich wieder. Erst der Bankier Olinde Rodrigues, der Saint-Simon bewunderte, nimmt alle materielle Sorge von seinem Lebensabend. 1824 erschien der „Katechismus der Industriellen“, 1825 noch „Das neue Christentum“. Am 9. Mai desselben Jahres starb Saint-Simon.

Die letzten Worte, die er auf dem Sterbebette zu seinen Freunden sprach, lauteten: „Mein ganzes Leben faßt sich in einen Gedanken zusammen: allen Menschen die freieste Entwicklung ihrer Anlagen zu ermöglichen. 48 Stunden nach unserer zweiten Publikation wird sich die Partei der Arbeiter bilden. Die Zukunft gehört uns.“

Aus diesen Worten spricht ein Siegesbewußtsein und eine Ueberzeugung von der Fruchtbarkeit seiner Arbeit, die alle die so reichen Enttäuschungen seines Lebens überdauerte. Die Sicherstellung der freiesten Entwicklung der Anlagen aller, das war tatsächlich das Ziel, das er seinem Lebenszweck gesetzt hat. Und daß dieses große, eines Daseins voll Kampf und Mühe würdiges Ziel nicht auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung verwirklicht werden kann, diese Erkenntnis machte ihn zum Sozialisten. Die Gesellschaftsordnung, die er anstrebte, sollte keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, keine Beherrschung und Unterdrückung der Mehrheit durch eine schmale Minderheit kennen. An die Stelle der Herrschaft über Personen sollte eine Verwaltung von Sachen treten, an die Stelle der Ausbeutung der Menschen zum Vorteil weniger, die Ausbeutung der Natur zum Nutzen der Gesamtheit. Die soziale Freiheit allein war es, deren Erringung ihm von Wert für die Menschheit schien. Die sogenannte ökonomische Freiheit, wie sie der Liberalismus seiner Zeit forderte, lehnte er als

dürftige, nicht weit genug gehende, formelle Freiheit ab. Hatte denn etwa die Erringung der Menschenrechte der Menschheit die soziale Gleichheit und Freiheit gebracht? Und so energisch er auf der einen Seite alle in der Industrie Tätigen, geistige und Handarbeiter, Unternehmer und Arbeiter im Namen des Fortschritts gegen die feudale Reaktion zum Kampfe aufrief und ihre Macht aufwies, so erkannte er dennoch, obwohl der Kapitalismus seinerzeit noch recht unentwickelt und eine scharfe Klassenscheidung noch nicht eingetreten war, auch die Verschiedenheit der Interessen der Bourgeoisie und des Proletariats sehr wohl. Von den Liberalen sagt er, daß ihre Devise in dem Ruße bestehe: Hebe du dich hinweg, auf daß ich mich auf deinem Platz niederlassen kann; und ihr Zweck laufe darauf hinaus, nicht dem allgemeinen, sondern ihrem eigenen Interesse zu dienen. Die Heiligkeit und Unantastbarkeit des Privateigentums ist für ihn nicht vorhanden. Er sieht in der Eigentumsform etwas Variables, Veränderliches; sie hänge von der allgemeinen Nützlichkeit ab, die aber wechsele mit der Zeit. Was aber Saint-Simon über die anderen Utopisten hinaushebt und ihm in der Geschichte des wissenschaftlichen Sozialismus eine besondere Stelle zuweist, das ist, daß er, während die anderen noch in den Banden der utopistischen und rationalistischen (allein die menschliche Vernunft zugrunde legend, alles aus ihr ableitend) Denk- und Forschungsmethode lagen, das große, fruchtbare, wissenschaftliche Prinzip des modernen marxistischen Sozialismus, die ökonomische Geschichtsauffassung, mit voraussetzendem Instinkt erahnt und erkannt, ohne freilich sie völlig zur Ausbildung zu bringen, ihre ungeheure Bedeutung genug zu erkennen und sie zur Grundlage seines Systems, seiner Theorie und Praxis zu machen.

Vieles hat Saint-Simon der Menschheit, der Wissenschaft, dem Sozialismus gegeben. Er war ein Sucher, er war ein Finder, er war ein genialer Befruchter. Und das ist genug, um seinem Namen dauernde Strahlkraft zu geben.

III.

Robert Owen.

Karl Marx hat unter seinen sozialistischen Vorläufern besonders gern des Engländers Robert Owen (sprich: Den) gedacht. Faktisch ist Owen eine der bedeutendsten Gestalten in der Geschichte des Sozialismus, ein Mann von vorbildlichem Charakter und ein genialer Kopf, der schon zu einer Zeit, als die Maschine die ärgsten sozialen Verwüstungen anrichtete, erkannte, daß sie berufen sei, der Menschheit zur Freiheit zu helfen, wenn an die Stelle der Warenproduktion die sozialistische gesetzt werde. Der als Gesellschaftskritiker und als Mann der Praxis gleich bedeutende Vorkämpfer des Sozialismus war ein geborener Waliser. In dem kleinen Ort Newtown (sprich: Njutann) am Severn hat er am 14. Mai 1771 das Licht der Welt erblickt. Nur die Kindheit hat Owen in dem bescheidenen Elternhaus verlebt. Er lernte auf der Schule so gut, daß er schon im Alter von sieben Jahren dazu benutzt wurde, seine jüngeren Mitschüler zu unterrichten. Mit neun Jahren hatte er sich alles zu eigen gemacht, was auf der Newtowner Schule zu lernen war. Anderswo den Knaben eine Anstalt mit höheren Lehrzielen besuchen zu lassen, kam bei den Verhältnissen des Vaters nicht in Frage, und so begann für den neunjährigen Owen die Lehrzeit bei einem Krämer in Newtown, demnächst bei einem Kaufmann in Stamford, wo er bis zum Alter von vierzehn Jahren aushielt und die wenigen Stunden, die ihm nach harter Arbeit hinter dem Ladentisch noch blieben, dazu verwendete, sich auf eigene Faust durch fleißige Lektüre wissenschaftlicher Bücher fortzubilden. Nach

kurzer Tätigkeit in London ging der junge Handlungsgehilfe, der schon in Stamford völlig auf eigenen Füßen stand, 1785 nach Manchester (sprich: Mäntschester; Ton auf der ersten Silbe) in Stellung.

Die Baumwollindustrie von Lancashire (sprich: Län-fschör; Ton auf der ersten Silbe) und ihr Zentrum Manchester nahm immer mehr zu, seit die Erfindung der Spinnmaschinen die industrielle Revolution eingeleitet hatte. Schon machten sich auch die sozialen Begleiterscheinungen dieser wirtschaftlichen Umwälzung in Gestalt der haarsträubendsten Mißstände, besonders der unmenschlichsten Ausbeutung kleiner Kinder, bemerkbar. Und wie des jungen Owen reger Geist der neuen Art des industriellen Betriebes lebhaftes Interesse entgegenbrachte, so nahm seine warme Menschenliebe innigsten Anteil an den Leiden, welche die kapitalistische Wirtschaft über die Fabrikarbeiter brachte. „Früh“, sagt er in seiner hochinteressanten Autobiographie, „fiel mir die große, der toten Maschine gezollte Aufmerksamkeit, die Vernachlässigung und Verachtung der lebenden Maschine auf.“

Owen bekam in Manchester bald Gelegenheit zu einem tieferen Einblick in die technische, wie in die soziale Seite der neuen Betriebsform. Nachdem er seit 1789 erst vorübergehend Teilhaber einer kleinen Maschinenfabrik, dann Inhaber einer freilich ganz zwerghaften Spinnerei gewesen war, kam er im Alter von 20 Jahren als Geschäftsführer bei der großen Drinkwaterschen Spinnerei an, einer Fabrik mit 500 Arbeitern. Herr Drinkwater

muß einen guten Blick gehabt haben, um zu erkennen, daß der junge Mensch, der sich ihm anbot, nicht zu viel Selbstvertrauen besaß. Als geborener Organisator und Menschenkenner arbeitete sich Owen rasch in seine schwierige Aufgabe ein und leitete die Fabrik so, daß nicht bloß der geschäftliche Erfolg ausgezeichnet war, sondern auch die Lage der Arbeiter sich sehr verbesserte. Owen tat in dieser Hinsicht, was er konnte, soweit ihm eben Spielraum gelassen war. Infolge eines Mißverständnisses trat er nach einigen Jahren aus der Stellung bei Drink-

water aus und wurde demnächst Teilhaber einer Spinnerei. Er war nun auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Das brachte ihn aber nicht dahin, wie andere Fabrikanten im Geldmachen aufzugehen, sondern er sah in dem Besitz, zu dem er gelangte, bloß ein Mittel zur Verfolgung der gemeinnützigen Absichten, die sein höchstes Streben darstellten und sich ihm bei stetem Nachdenken über Mensch und Gesellschaft immer klarer gestalteten. Und gegen Ende des 18. Jahrhunderts fand er nun ein Tätigkeitsgebiet, wo er seine Ideen in die Praxis umsetzen zu können hoffen durfte.

Auf Geschäftsreisen nach Schottland war er mit Dale (sprich: Dehl), dem Besitzer der großen Baumwollspinnerei von New Lanark (Nju Lännahrt) am Clyde (Kleihd) bekannt geworden. Dales Tochter und Owen gewannen einander lieb und es kam zur Heirat. 1800 übernahm dann Owen die Fabrik seines Schwiegervaters. 30 Jahre lang hat er den Betrieb geleitet und daraus, soweit dies im Rahmen der kapitalistischen Verhältnisse möglich, einen Musterbetrieb gemacht, der an Fürsorge für die Arbeiter in ganz Großbritannien nicht seinesgleichen hatte. Dabei hatte Owen noch Rücksicht auf Partner zu nehmen, denen der größte Teil des Geschäftskapitals gehörte. Sie ließen ihm aber im ganzen freie Hand, weil die Fabrik unter Owens Leitung besser als je rentierte. Dafür konnten sie schließlich in den Kauf nehmen, daß Owen sich für das Wohl und Webe der 2500 Arbeiter von New Lanark in einer Weise interessierte und bemühte, wie es sowohl hier wie anderswo bislang unerhört war.

Als Owen seine Tätigkeit begann, fand er die Bewohner des Fabrikdorfes ganz verwahrlost vor. Ueberarbeitet und unterernährt, schlecht bezahlt und schlecht be-

handelt, unwissend und unerzogen, war die Bevölkerung von New Lanark arg heruntergekommen. Robheit, Trunkenheit und geschlechtliche Ausschweifungen waren fast allgemein, und den Unternehmer nach Kräften zu bestehlen, galt den meisten für gutes Recht. Die Fabrikfunder wurden im Alter von sechs Jahren von der Edinburgher Armenverwaltung übernommen und ebensolange abgeradert wie die Erwachsenen, dreizehn bis vierzehn Stunden am Tag; daß sie hernach nichts mehr lernen konnten, verstand sich von selbst. Owen sah, gemäß dem



leitenden Grundsatze, den er sich in Manchester gebildet hatte, in der Bevölkerung seines neuen Wirkungsfreies Geschöpfe der widrigen Umstände, in denen sie lebte, und für die allein die Gesellschaft die Verantwortung trage. Es lag ihm also fern, etwa mit Strafen gegen die obwaltenden Laster anzukämpfen sondern er suchte sein Ziel zu erreichen, in dem er die New Lanarker aus den schlechten in menschenwürdige Verhältnisse versetzte, überzeugte, daß sich dann auch das ganze Wesen der Bevölkerung ändern werde.

In dieser Erwartung täuschte er sich nicht. Anfangs freilich hatte er einen schweren Stand gegenüber dem eingewurzeltsten Mißtrauen der Arbeiter, die an seine menschenfreundlichen Absichten einfach nicht glaubten. Er gewann aber ihr Vertrauen, als er in einer Zeit totaler Geschäftslosigkeit den unbeschäftigten Arbeitern trotzdem ihren Lohn auszahlte und dafür über 140 000 Mk. verausgabte. Owen vollbrachte nun in New Lanark Leistungen, die ganz beispiellos waren. Als die Früchte seines

Wirkens erst reiften, war an die Stelle der früheren Verwahrlosung ein Kulturgrad der Arbeiter getreten, daß man von einer völligen Wiedergeburt hätte reden können. Und all das hatte Owen erreicht durch Veränderung der Umstände und Einflüsse, die auf die New Lanarker wirkten, durch Verbesserung der Lebensverhältnisse und erzieherische Einwirkung. Mit der vererblichen Arbeit kleiner Kinder wurde aufgeräumt, anstatt dessen der Jugend zu Schulen mit Spielgärten verholfen, die Arbeitszeit allmählich allgemein auf 10½ Stunden beschränkt, an den Wohnungsverhältnissen durch Errichtung sauberer Häuschen gebessert, der Ausbeutung durch die Krämer vermittels Einrichtung von Konsumläden abgeholfen; für die Unverheirateten wurden Speiseanstalten eingerichtet, für

die Erwachsenen ebensogut wie für die Kinder Bildungs-  
gelegenheiten beschafft, überall Selbstverwaltungskörper-  
schaften ins Leben gerufen. Diese und andere Maßregeln  
hatten eine wunderbare Hebung der Lebenshaltung so-  
wohl, wie der moralischen und geistigen Bildung zur  
Folge, und der Ruf von New Lanark und seinem men-  
schenfreundlichen Leiter erscholl weit hinaus in alle Lande,  
machte Owen zum weltberühmten Philanthropen.

Owens Ziele waren nicht bloß Wohlfahrts-einrich-  
tungen auf dem Boden der bestehenden sozialen Verhältnisse,  
sondern sein Streben ging dahin, diese Verhältnisse von  
Grund aus umzugestalten, eine neue Gesellschaft anzu-  
bahnen, in der nicht mehr einige Bevorzugte sich einen  
großen Teil dessen aneigneten, was die Masse geschaffen,  
sondern diese selbst zum Genuß ihres vollen Arbeits-  
ertrages käme. Das aber erschien ihm nur möglich, wenn  
die Arbeiter Eigentümer, gemeinsame Eigentümer von  
Grund und Boden und Produktionsmitteln würden.  
Darauf lief das soziale System hinaus, das Robert Owen  
nach und nach zum Vorschein brachte, als er seit 1813  
schriftstellerisch und rednerisch seine Ideen zu vertreten  
anfing. Bald wandte er sich auch an die Machthaber des  
Festlandes sowohl als auch Englands selber. Hier trat  
er an die gesetzgebende Körperschaft 1815 zuerst heran mit  
dem Verlangen nach einem gesetzlichen Normalarbeits-  
tag; bis etwas erreicht wurde, kam das Jahr 1819 heran,  
und auch da war es nur sehr unbefriedigendes Stückwerk.  
Aber es war doch ein Schritt auf der Bahn der Arbeiter-  
schutzgesetzgebung geschehen, und den Anstoß dazu hatte  
Owen gegeben. Erfolgrlos blieben dagegen seine Be-  
mühungen, beim Parlament durchgreifende Maßregeln  
zugunsten der Arbeitslosen durchzusetzen, deren Zahl in  
England Legion wurde, als 1815 eine große Absatzkrise  
hereinbrach. Da schlug Owen vor, aus öffentlichen Mit-  
teln innere Kolonien anzulegen, Ansiedelungen von Ar-  
beitslosen auf dem Lande. Da sollten immer einige 1200  
Menschen ein großes, gleichzeitig industrielles und land-  
wirtschaftliches Etablissement bewohnen, das alles Wes-  
entliche erzeuge, was seine Insassen brauchten. Diese  
sollten eine sich selbst genügende Genossenschaft bilden,  
die auf dem Owenschen Prinzip der Kooperation und  
des Gemeinbesitzes beruhe.

Solche Genossenschaften waren nun auch Owens Ideal  
für das Ganze der Gesellschaft, wenn diese nun allmäh-  
lich auf sozialistische Grundlage übergeführt werden sollte.  
Owen stellte sich seinen „Zukunftsstaat“ vor als aus einer  
großen Anzahl solcher Genossenschaften von je etlichen  
tausend Menschen bestehend, deren jede in der Haupt-  
sache für sich und durch sich existiere. Wie nun zu diesem  
Ziel gelangen? Hier springt der wichtigste Unterschied  
zwischen dem heutigen Sozialismus und dem Owenschen  
hervor, das utopistische Element in den Owenschen Ideen.  
Er dachte nicht an politischen Kampf. Der Gedanke des  
Klassenkampfes lag ihm ganz fern. Vielmehr wandte er  
sich zunächst weniger an die Arbeiter als an die besitz-  
enden Klassen. Von sich auf andere schließend, glaubte er,  
daß den oberen Zehntausend die Wahrheit bloß ein-  
leuchtend gemacht zu werden brauche, damit sie sich dazu  
bekehrten und dafür einträten. Und so würden alle  
Klassen im besten Einvernehmen darangehen, den So-  
zialismus zu verwirklichen, und jedenfalls die nötigen  
Geldmittel zusammenkommen, um mit der Verwirklichung  
den Anfang zu machen. Diesen Anfang glaubte Owen  
innerhalb der heutigen Gesellschaft machen zu können  
durch Begründung solcher Kooperativgesellschaften, wie  
er sie sich dachte, die dann allmählich dominieren würden.  
Aus diesen Owenschen Bestrebungen ist schließlich das  
Genossenschaftswesen erwachsen, wie wir es heute in  
seinem Heimatland und auch bei uns haben; dagegen  
schlug das Streben Owens, auf diesem Weg die Zukunfts-  
gesellschaft zu verwirklichen, notwendig fehl.

Er versuchte es damit zunächst seit 1825 in Amerika  
unter Einsetzung fast seines ganzen Vermögens. Die  
kommunistische Kolonie New Harmony in Indiana ent-  
stand, verschwand aber auch wieder, und Owen war mehr  
als 800 000 Mt., vier Fünftel seines Vermögens, los.  
Dadurch ließ er sich aber nicht anfechten. Nach wie vor  
ist er mit der größten Aufopferung und Energie für die  
sozialistischen Ideen eingetreten. Nach England zurück-  
gekehrt und aus der New Lanarker Firma ausgeschieden,  
betätigte er sich jetzt, Anfang der dreißiger Jahre, in der  
um sich greifenden Arbeiterbewegung. 1833 führte er den  
Vorstoß auf dem ersten Gewerkschaftskongreß. Zahlreiche  
Genossenschaften waren auf seine Anregung hin entstan-  
den. Sein Streben ging nun dahin, Gewerkschafts-  
und Genossenschaftsbewegung zusammenzufassen zur un-  
begrenzlichen Verwirklichung des Sozialismus. Dazu sollten  
die Arbeitsbasare und das Arbeitsgeld dienen, womit  
Owen es jetzt versuchte. Die Absicht war, die Arbeits-  
erzeugnisse unter Ausschaltung des Geldes unmittelbar  
austauschbar zu machen und damit den Profit auszu-  
merzen: genossenschaftliche Produktion war die Voraus-  
setzung des Owenschen Plans. Man ging mit Feuereifer  
an die Durchführung. Der unvermeidliche Fehlschlag  
kam und damit ein Rückschlag für die Gewerkschafts- und  
besonders für die Genossenschaftsbewegung. Unentmutigt  
hat Owen noch einmal von neuem angefangen mit seiner  
sozialistischen Agitation. Unpolitisch blieb sie nach wie  
vor. Zur englischen politischen Arbeiterbewegung dieser  
Zeit, dem Chartismus mit seinem nächsten Ziel des all-  
gemeinen Wahlrechts, wußte Owen keinerlei Verhältnis  
zu gewinnen. Er wandte sich jetzt wieder, wie in seiner  
ersten Periode, an alle Klassen und hat sogar eine Audienz  
bei der Königin Viktoria gehabt. Trotzdem wurde er als  
Segner des Privateigentums und der Kirche von den  
Vorführern der bestehenden Klasse für einen höchst ge-  
fährlichen Menschen angesehen und mit Verleumdungen  
überschüttet, auch wiederholt fälschlich angegriffen.

Unbeirrt dadurch ging Owen den Weg weiter, den er  
für den richtigen hielt. Seiner Agitation fehlte es nicht  
an Erfolgen, wenn auch natürlich die Massen für seinen  
unpolitischen Sozialismus nicht gewonnen werden konn-  
ten. Verhängnisvoll wurde ein neues kommunistisches  
Experiment, das innerhalb der Warenproduktion die Zu-  
kunftsgesellschaft zur Welt bringen sollte: die Kolonie  
Harmony zu Queenwood in Hampshire („Kwienswuhd“,  
Hämpschör) endigte wiederum mit einem Fehlschlag, zu  
Mitte der vierziger Jahre. Seitdem verlor die weitere  
Deffentlichkeit nach und nach das Interesse an dem großen  
Sozialisten, der immer noch jede Gelegenheit wahrnahm,  
für seine Ideen Propaganda zu machen. Er hat noch  
bis zum Jahre 1858 gelebt, da ist er, 87 Jahre alt, am  
17. November gestorben, in seinem Geburtsort Newton,  
wohin es ihn in seiner letzten Lebenszeit gezogen hatte.  
Den Sterbenden befehligte ein englischer Pfaffe mit der  
rohen Frage, ob er es nicht bereue, sein Leben an unaus-  
führbare Entwürfe verschwendet zu haben. Owen ant-  
wortete mit einem entschiedenen Nein: „Ich habe mein  
Leben nicht fruchtlos verschwendet. Ich habe der Welt  
wichtige Wahrheiten verkündet, und hat die Welt sie nicht  
angenommen, so ist es, weil sie sie nicht begriffen hat. Ich  
tadelte die Welt darum nicht. Ich war meiner Zeit vor-  
aus.“ In der Tat, Owen sah das Ziel der gesellschaft-  
lichen Entwicklung schon, als die Masse seiner Landleute  
noch blind dafür war. Er hat sich über die Mittel und  
Wege, um an das Ziel zu gelangen, vielfach geäußert.  
Den Kernpunkt aber hat er richtig erkannt, daß die ma-  
schinelle Entwicklung erst dann der Menschheit zum Segen  
gelingen wird, wenn der Uebergang vom Privateigen-  
tum an den Produktionsmitteln zum Sozialismus er-  
folgt. Dadurch gehört Owen zu den Unsterblichen, die  
die ersten Propheten einer besseren Zeit für die leidende  
Menschheit gewesen sind.

A. C o n r a d h.

## Polizist, Hund und Stock.

Eine Humoreske.



Ein weiser Rabbi traf einst auf seinem Spaziergang einen Häfcher, der aus vollem Halse lachte, weil ein Hund wütend in einen Stock biß, mit dem er geschlagen worden war.

„Weshalb lachst du so laut?“ fragte der Rabbi den Mann.

„Ei, sieh' nur dieses dumme Tier,“ erwiderte der Gefragte, „wie wütig es in den Stock beißt, der doch gar nichts von den Bissen fühlt — weil er eben ein Stock ist. Muß man da nicht lachen!“

„Du hast den Hund aber mit dem Stock geschlagen, und nun läßt das Tier seine Wut statt an dir an dem Stock aus.“

„Ja,“ lachte der Häfcher, „der Hund ist eben ein dummes Tier!“

Der Rabbi und der Häfcher gingen hierauf eine Weile zusammen auf der Landstraße. Dann begann der Weise: „Du hast kürzlich einige Bauern vor den Kadi gebracht, weil sie im Verdacht des Schmuggelns standen?“

„Das habe ich getan,“ antwortete der Häfcher, „ich hatte den Auftrag dazu von meinem Pascha.“

„Sieh“, sagte hierauf der Weise, „dann bist du eigentlich auch nur ein Stock in der Hand eines andern.“

„Ach was, wie könnt Ihr mich mit einem Stock vergleichen?“

Kaum hatte der Häfcher das Wort ausgesprochen, als viele Bauern aus dem Dickicht sprangen und den armen Kerl wegen der Denunziation fürchterlich durchbläuten. Nur auf Zureden des weisen Rabbi standen sie vor weiteren Mißhandlungen ab, und auch dann erst, als der Häfcher beim Barte des Propheten schwor, die Bauern nicht anzeigen zu wollen; sonst hätten sie ihn totgeschlagen.

„Ach Gott,“ jammerte nun der Häfcher, indem er sich den Rücken rieb, „die haben es arg mit mir getrieben. Es ist gut, daß Ihr dabei waret, sonst wäre es mir schlecht ergangen.“

„Eigentlich sollte der Pascha die Prügel haben,“ bemerkte der Rabbi, „denn dieser Mann war doch schuld an der Denunziation.“

„Ja, ja,“ heulte der Häfcher, „die Ehren für die großen Herren, die Prügel für uns!“

„Siehst du,“ sagte der Weise, „daß ich recht hatte, als ich dich mit einem Stock verglich?“

„Aber du wirst doch nicht bestreiten wollen,“ entgegnete der Geprügelte, „daß es in unserem mohammedanischen Staatswesen solche Einrichtungen geben muß!“

„Weileibe nicht,“ antwortete der Rabbi, „gewiß muß es Pascha und Häfcher geben, ebenso auch Stöcke, denn womit wollte man sonst wohl prügeln?“

Sprachs und zog seines Wegs fürbaß.



## Meiner Mutter.

Wie oft sah ich die blassen Hände nähen,  
Ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!  
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen,  
Ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!

Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,  
Ein Schutz für mich — wie liebevoll du horchtest!  
Längst schon dein Grab die Winde überwehen,  
Ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest.

Detlev v. Liliencron.

## Soziale Strömungen des Jahres 1848.

Bei den meisten Schilderungen der Ereignisse des „tollen Jahres“ 1848 wird ein Moment vollständig unbeachtet gelassen, nämlich die sich neben den oder durch die politischen Begebenheiten bemerkbar machenden sozialen Strömungen in den Handwerker- und Arbeiterkreisen. Wenn auch von einem Klassenbewußtsein bei den Arbeitern im allgemeinen noch nicht die Rede sein konnte, so hatten sie doch in ihrer Mehrzahl schon begriffen, daß ihre Interessen nicht dieselben seien, wie die des stark aufwärtsstrebenden Bürgertums, dem sie zwar willkommene Bundesgenossen in den Kämpfen gegen den Absolutismus waren, das aber sofort einen feindlichen Standpunkt einnahm, als die Arbeiter auch an den Früchten des Sieges partizipieren wollten.

Das zeigte sich ganz besonders scharf in Berlin. Dort war kaum das Kampfgewühl des mit Hilfe der Arbeiter gewonnenen 18. März verklungen, als die Bourgeoisie sich auch schon bemühte, durch allerlei Almosen die Arbeiterklasse von weiteren Forderungen abzuhalten. So wurden alle Pfänder der Leihanstalten freigegeben. Am 24. März wurden 6000 Kommisßbrote verteilt, ebenso auch die folgenden Tage, und der Magistrat erließ eine Bekanntmachung, nach welcher „in Veranlassung der jüngst verfloßenen denkwürdigen“ Tage erstens sämtliche Mieterse bis Ende Dezember 1847 und zweitens die Reste der Schulgelder und aller Strafgeelder niedergeschlagen seien.

Am 26. März fand die erste große Arbeiterversammlung statt. Die Arbeiter forderten dort ein Arbeitsministerium, einen Minimallohn von vier Talern wöchentlich und Herabsetzung der Arbeitszeit auf zehn Stunden. Ferner Selbstverwaltung ihrer Klassen, Verbot der Zucht- haus- und Kinderarbeit, Beschränkung der Verwendung von Maschinen, und Altersversorgung für Invaliden. Im wesentlichen wurden diese Forderungen auch, wenigstens scheinbar, bewilligt; wußte man doch nicht, wie man die Arbeiter noch gebrauchen konnte. Als diese aber weiter gingen und „Bewaffnung der arbeitenden Klassen“ forderten, wurden ihre Versammlungen verboten. Die Angst vor dem „Kommunismus“ bewog die Bourgeoisie, der Reaktion Konzessionen zu machen, um „Herr“ über die Arbeiterklasse zu bleiben.

Das Kleinhandwerkertum, das damals noch eine weit größere Stärke hatte als heute (nach der Zählung von 1846 gab es in Preußen 457 365 Meister mit 384 783 Gesellen und Lehrlingen), war in seiner übergroßen Mehrheit durchaus reaktionär gesonnen. Wenngleich sie vorher auch oft genug über die Brutalität der Polizei und der lästigen Bürokratie empört gewesen, waren sie jetzt doch nur engherzig darauf bedacht, ihre vermeintlichen Interessen wahrzunehmen. In Preußen war schon 1811 durch die Steinische Gesetzgebung die Gewerbefreiheit eingeführt worden und diese war dem zölpfigen Handwerkertum ganz besonders ein Dorn im Auge. Weit entfernt davon, einzusehen, daß die Gewerbefreiheit eine Vorbedingung oder doch eine Folge höherer wirtschaftlicher Entwicklung sein mußte, machten sie diese vielmehr für alle Schäden der Zeit verantwortlich; ja, auch dem im Juni 1848 stattgefundenen Hamburger Handwerkeritag verstieg sich ein Delegierter sogar zu dem Ausspruch: „Die Berliner Rebellion sei bloß eine Folge der Gewerbefreiheit“ und fand hiermit auch allgemeinen Beifall.

Am 22. April richteten verschiedene Leipziger Innungen an „alle Innungsgenossen Deutschlands“ ein Schreiben, in dem diese aufgefordert wurden, am Innungswesen, diesem „Kleinod“, festzuhalten, da sonst „Deutschland nie wieder gute Tage sehen würde“. Im weiteren wandten sie sich gegen das in Vorschlag ge-

brachte allgemeine Wahlrecht, da hierdurch „der Handwerksmeister von seinen Gesellen überstimmt würde“. Auch ihrer Judenfeindschaft gaben sie Ausdruck, indem sie gegen die Emanzipation der Juden protestierten.

Die in diesem Briefe niedergelegten Ideen sind so im allgemeinen die Gesichtspunkte, welche auf allen damaligen Handwerkerversammlungen zum Ausdruck kamen.

Um dieselbe Zeit lief bei dem in Frankfurt versammelten Fünfziger-Ausschuß ein Schreiben der Bremer Tischlerinnung ein, in welchem der Wunsch ausgesprochen war, das Parlament möge in allen die Handwerker betreffenden Fragen nichts beschließen, ohne die Handwerker selbst zu hören. Infolge dieses Schreibens trat am 2. Juni die bereits erwähnte „Abgeordnetenversammlung des norddeutschen Handwerker- und Gewerbestandes“ in Hamburg zusammen. Diese, von durchaus reaktionärem Geiste durchwehte Versammlung beschloß, auf den 14. Juli einen allgemeinen deutschen Handwerkerkongreß einzuberufen. Dies wurde dem Frankfurter Parlament in einer Adresse mitgeteilt und gleichzeitig darin ausgesprochen, daß „die Handwerker sich für mündig und befugt erklären, ihre Angelegenheiten selbst zu leiten, also auch die Lösung der sozialen Frage selbst zu unternehmen“.

Die Verhandlungen des Frankfurter Handwerkerkongresses begannen denn auch am 14. Juli und endeten erst am 18. August. Also rund fünf Wochen nahm diese „Lösung der sozialen Frage“ in Anspruch. 116 Delegierte waren gekommen, darunter auch zehn Gesellen. Diesen wurde jedoch mitgeteilt, daß die Meister ihr Interesse mitvertreten würden und ihnen deshalb der Zutritt zum Kongreß verweigert; schließlich wurde ihnen zugestanden, sich durch Meisterdelegierte, „zu denen sie das meiste Vertrauen hätten“, vertreten zu lassen. Die Gesellen wollten sich aber nicht so ohne weiteres abweisen lassen und beschloßen, einen eigenen Gesellentongreß einzuberufen. Dies kam den Meistern allerdings sehr ungelien; wollten sie sich doch allein als die Vertreter der „produktiven Stände“ betrachten wissen! Da die Gesellen aber alle ihnen jetzt gemachten Zugeständnisse ablehnten, mußten sie wohl oder übel diesen zweiten Kongreß neben sich dulden.

Der Meisterkongreß teilte gleich nach seinem Zutritt dem Parlament mit, daß er dem letzteren einen Entwurf einer Gewerbeordnung zukommen lassen würde. Gleichzeitig wurde das Parlament ersucht, seinen volkswirtschaftlichen Ausschuß anzuweisen, die neuzuschaffenden Gesetzesparagrafen über Heimatsberechtigung, Gewerbeordnung und ähnliches mit dem Handwerkerkongreß gemeinschaftlich zu beraten. Jener Ausschuß hatte denn auch eine Sitzung mit einer Kommission des Kongresses, in welcher diese ihre „Grundprinzipien“ vorlegte. Da diese sich aber in erster Linie gegen die Gewerbefreiheit richteten und die große Mehrzahl des volkswirtschaftlichen Ausschusses aus Anhängern derselben bestand, konnten die Verhandlungen zu keinem Resultate führen.

Die Verhandlungen und Beschlüsse des Kongresses wurden sehr beeinflusst von einem Professor namens Winkelblech. Dieser war schon auf dem Hamburger Handwerkeritag gewesen und hatte sich dort, obgleich anfangs gegen seine Zulassung protestiert worden war (weil er nicht Gewerbetreibender war), bald die Anerkennung der Delegierten zu verschaffen gemußt. Wie die Mehrzahl des Kongresses, war auch er eifriger Gegner der Gewerbefreiheit, deren Aufrechterhaltung er für ein großes Unglück hielt. Ueberhaupt waren die Anschauungen dieses

Mannes ein seltsames Gemisch von reaktionären und fortschrittlichen Ideen. Er war Feind des Kapitalismus und des Proletariats zugleich. Das Handwerk wollte er retten und verlangte dazu „eine wahrhaft christlich-germanische Zunftverfassung“, die die Welt vor dem „Kommunismus“ behüten sollte. Andererseits forderte er aber auch vom Staate die Einrichtung einer „sozialen Kammer“, welche die ganze soziale Gesetzgebung zu beraten und dem Parlament zur Beschlußfassung zu überreichen hätte.

Der Kongreß machte sich die Ideen Winkelblechs zu eigen und forderte noch außer dem Erwähnten die Beschränkung und Besteuerung der Fabriken. Weiter wurde neben dem „Recht auf Arbeit“ noch ein Verbot der Staats- und Kommunalverfassungen verlangt. Aber das Parlament in seiner Mehrheit betrachtete die auf dem Kongreß entwickelten Ansichten als reaktionär und zeitwidrig, wodurch der ganze Kongreß resultatlos verlief. Und selbst wenn diese Ansichten Gesetzeskraft erlangt hätten, wären sie wirkungslos geblieben, weil sie nicht hineinpaßten in den Rahmen der ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft und doch bald wieder hätten aus dem Wege geräumt werden müssen.

Wenn wir uns bis jetzt hauptsächlich mit der Bewegung der Handwerker befaßt haben, wollen wir jetzt betrachten, inwieweit die Arbeiter sich rührten, sich Organisationen schufen und mit Forderungen an Staat und Gesellschaft herantraten. Den ersten größeren Versuch zur Gründung einer Fachorganisation machten die Buchdrucker. Sie traten vom 11. bis 14. Juni in Mainz zusammen und gründeten dort den „National-Buchdruckerverein“, welcher allerdings später wieder einging, aber als ein Vorläufer des 1886 gegründeten, noch jetzt bestehenden Verbandes bezeichnet werden kann. Der Buchdruckertag wandte sich auch mit einer Eingabe an das Frankfurter Parlament und forderte Einsetzung eines Arbeitsministeriums und Errichtung von Kranken-, Sterbe- und Witwenkassen mit Staatshilfe.

Der schon erwähnte, neben den Meistern in Frankfurt einberufene Gesellenskongreß war ziemlich zahlreich besetzt worden. Um ihr schroffes Vorgehen gegen die Gesellen etwas zu mildern, hatte sich der Meistertkongreß veranlaßt gesehen, eine aus Meistern bestehende „Gesellenskommission“ einzusetzen, mit der die Gesellen unterhandeln sollten. Es wurden hier auch verschiedene Arbeiterangelegenheiten zur Sprache gebracht. So ein Antrag auf einen Minimallohn, ferner auf Altersversorgung in halber Arbeit, wobei ein sozial fühlender Meister ausführte, daß „der elendeste Mensch der alte, arbeitsunfähige Handwerksbursche sei. Der Geselle habe so gut für die Menschheit, fürs Vaterland gearbeitet, wie der Beamte und dürfe nicht ferner gezwungen sein, von Haus zu Haus betteln zu gehen. Auf Versorgung habe er gerechte Ansprüche; nicht als Almosen, sondern als Recht dürfe er fordern, im altersschwachen Zustande vor Nahrungsvorsorgen gesichert zu sein.“ Ein Antrag, „das Verheiraten zu erleichtern“, welcher von den Ansbacher Gesellen gestellt war, wurde natürlich abgelehnt. An der empfindlichsten Stelle wurden die Meister aber durch einen Antrag der Gesellen aus Halle getroffen, welcher forderte: Die Zahl der Lehrlinge, die ein Meister halten dürfe, auf zwei festzusetzen. Ein Nürnberger Konditor soll darüber in „große Entrüstung“ geraten sein. Allerdings, die unbeschränkte Lehrlingsausbeutung, diese Grundlage mancher Meistereigenschaft, wollten sich die Herren nicht nehmen lassen. Ein weiterer Antrag aus Halle verlangte die Festsetzung der Arbeitszeit. Es wurde vorgeschlagen, für die Bauhandwerker elf, für die übrigen zwölf Stunden festzusetzen und Mehrarbeit zu vergüten. Zu einem Beschluß kam es hierüber aber nicht.

Die 27 dem Gesellenskongreß zusammengekommenen

Arbeiter erwiesen sich als recht unfundige Leute, deren Gesichtskreis recht beschränkt war, was ja allerdings nicht verwunderlich ist. In den Hauptpunkten stimmten sie mit den Meistern überein und bewiesen damit, wie wenig sie ihre Klasseninteressen begriffen hatten. Auch sie waren gegen die Gewerbefreiheit, erklärten sich aber doch gegen die Besteuerung der Fabriken und gegen die Arbeitsbücher. Auch forderten sie einen zehnstündigen Normalarbeitstag. Den Forderungen der Meister auf Zwangsinnungen und Schutzölle stimmten sie bei. Ebenfalls waren sie merkwürdigerweise auch für die Heiratsbeschränkungen der Gesellen. Es ist bezeichnend, daß auch auf diesem Kongreß der Professor Winkelblech von entscheidendem Einfluß war.

Außer diesen Beschlüssen ging man an die Gründung eines „allgemeinen deutschen Arbeitervereins“. Auch fand man es für nötig, eine „allgemeine deutsche Arbeiterlosarde“ zu stiften, damit die Mitglieder „ein Zeichen haben, woran sie sich zu erkennen vermögen“.

Nachdem noch der Organisationsplan ausgearbeitet war, wurde der Kongreß nach achttägiger Tagung am 20. September geschlossen. Zum Schlusse war noch eine Kommission gewählt worden, welche eine „soziale Verfassung“ und eine „allgemeine deutsche Erwerbsordnung“ auszuarbeiten sollte. Auch sollte diese Kommission, in die wiederum auch Winkelblech gewählt war, die nötigen Schritte zur Organisation der gesamten Arbeiterschaft Deutschlands tun und eine Zeitung ins Leben rufen. Diese erschien am 1. Januar 1849, ist aber ohne Bedeutung geblieben.

Auch in Berlin war am 18. Juni ein Handwerkerlag zusammgetreten, der aber ziemlich resultatlos verlaufen war. Unbefriedigt mit dem Verlauf dieses Kongresses, erließen sieben Mitglieder desselben, sämtlich Vertreter von Arbeitervereinen, am 26. Juni einen Aufruf an alle „Arbeiter-, Handwerker- und Bildungsvereine Deutschlands“ zur Beschickung eines in Berlin vom 20. bis 26. August abzuhaltenden Arbeiterkongresses. In dem Aufruf wurde betont, daß der Kongreß ausschließlich den Zweck haben solle, die materiellen Interessen der Arbeiterklasse zur Besprechung zu bringen. Aus dem Aufruf geht hervor, daß man es hier mit einer etwas entschiedeneren Richtung zu tun hat als auf dem Frankfurter Gesellenskongreß, wenn auch auf diesem Kongreß die Unklarheit immer noch dominierte und seine Beschlüsse einen stark utopistischen Charakter haben.

Der Kongreß trat am 23. August zusammen. Es waren 35 stimmberechtigte und 5 beratende Teilnehmer erschienen, die 35 Arbeitervereinigungen vertraten. Zum Präsidenten wurde der Vertreter des Breslauer Arbeitervereins, der schon 72jährige Botaniker Nees v. Esenbeck, welcher ein eifriger Anhänger der Arbeiterfrage war, gewählt; zum Vizepräsidenten der Schriftsetzer Born aus Berlin. Zunächst wurde auch hier eine Organisation für die deutschen Arbeiter geschaffen. Es sollten in 26 Städten Lokalkomitees gebildet werden, die an den einzelnen Orten Fachorganisationen schaffen sollten und für deren weitere Ausbreitung zu sorgen hatten. Ueber diesen Lokalkomitees sollten Bezirkskomitees stehen und die Spitze des Ganzen war das Zentralkomitee, das in Leipzig seinen Sitz haben sollte.

Neben dieser praktischen Arbeit wurde auch schon gleich den Utopikereien der weiteste Spielraum gewährt. Neben den Fachorganisationen sollten die Arbeiter eines Ortes auch noch Mitglied einer freien Assoziation sein, welche „dem Kapitalismus seine erdrückende Macht nehmen sollte“. Dem Lokalkomitee sollte auch diese Organisation unterstellt sein, durch welche der Arbeitsnachweis geregelt und der Lohn festgesetzt werden sollte. Auch sollte der Lohn durch das Lokalkomitee dem Unternehmer eingezogen und 7 bis 10 Proz. zur

Gründung eines Fonds abgezogen werden. Erst nach zehn Jahren sollte dieser Fonds, der als Kreditbank dienen sollte, den Mitgliedern zur Verfügung gestellt werden, indem sie aus demselben auf vier Wochen zinsfreie Darlehen erhalten konnten. Mit den verfügbaren Geldern sollten Häuser und Landgüter angekauft und nach Parzellierung an die Mitglieder gegen ratenweise Abzahlung überwiesen werden.

Außer diesen Organisationsbeschlüssen wurde noch eine Reihe politischer und sozialer Forderungen formuliert, von denen einige auch heute noch von der klassenbewußten Arbeiterschaft vertreten werden, so die Forderungen betreffs Unterricht und Jugendberziehung; Trennung der Schule von der Kirche; Unentgeltlichkeit der Volksschule und der Unterrichtsmittel usw. Auch dieser Kongreß wandte sich mit einem Schreiben an das Frankfurter Parlament, in dem der Wunsch ausgesprochen war, das Parlament möge die Beschlüsse des Berliner Arbeiterkongresses in die Reichsverfassung mit aufnehmen.

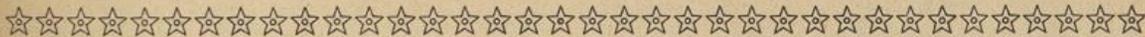
Das gewählte Zentralkomitee trat gleich nach dem Kongreß seine Funktionen an. Der Schriftseher Born übernahm die Redaktion der Zeitung, die unter dem Titel „Verbrüderung“ zweimal wöchentlich erschien.

Zur weiteren Ausbreitung der Organisation entwickelte das Zentralkomitee eine rege Agitation. So wurden ein thüringischer, ein Hamburger und ein bayerischer Arbeiterkongreß abgehalten, die nicht ohne Erfolg für die betreffenden Gegenden blieben. Im Juni 1849 sollte in Leipzig ein allgemeiner Kongreß sämtlicher Arbeitervereine stattfinden, und im rheinischen Industriegebiet, wo die Arbeiterbewegung durch Einwirkung von Karl Marx, Friedr. Engels, Wilh. Wolf u. a. weit klassenbewußter auftrat, rüstete man sich, ihn zahlreich zu beschicken.

Doch es kam anders. In der Pfalz und in Baden brachen die Aufstände wieder aus, und die Regierungen,

die sich schon wieder von den Schrecken des Vorjahres erholt hatten, benutzten diese Gelegenheit, um die vielgehaßten Arbeitervereine, die sie für den Kern der Demokratie hielten, zu unterdrücken. Auflösungen, Verhaftungen, Verbote waren an der Tagesordnung, und jede selbständige Regung der Arbeitervereine wurde unterdrückt. So wurde auch der Leipziger Kongreß zur Unmöglichkeit gemacht. Schon 1850 waren durch gewaltsame Maßregeln so ziemlich die letzten Reste der mit so großen Hoffnungen gegründeten Organisationen verschwunden. Man kann wohl mit Recht sagen, daß der Leipziger Kongreß, namentlich durch das Eingreifen der rheinischen Arbeiterführer, die ganze Bewegung in eine andere, klassenbewußtere Bahn geleitet hätte, die, wenn sie auch von der siegreichen Reaktion zurückgedrängt worden wäre, doch wohl verhindert hätte, daß die Arbeiterklasse wieder einer so stumpfen Apathie anheimfiel, daß selbst ein Feuergeist wie Lassalle bei dem Bemühen, wieder Leben in diese Massen zu bringen, fast verzweifelte.

Wenn wir aber heute auf jene Zeit zurückblicken, so muß uns der Vergleich zwischen damals und jetzt doch mit einer stolzen Genugtuung erfüllen. Damals — die in den ersten Kinderschulden sich unsicher bewegende Arbeiterschaft; heute — diese gewaltige, millionenköpfige, klassenbewußte deutsche Arbeiterbewegung! Eine Entwicklung, die uns mit den besten Hoffnungen auf den endlichen Sieg unserer großen Sache erfüllen muß. Und andererseits das Handwerk, das damals noch eine starke Gesellschaftsklasse repräsentierte, heute aber zu einem kaum noch in Betracht kommenden Faktor hinabgesunken ist. Nicht mehr imstande zur Gründung einer eigenen Partei, tritt es nur noch als Anhänger irgendeiner reaktionären Partei in Erscheinung, und weder Befähigungs-nachweis und Zwangsinnung, noch die sonstige „moderne“ Mittelstandsretterei wird es fertig bringen, dieser zurückgehenden Klasse wieder Leben einzuhauchen.



## Christentum und Arbeiterkampf.

In dem großen Befreiungskampf der Arbeiterklasse hat sich das Christentum als der zäheste Widersacher erwiesen; die christlichen Volksschichten haben bisher unserem Vordringen die meisten Hemmnisse entgegengesetzt. Christliche Sonderbündelei hat die notwendige Einheit im gewerkschaftlichen Kampf von Anfang an gestört und nur zu oft treten die christlichen Gewerkschaften als Sirenbrecher auf. In dem politischen Kampf konnte sich die Zentrumspartei jahrzehntelang auf die Masse der katholischen Arbeiter stützen. Allerdings fängt auch der anscheinend so feste Zentrumsturm jetzt bedenklich zu wackeln an und gegen die christlichen Organisationen machen die freien Gewerkschaften immer mehr Fortschritte. Aufhalten kann das Christentum das mächtige Vordrängen des kämpfenden Proletariats nicht, sondern nur verzögern. Aber auch diese Verzögerung empfindet die nach Aufhebung der Ausbeutung lechzende Arbeiterschaft schwer; daher bleibt die Frage nach ihren Ursachen immer eine wichtige Frage, denn nur dadurch läßt sich entscheiden, ob man sie durch besondere taktische oder propagandistische Methoden aufheben kann.

Soll man den christlichen Segnern glauben, so liegt die Ursache klar auf der Hand. Sozialismus und Religion, sagen sie, stehen zueinander wie Feuer und Wasser; sie sind unübersteigbare Gegensätze, und ein gläubiger Christ muß daher die sozialistische Bewegung aufs schärfste bekämpfen. Das klingt nun sehr schön und wird

von der frommen Herde wohl auch anstandslos geglaubt; aber ihre eigene Praxis zeigt, daß hier bloß ein Vorwand, ein Argument, und nicht die wirkliche Ursache vorliegt. Läge die Feindschaft der Christen nur in ihrer Abneigung gegen unser Endziel, den Sozialismus, begründet, warum dann so feindlich gegen den Kampf der Gewerkschaften? Denn mögen die freien Gewerkschaften sich noch so sehr an die Sozialdemokratie anlehnen, ihr Ziel als Gewerkschaften ist nicht der Sozialismus, sondern kürzere Arbeitszeit und höherer Lohn. Dieses Ziel steht nicht in Widerspruch mit der Religion; daß Männern vorzeitig ihre Lebenskraft zerrütet wird und Kinder durch schlechte Ernährung und schlechte Wohnung siech werden und schwach bleiben, ist doch keine Forderung des Christentums. Mag der Sozialismus noch so unchristlich sein, an dem Gewerkschaftskampf müßten die Christen sich nach Leibesträften beteiligen, statt ihn zu lähmen.

Die angebliche Ursache des Gegensatzes zwischen Religion und Sozialismus ist also nur ein Vorwand, aber sie ist außerdem nicht einmal richtig. Denn für das Ziel des politischen Kampfes gilt dasselbe, wie für das Ziel des gewerkschaftlichen Kampfes. Er will nichts anderes, als eine materielle Umgestaltung der Lebensverhältnisse, Aufhebung aller Not, Sicherstellung des Lebensunterhalts, Beseitigung der maßlosen Verschwendung menschlicher Arbeitskraft durch eine bessere Regelung der Arbeit.

Das hat genau so wenig mit dem Glauben an einen übernatürlichen Welterschöpfer zu tun, wie das bescheidener Ziel einer einfachen Lohnerhöhung. Stehen wirtschaftliche Neuschöpfungen, wie die Gründung eines Erbkais, die Anlage einer Gartenstadt, die Gründung eines Konsumvereins in Widerspruch mit der Religion? Der Sozialismus ist nur im Großen, was solche Gründungen im Kleinen sind. Religion und Sozialismus können schon deshalb nicht Gegensätze sein, weil sie über völlig verschiedene Fragen handeln; dieser beschäftigt sich nur mit der materiellen Gestaltung des Wirtschaftslebens, jene besteht in bestimmten Anschauungen über das Uebernatürliche.

Nun wird dagegen von den Agitatoren des Zentrums eingewendet, daß doch die Theorie des Sozialismus, der historische Materialismus, der christlichen Lehre direkt zuwider läuft und diese Theorie die Arbeiter vom Christentum abspenstig macht, ja, daß sogar nach den marxistischen Theoretikern die Religion unter dem Sozialismus völlig verschwinden wird. Gewiß, wir sind der Meinung — das ist eben unser Materialismus —, daß alle Anschauungen der Menschen, auch die religiösen, aus ihren materiellen Lebensverhältnissen entspringen. Aber gerade deshalb liegt uns jede direkte Einwirkung auf abstrakte Ideen, liegt uns namentlich jede Bekämpfung der Religion fern. Kraft unserer Theorie richten wir unser ganzes Streben auf die Umgestaltung der Lebensverhältnisse, auf die Beseitigung von Armut und Konkurrenzkampf; wie sich infolgedessen die religiösen Ansichten umgestalten, ist eine unbeabsichtigte und in gewissem Sinne gleichgültige Nebenerscheinung. Daß das Proletariat immer mehr religionslos wird, liegt nicht in irgend einer Predigt des Materialismus, sondern in seiner eigenen Lebenspraxis begründet. Weil es die Ursache seines Leidens, den Kapitalismus, als eine natürliche, weltliche, irdische Sache erkannt hat und die Kraft in sich fühlt, sie zu beseitigen, tritt ihm in seinen wichtigsten Lebensfragen nirgends eine übermächtige, geheimnisvolle Macht entgegen, die einem religiösen Glauben Nahrung geben könnte. Wir sind der Meinung, daß mit der Beseitigung alles Elends dieser Glaube völlig seinen Boden verlieren wird; aber kann darin für die Christen ein Grund liegen, den Sozialismus zu bekämpfen? Ja, wenn sie selbst auch dieser materialistischen Ansicht huldigten, dann könnte man verstehen, daß sie die Religion dadurch retten wollen, daß sie das Elend der Massen instand halten. Da sie aber selbst doch wohl entgegengesetzter Meinung sind, daß die Religion auch unter einer glücklichen Menschheit ewig bleiben werde, liegt für sie kein Grund vor, uns nicht in dem Kampf gegen die Not, für eine sozialistische Wirtschaftsordnung zu unterstützen. In philosophischen Meinungen und metaphysischen Anschauungen besteht kein Zwang; darüber läßt sich reden; was wir wollen und worauf wir uns verpflichten, ist nur die materielle Umgestaltung der Produktionsweise.

Die Einwände der Christen gegen den Sozialismus sind also völlig unberechtigt, und ihre feindliche Haltung gegenüber der Arbeiterbewegung muß danach verständlich erscheinen. Das besagt aber nur, daß die wirkliche Ursache irgendwo anders liegen muß. Sie liegt darin, daß die Religion nicht bloß eine abstrakte Anschauung über das Uebernatürliche, ein Glauben ist, sondern zugleich als eine gesellschaftliche Organisation, als Kirche auftritt.

Die Kirchen sind historisch entstandene Organisationen, worin diejenigen, die — sei es durch Wohnort, durch Ab-

stammung oder als Klasse — zusammengehörten und gemeinsame Interessen hatten, zusammengefaßt wurden. Wie jede Organisation, boten auch sie dem Einzelnen Schutz, Hilfe, moralischen Halt, Kraft, wofür dieser die Pflicht der Treue und der Solidarität empfand und durch ein starkes Gefühl der Gemeinsamkeit festgehalten wurde. Weil im Kulturkampf die Kirche als Organ des Arbeiterkampfes gegen die liberalen Kapitalisten auftrat, deshalb haben ihr die Arbeiter so lange Treue bewahrt, daß trotz allen Arbeiterverrats des Zentrums erst jetzt die Massen abzufallen begannen.

Aber die äbende Länge der gesellschaftlichen Entwicklung hat die alten Organisationen innerlich zerfressen und aufgelöst. Die Gemeinsamkeit der Interessen ist längst dahin, der ideelle Ausdruck der Gemeinsamkeit, das religiöse Glaubensbekenntnis, ist zur leeren Formel geworden; neue Klassengegensätze haben sich innerhalb der Glaubensgemeinschaft entwickelt. In jeder Kirche befinden sich jetzt Kapitalisten, Bauern und Proletarier nebeneinander. Die Kirche kann nicht entgegengesetzte Interessen zugleich wahrnehmen; sie tritt in den Dienst der einen Klasse gegen die andere und fast ausnahmslos tritt sie für die Kapitalisten gegen die Arbeiter ein. Nicht nur, weil sie selbst Teil an der Ausbeutung hat und ihre Führer, die kirchlichen Würdenträger, sich vor der Aufhebung aller Ausbeutung fürchten, sondern vor allem, weil der Klassenkampf in Widerspruch zu der kirchlichen Gemeinschaft steht. Die Kirche versucht den Klassenkampf, der als notwendige Folge des Klassengegensatzes auftritt und ihre Organisation zerstört, zu unterdrücken, indem sie ihm ihre Religion gegenüberstellt. Die tote, formelle Religionsgemeinschaft soll dazu dienen, die lebendige, aus dem Leben aufsprudelnde Klassengemeinschaft aller Unterdrückten und ihren Klassenkampf gegen die Ausbeuter zu verhindern. Natürlich ist das aussichtslos; aber ebenso natürlich ist es, daß die Kirche nicht anders kann; sie wehrt sich ihrer Haut. Und das bestimmt ihre Rolle in der Arbeiterbewegung. Der angebliche Gegensatz von Religion und Sozialismus ist nur Vorwand; tatsächlich handelt es sich um den Gegensatz zwischen Kirche und Klassenkampf. Daher kommt es, daß sie die Gewerkschaftsbewegung gleich scharf bekämpft wie die Partei; beide führen den Klassenkampf der Arbeiter gegen die Bourgeoisie. Die christliche Religion, die sie gegen uns verteidigt, ist nichts als die Lehre der Solidarität der Ausgebeuteten mit den Ausbeutern, ist die Lehre des Duldens, der Demut, des Betteis und des Klassenverrats.

Daraus ergibt sich sofort — was die Arbeiterklasse auch instinktiv fast immer befolgt hat —, daß hier mit Disputationen über die Religion nichts zu gewinnen ist. Die Praxis der Arbeiterbewegung, die den Klassenkampf führt, Mut, Zuversicht und Stolz in den Proletariatsherzen weckt, zieht durch ihre Erfolge immer mehr christliche Arbeiter zu uns herüber. Die Praxis der Kirche, die sich immer auf die Seite der Unterdrückten stellt, öffnet ihnen, wenn auch langsam, doch endlich die Augen und zeigt ihnen, daß die Kirche für sie eine falsche, feindliche Organisation ist, die sie schädigt und ihr Vertrauen betrügt. In den neuen Klassenorganisationen finden sie, was die Kirche ihnen nicht bieten konnte, wirkliche Hilfe, Schutz und Zusammenhalt in den wichtigsten Lebensinteressen. So werden sie in dem Maße, wie sie durch die Praxis befehrt werden, zu ihren Klassengenossen kommen; von unserer Seite ist dazu nur nötig, immer klar, rücksichtslos und unbeirrt den Klassenkampf zu führen.

# Der rote Reichstag.

Von Dr. Ludwig Frank.

Die Parlamentsbäume wachsen ja nicht in den Himmel, — aber doch kann man heute schon sagen: daß deutsche Volk braucht es nicht zu bereuen, daß es bei der Wahl von 1912 so viele Schwarze und Blaue verabschiedet hat. Die neue Mehrheit, zusammengesetzt aus Sozialdemokraten und Liberalen, ist klein und hält nicht in allen Fragen zusammen, — aber einiges hat sie in den paar Monaten doch schon fertiggebracht. Da ist die Geschäftszordnung, an der schon jahrelang ergebnislos herumgedoktort worden war. Dieses Mal lief die Reform wie am Schnürchen; von jetzt ab können nach Interpellationen, die an die Regierung gerichtet werden, auch Beschlüsse gefaßt werden. Bisher lief die Sache immer aus wie das Hornberger Schießen, weil eine veraltete, sinnlose Vorschrift verbot, aus den langen Reden einen kurzen Sinn durch eine Abstimmung zusammenzufassen.

Auch die sogenannte „Kleine Strafgesetznovelle“ wurde glücklich in den Haufen geführt und dadurch ein schwachvoller, seit Jahrzehnten beklagter Mißstand beseitigt. Zur Zeit der Reichsgründung, als das deutsche Strafrecht geschaffen wurde, kannten die Gesetzgeber nichts Höheres, als den Schutz des Eigentums. Deshalb setzten sie für den Diebstahl in allen Fällen Freiheitsstrafen fest. Und wenn jemand, sei es auch aus bitterster Not, das dritte Mal in zehn Jahren sich an fremdem Gut vergriß, mußte er mindestens drei Monate lang ins Gefängnis gesteckt werden. Es kam vor, daß Leute wegen 5 Pfg. oder wegen ein paar Pfund Kohlen auf so lange Zeit ihrer Freiheit beraubt wurden. Das hat der neue Reichstag jetzt geändert. Wer aus Not geringwertige Gegenstände entwendet, kann jetzt auch mit Geld von 3 bis zu 300 Mk. gestraft werden, und die Verfolgung tritt nur noch auf Antrag des Geschädigten ein. Der schwarzblaue Reichstag hatte sich in den Jahren 1910 und 1911 mit der Sache befaßt, aber ohne Erfolg; denn der konservative Abgeordnete Wagner wollte die Gelegenheit benutzen, zugleich mit der Milderung auch eine Verschärfung der Strafen einzuführen. Die Zeitungen, vor allem natürlich die sozialdemokratischen, denen der Staatsanwalt jetzt schon das Leben sauer macht, sollten noch mehr als bisher verfolgt werden. Aus jenem sauberen Plan wurde aber nichts, und dieses Mal wurde der Fortschritt gemacht, ohne daß gleichzeitig auf anderem Gebiete ein Rückschritt folgte. Auch auf sozialpolitischem Gebiet ist die Volksvertretung nicht untätig gewesen, wenn auch die Erfolge bisher noch mager sind. Eine besondere Kommission wurde eingesetzt,

um die Wohnungsfrage zu prüfen und Vorschläge zu machen, wie vor allem dem Elend der in Mietskasernen zusammengesperrten Arbeiter abgeholfen sei. Viel wichtiger aber war, daß mit großer Mehrheit der Antrag abgelehnt wurde, durch neue Gesetze die „Arbeitswilligen“ noch mehr zu schützen. Die großen Bergwerks-Besitzer und Schnapsbrenner haben diejenigen Berufskollegen, die sich den Unternehmerverbänden, den Kartellen und Ringen, nicht gleich anschließen wollten, mit rücksichtsloser Brutalität verfolgt und zum Beitritt gezwungen. Und gerade sie sind es, die jetzt am lautesten nach Zuchthaus gegen die organisierten Arbeiter rufen! Und dabei hat sich doch bei dem Bergarbeiterstreik in Westfalen und auch bei uns in Baden, zum Beispiel in Rastatt und Pforzheim, gezeigt, daß die geltenden Gesetze hart genug sind und sorgfältig zum Schutz der Streikbrecher angewendet werden. Nur die Konservativen mit ihrem „freikonservativen“ Anhängsel und einige immer noch „nationalliberal“ sich nennende Rückschrittler, darunter der vielfarbige Herr Wittum, stimmten für die Wünsche der Arbeiterfeinde.

Bedauerlich ist, daß die Ehrenschuld noch nicht eingelöst wurde, die der Staat an die Veteranen der Arbeit zahlen muß. Daß die Altersgrenze für den Bezug der Rente auf das 65. Lebensjahr herabgesetzt wird, ist von der weit überwiegenden Mehrheit des Volkes gefordert worden. Das nötige Geld, jährlich etwa 9 Millionen Mark, wäre vorhanden gewesen, wenn nicht die Reichsüberschüsse für Militär- und Marinevorlagen in Anspruch genommen worden wären. Nur die Sozialdemokratie leistete den neuen Rüstungsausgaben Widerstand. Um die Unzufriedenen zu beruhigen, hat die Regierung bei dieser Gelegenheit einen alten sozialdemokratischen Wunsch erfüllt, — die Löhnung der Soldaten wurde aufgebessert. Die Wirkung der Wahlen zeigte sich aber am deutlichsten dadurch, daß der Reichskanzler nicht wagte, die erforderlichen Millionen, wie früher, durch neue indirekte Steuern zu decken. Die Sozialdemokratie verlangte energisch, daß die Reichen ihren Patriotismus durch Geldopfer beweisen sollten. Die Arbeitervertreter erklärten sich bereit, für eine Erbschaftsteuer zu stimmen und nahmen auf diese Weise dem Bundesrat die bequeme Ausrede, daß keine Mehrheit für eine Besitzsteuer im Reichstag vorhanden sei. Die sozialdemokratische Fraktion wird auch in der Zukunft auf dem Posten sein und die anderen Parteien vorwärts treiben auf dem Wege demokratischer und sozialer Reformen.

## Dienstbarkeit.

Der Menschheit kannst du dienen sonder Schande,  
Ihr müßt du dienen, willst du 'was bedeuten.  
Mit Geist und Willen ganz, ob auch im Lande  
Damit gedient nicht ist gewissen Leuten.

Vom Einzelschloß sollst du dich nur befreien,  
Zu machen dich zu der Gesamtheit Knechte.  
Was Geist an dir, müßt du den Brüdern weihen.  
In deinen Pflichten sieh nur deine Rechte.

Was du in aller Dienst lebendig machtest,  
Das einzig lebt an dir, lebt unvergessen;  
Nur wenn du dich als aller Knecht erachtest,  
Hast du nach deiner Würde dich gemessen.

Nichts bist du für dich selbst, so du nicht wirkst,  
Aufopfernd, mit den Besten um die Wette.  
So du zum Selbstgenusse dich umrickest,  
Bist du kein Glied der großen Geisterkette.

Doch wenn du deinen Geist hast, unverschlossen,  
Zum Dienst für alle freudig hingegeben,  
Wird er, durch tausend Herzen stark ergossen,  
Zur herrschenden Gewalt sich einst erheben.

Fr. v. Sallet.

## Genossenschaft und Sozialismus.

An großen Wendepunkten des Geschehens pflegt man gern stehen zu bleiben, rückschauend den gemachten Weg zu überblicken, den Kräfte nachzuspüren, die uns zu dem nunmehr erreichten Ziel gebracht haben. Die Genossenschaftsbewegung ist heute an einem solchen Wendepunkt ihrer Entwicklung angelangt. Nachdem bereits der internationale sozialistische Kongreß in Kopenhagen die Bedeutung der Konsumvereine für die wirtschaftliche Stärkung der Arbeiterklasse und für die Demokratisierung und Sozialisierung der Gesellschaft anerkannt hat, wurde auch auf dem Magdeburger Parteitag der deutschen Sozialdemokratischen Partei die Genossenschaftsbewegung neben der Gewerkschaftsbewegung als ein ebenbürtiges Glied der modernen Arbeiterbewegung anerkannt und die deutschen Arbeiter auf die Benutzung dieser unentbehrlichen Waffe in ihrem Befreiungskampf hingewiesen. Mit diesem Einsetzen der moralischen Autorität der Sozialdemokratie für die Genossenschaftsbewegung dürfte aber dieser ein Impuls von gewaltiger Tragweite gegeben werden. Besonders in Deutschland ist ja der Einfluß unserer Partei auf die Masse ein so großer, daß eine Bewegung, die in erster Linie auf die Beteiligung der Arbeiterschaft angewiesen ist, niemals die in ihr liegende Entwicklungsmöglichkeit wird voll erschöpfen können, so lange eben die Partei ihr gegenüber eine feindliche oder auch nur gleichgültige Haltung einnimmt. So erfreulich und vielversprechend auch die Entwicklung der Konsumvereinsbewegung in den letzten Jahren bei uns gewesen ist, so bildet sie doch nur erst ein Vorpiel zu derjenigen, die die Folge eines rückhaltlosen Eintretens der Arbeiterpartei für diese Organisationen sein wird.

Die Sozialdemokratie ist aber mit einem solchen Eintreten eigentlich zu einer alten Liebe zurückgekehrt. Ihre Anschauungen über den Wert und die Bedeutung des Genossenschaftswesens haben damit einen Kreislauf vollendet, freilich nicht in dem Sinne, daß wir nunmehr zu den ziemlich naiven Anschauungen der ersten Sozialisten über diese Frage zurückgekehrt wären, sondern etwa in dem Sinne des von Goethe einmal gebrauchten Bildes von der Spirale, nach dem jede Rückkehr der Menschheit zu früheren Idealen und Lebenszielen zugleich eine höhere Stufe der Entwicklung bedeutet oder auch im Sinne eines dialektischen Prozesses, in dem Positiv und Negation sich schließlich zu einer höheren Einheit zusammenfügen.

An der Wiege des Sozialismus stand der Genossenschaftsgedanke. Die großen Vorläufer des wissenschaftlichen Sozialismus, Robert Owen in England, St. Simon und Fourier in Frankreich, waren zugleich begeisterte Genossenschaftler. Besonders für Owen war die Genossenschaft, nachdem seine Bestrebungen, die Lage der Arbeiter auf andere Weise — durch Arbeiterschutzgesetze, durch Beeinflussung der Fabrikanten — zu verbessern, nicht den erhofften Erfolg gehabt hatten, das Mittel geworden, mit dem er sein Ideal einer von jeder Ausbeutung freien Gesellschaft herbeizuführen hoffte. Freilich waren es nicht Konsum- oder Produktivgenossenschaften in dem uns heute geläufigen Sinne, mit denen er dieses Ziel zu verwirklichen trachtete, sondern er wollte mitten in die heutige kapitalistische Gesellschaft hinein kleine fertige sozialistische Gemeinwesen, die sogenannten Communities setzen, wobei er hoffte, daß allmählich immer mehr solcher Inseln entstehen würden, die allmählich zu großen sozialistischen Festländern fließen würden. Selbstverständlich gingen die teils von Owen selbst, teils auf seine Anregung hin gegründeten kommunistischen Kolonien sämtlich nach kurzem Bestehen wieder zugrunde. Dennoch wird Owen heute noch, und mit Recht, als der Vater

des englischen Genossenschaftswesens verehrt, denn sein Geist und seine Ideen waren es, die in den Stiftern desjenigen Vereins lebten, der an der Schwelle der gegenwärtig blühenden englischen Konsumvereine steht, des im Jahre 1844 gegründeten Vereins der Redlichen Pioniere von Rochdale, und auch den heutigen britischen Genossenschaften schwebt als das letzte Ziel ihrer Bewegung die bereits von Owen angestrebte Sozialisierung der Produktion und Distribution vor.

In ähnlichem Sinne wie Owen in England, traten St. Simon und Fourier in Frankreich für die Genossenschaftsidee ein. Die Pbalansteren Fouriers waren Verwandte der Owenschen Communities; auch sie brachten es selbstverständlich zu keinen dauernden Erfolgen. Einen großen Einfluß auf die Arbeiterschaft gewannen dagegen die Lehren eines Buchez, eines Louis Blanc und eines Proudhon. Auch diesen Männern erschien die Genossenschaft als das vornehmste Werkzeug zur Verwirklichung der alten revolutionären Ideale der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Aber nicht auf dem verhältnismäßig langsamen Wege über die Organisation des Konsums hinweg gedachten sie dieses Ziel zu erreichen, sondern durch die direkte Ueberführung der Produktionsmittel in den Besitz der sie benützenden Arbeiterschaft in Form der selbständigen Produktivgenossenschaft. Sie unterschieden sich dabei in ihren Systemen vor allem durch den größeren oder geringeren Einfluß, den sie dem Staat bei der Errichtung und Finanzierung solcher Genossenschaften einräumen wollten. Buchez und Proudhon verwiesen die Arbeiter mehr auf den Weg der Selbsthilfe, wobei allerdings beide darauf rechneten, daß die in den Produktivgenossenschaften organisierten Arbeiter von ihren Klassengenossen sowohl finanziell, als auch vor allem durch Zuwendung ihrer Kundschaft unterstützt werden sollten. Dagegen wollte Louis Blanc dem Staate allein die Aufgabe zuweisen, Produktivgenossenschaften ins Leben zu rufen. Die berühmten Nationalwerkstätten, die die provisorische französische Regierung nach Ausbruch der 1848er Revolution auf Drängen des Volkes errichtete, sollte eine Verwirklichung dieser Blancschen Forderungen darstellen, waren aber so schlecht organisiert, daß sie nach kurzer Zeit wieder zusammenbrachen. Mit um so größerer Begeisterung wandten sich nun die französischen Arbeiter den von Buchez und Proudhon propagierten freien Produktivgenossenschaften zu, deren Zahl in kürzester Zeit auf mehrere Hundert in Paris und in der Provinz stieg und die von der begeisterten und opferwilligen Unterstützung der übrigen Volksgenossen getragen, bald eine rasche Blüte erlebten, die leider durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 geknickt wurde.

Auch unsere großen deutschen Sozialisten, ein Marx und ein Lassalle, standen der Genossenschaftsidee durchaus sympathisch gegenüber. Lassalle hatte die vom Staate unterstützte und unter seiner Kontrolle stehende Produktivgenossenschaft sogar in den Mittelpunkt seines Systems gestellt. Er hoffte, daß diese Genossenschaften, kraft ihrer wirtschaftlichen Ueberlegenheit, allmählich die ganze kapitalistische Produktion auffangen und in eine sozialistische verwandeln würden. Dagegen widerriet er den Arbeitern, sich auf die Gründung der damals von Schulze-Delitzsch warm empfohlenen Konsumgenossenschaften einzulassen, die dem Arbeiter nur in seiner Eigenschaft als Konsumenten helfen, während ihn doch als Produzenten der Schuß drückte. „Judem würde eine durch sie bewirkte Verbesserung in der Lage der Arbeiter doch nur von geringer Dauer und Ausdehnung sein, da sie kraft des ehernen Lohngesetzes bald durch eine ent-

sprechende Senkung der Arbeitslöhne wettgemacht werden würden.“ Der Einfluß Lassalles spricht noch aus dem in Gotha 1875 angenommenen Einigungsprogramm der Sozialdemokratie, in dem die Errichtung von Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe in einem solchen Umfange gefordert wird, daß daraus die sozialistische Organisation der Gesamtheit entsteht.

Etwas nüchterner beurteilte Marx die praktische Tragweite der Genossenschaft, wenn er auch ihrer theoretischen Bedeutung volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. So bezeichnet er in seinem „Kapital“, Band III, die Genossenschaften gleich den Aktiengesellschaften als Uebergangsform aus der kapitalistischen in die assoziierte Produktionsweise, nur daß in diesen der Gegensatz negativ, in jenen aber positiv aufgehoben sei. In seiner Inauguraladresse an diese Internationale (1865) nennt er die Produktivgenossenschaften einen „noch größeren Sieg der politischen Oekonomie der Arbeiter über die politische Oekonomie des Besitzes als die Erfolge der Zehnstundenbill.“ Durch die Tat statt der Gründe haben sie bewiesen, daß Produktion in großem Maßstabe und in Uebereinstimmung mit den Geboten der modernen Wissenschaft stattfinden kann, ohne die Existenz einer Klasse von Arbeitgebern. . . Die Internationale machte sich im wesentlichen die Anschauungen Marxs zu eigen. In der auf dem Genfer Kongreß (1866) angenommenen Resolution werden die Genossenschaften als „eine der Triebkräfte zur Umwandlung der gegenwärtigen Gesellschaft, welche auf Klassengefäßen beruht,“ bezeichnet. Beschränkt auf die zwerghaften Formen der Entwicklung, welche ihr einzelne Lohnarbeiter durch ihre privaten Kräfte geben können, werden sie jedoch nie instande sein, aus sich allein heraus die kapitalistische Gesellschaft umzugestalten, wozu es vielmehr vorher der Eroberung der Staatsmacht durch die Arbeiter bedürfe. Des weiteren empfiehlt dann auch diese Resolution den Arbeitern, sich eher auf die Gründung von Produktiv- als von Konsumgenossenschaften einzulassen, da letztere nur die Oberfläche des heutigen ökonomischen Systems berühren, erstere es dagegen in seinen Grundfesten angreifen.

Diese allgemeine Ueberschätzung der selbständigen Produktivgenossenschaften und Unterschätzung der Konsumgenossenschaften durch den kontinentalen Sozialismus ist es, die der Genossenschaftsbewegung der Arbeiter auf lange hinaus zum Verhängnis geworden ist, und die es zum großen Teil erklärt, warum die deutsche und französische Konsumvereinsbewegung heute noch nicht dieselbe hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, wie die englische. Infolge dieses Irrtums wandte sich die ganze genossenschaftliche Energie der kontinentalen Arbeiter auf jahrzehntelang den Produktivgenossenschaften zu. Als dann aber die immer wiederkehrenden Mißerfolge dieser Genossenschaftsart schließlich eine Wandlung in den Anschauungen der Sozialisten über den Wert der Genossenschaften zur Folge hatten, da war das Dogma von der Inferiorität der Konsumgenossenschaften so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man gar nicht daran dachte, die letzteren von dem über die Genossenschaften schlechthin gefällten Verdammungsurteil auszunehmen. Wie die französische Arbeiterpartei auf dem Kongreß von Marseille (1879), so sagte sich die deutsche Partei auf dem Berliner Parteitag (1892) durch Annahme der Resolution Auer offiziell von der Auffassung los, „daß Genossenschaften instande seien, die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu beeinflussen, die Klassenlage der Arbeiter zu heben, den politischen und gewerkschaftlichen Kampf der Arbeiter zu beseitigen oder auch nur zu mildern.“ Die Negation der Position war erreicht: vom Ehrenplatz des wichtigsten Mittels zur Lösung der sozialen Frage war die Genossenschaft auf den Achenbrüdelplatz eines nebenfächlichen Palliativmittels verwiesen.

Aber dieser völlig negierende Standpunkt konnte nicht lange festgehalten werden. Dazu redeten die Erfolge der britischen und belgischen Konsumvereinsbewegung eine zu deutliche Sprache, deren Kenntnis den deutschen Genossen durch das bekannte Buch von Beatrice Webb über die britische Genossenschaftsbewegung und durch die Broschüre von Adele Gerhard „Konsumvereine und Sozialdemokratie“ vermittelt wurde, die die belgischen Verhältnisse behandelt. Wir erfuhren, welch gewaltiger Machtfaktor die Konsumgenossenschaftsbewegung in jenen Ländern geworden war, welchen Rückhalt sie den gewerkschaftlich und politisch um ihre Befreiung kämpfenden Arbeitern bot. Wir hörten, daß die Konsumgenossenschaft, die angeblich nur die Oberfläche des heutigen ökonomischen Systems berühren sollte, nach einem Ausspruche Lord Roseberys in England bereits zu einem Staat im Staate geworden war, in dem die von uns angestrebte Vergegesellschaftung der Produktionsmittel schon in weitgehendem Maße Tatsache geworden war. Dazu kam, daß auch die deutschen und insbesondere die sächsischen Arbeiter, ermutigt durch praktische Erfolge, sich immer zahlreicher den Konsumvereinen zuwandten.

So mehrten sich denn die Stimmen, die eine Revision des Berliner Beschlusses und eine erneute theoretisch-praktische Prüfung der Genossenschaftsfrage verlangten. Eine Abschlagszahlung für die Genossenschaftsfreunde bildete die auf dem Hannoverischen Parteitag (1899) angenommene Resolution Bebel, in der die Genossenschaften als geeignet bezeichnet wurden, „in der wirtschaftlichen Lage ihrer Mitglieder Verbesserungen herbeizuführen,“ in der ihnen aber noch „keine entscheidende Bedeutung für die Befreiung der Arbeiterklasse aus den Fesseln der Lohnsklaverei“ beigemessen wurde.

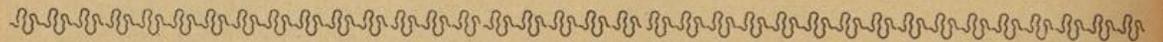
Inzwischen ist es in Deutschland ein gutes Stück vorwärts gegangen. Die deutschen Arbeiterkonsumvereine, die zu jener Zeit noch dem Allgemeinen Verband der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften angegliedert waren, haben sich seitdem eine eigene Organisation in dem Zentralverband deutscher Konsumvereine geschaffen. Diesem Zentralverband waren zu Beginn des Jahres 1911 1374 Konsumvereine mit 1442 200 zum weitaus größten Teil dem Arbeiterstande angehörigen Mitgliedern, einem Jahresumsatz von 377,11 Millionen Mark und einem Reintüberschuß von über 20 Millionen Mark angeschlossen, das ist also der größte und leistungsfähigste Teil der deutschen Konsumvereinsbewegung. Der Wert der von den Konsumvereinen des Zentralverbandes in eigenen Bäckereien, Schlachtereien, Mühlen, Selterswasserfabriken, Spermienbereien usw. hergestellten Waren belief sich im Jahre 1909 bereits auf nahezu 45 Millionen Mark. Die dem gemeinsamen Einkauf der Vereine dienende Großeinkaufsgesellschaft in Hamburg hatte im letzten Jahre einen Umsatz von 75 Millionen Mark. Mit Uebernahme der Hamburger Tabakarbeiter-Genossenschaft und mit Eröffnung einer Seifenfabrik in Gröba bei Riesa hat die S. G. G. im laufenden Jahre die zentralisierte Eigenproduktion der Konsumvereine in die Wege geleitet. Die schon seit 6 Jahren bestehende Verlagsanstalt des Zentralverbandes stellt in eigener Druckerei die beiden Verbandsorgane und die konsumgenossenschaftliche Propagandaliteratur her, wozu ihr das Papier von einer eigenen Fabrik geliefert wird.

Angeblickt dieser imponierenden Ziffern und Tatsachen, die freilich gegenüber dem in England Erreichten immer noch weit zurückbleiben, hat unsere Partei in Magdeburg ein neues Werturteil über die Konsumgenossenschaften abgegeben, das der wirklichen Bedeutung dieser Organisationen für den Befreiungskampf der Arbeiter in vollem Maße gerecht wird. Sie hat damit nur dem Beispiel ihrer Bruderparteien in Oesterreich, der Schweiz, Italien, Skandinavien, Frankreich zc.

gefolgt, die alle in den letzten Jahren erneut zur Genossenschaftsfrage Stellung genommen haben, dies durchweg in dem Sinne getan haben, in dem auch der internationale Sozialistenkongreß in Kopenhagen sein Urteil abgegeben hat.

Damit wäre also der Ring wieder geschlossen. Wir wissen heute, daß die Konsumgenossenschaftliche Organisation der Volksmassen eine unentbehrliche Waffe im Kampfe gegen Lebensmittelwucher und Nahrungsmittelfälschung ist, daß sie dem politischen und gewerkschaftlichen Kampf der Arbeiter einen mächtigen Rückhalt zu bieten imstande ist und daß durch sie die gesellschaftliche Organisation des Handels und darauf aufbauend der Produktion mit in die Wege geleitet wird. Aber wir

wissen auch, daß es eine Illusion ist, von der Genossenschaft allein die völlige Befreiung des Proletariats zu erwarten, daß die Genossenschaft den politischen und gewerkschaftlichen Kampf der Arbeiter nicht überflüssig machen kann, sondern ihn ergänzen und stärken soll. Nach ihrer ursprünglichen Ueber- und späteren Unterschätzung hat der gewesene Magdeburger Parteitag der Genossenschaft endlich den richtigen Platz zugewiesen als der zweiten wichtigen wirtschaftlichen Organisationsform des Proletariats, die in geistiger Gemeinschaft mit Gewerkschaften und Partei, aber unter Wahrung ihrer vollen organisatorischen Selbständigkeit, das große Ziel der Befreiung der unter dem Joch des Kapitalismus leidenden Menschheit erreichen wird.



## Die Reichsversicherungsordnung.

Von Arbeitersekretär Richard Vöttger-Mannheim.

Der im Dezember 1911 aufgelöste Reichstag hat während seines unrühmlichen Daseins unter anderem auch die Reichsversicherungsordnung verabschiedet. Als zwei Jahre vorher der Vorentwurf zu diesem gesetzgeberischen Werke in die Öffentlichkeit gelangte, wurde diese Regierungsarbeit unter der Fülle der Protestresolutionen fast erdrückt. Namentlich die Arbeiterschaft hegte, nachdem sie ihre wohlbegründete Stellungnahme präzisiert, die, wenn auch schwache Hoffnung, auf eine unseren sozialen Zeitverhältnissen einigermaßen angepaßte Regierungsvorlage. Was die Reichsregierung ein Jahr später dem Reichstag als Gesetzesentwurf zugehen ließ, war aber alles andere, als ein Werk, das sich von Rücksichten der Arbeiterwohlfaht leiten ließ. Einzelne mit sozialem Geiste befruchteten Ansätze im Vorentwurf, wurden auf Drängen reaktionärer Gewalten im Unternehmerlager wieder beseitigt, so daß von einer nennenswerten Verbesserung versicherungsgesetzlicher Rechte der Arbeiterschaft kaum die Rede sein konnte. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion stand angesichts dieser Tatsache vor einer Riesenaufgabe. Ihr war es in die Hand gegeben, in Kommissionen und im Plenum des Reichstages durch die Wucht ihrer auf praktischen Erfahrungen aufgebauten Reden, der Vorlage die reaktionären Giftdämpfe auszuziehen und den von Scharmachern und Regierung beiseitgeschobenen Arbeiterforderungen eine gesetzliche Sanktion zu verleihen. Diese sich in Hunderten von Abänderungs- und Initiativanträgen spiegelnde Opposition war leider infolge der Zusammensetzung des damaligen Reichstages so gut wie ohne Erfolg. Dem kleinen Häuflein wahrer Volksvertreter stand die gesamte bürgerliche Reaktion gegenüber. In einer, in der Geschichte des Parlamentarismus einzig dastehenden standalösen Art und Weise wurden die Anträge der Sozialdemokraten niedergetrampelt. Daß das Zentrum sich an diesem schwachvollen Verrat wohlberechtigter Arbeiterinteressen ganz hervorragend beteiligt hat, soll an dieser Stelle nur als politisch-historisches Moment festgehalten werden, und zwar deshalb, weil diese Partei sich bei allen ihr passenden Gelegenheiten als Vertreterin der unteren Bevölkerungsklassen anpreißt. In der reichspolitischen Konstellation des Jahres 1911 liegt somit die Hauptursache, wenn auch heute noch die Arbeiterversicherung als ein Flicht- und Stückwerk bezeichnet wird.

Es ist hier nicht der Ort, um all die notwendig realisierbaren Reformen auf dem Gebiete der Sozialgesetzgebung aufzuzählen. Der Zweck dieser Betrachtung kann, außer der Kritik an dem Zustandekommen des neuen Gesetzeswerkes, nur der sein, die Beteiligten mit den wichtigsten Neuerungen einigermaßen bekannt zu machen.

Wenn wir uns mit der Neugestaltung der Arbeiterversicherung beschäftigen, so fällt vor allem auf, daß die drei früher getrennt geführten Kapitel nimmere zu einem einheitlichen Werke mit der Bezeichnung „Reichsversicherungsordnung“ zusammengeschmolzen sind. Alle Bestimmungen, die früher im Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherungsgesetz spezialisiert untergebracht waren, haben jetzt in chronologischer Reihenfolge ihren Platz in der Reichsversicherungsordnung.

Auffallend ist auch die Neuregelung der Versicherungsbehörden und die Schaffung eines einigermaßen einheitlichen Instanzenzuges. Es soll hier lobend anerkannt werden, daß diese Reform noch trotz der ihr anhaftenden Mängel, gegenüber dem früheren Zustande einen Fortschritt darstellt. Unter dem alten Recht war es dem Laien fast unmöglich, sich in dem Wirrwarr der verschiedensterlei bürokratischen Anordnungen zurecht zu finden.

Die unterste Behörde ist jetzt das Versicherungsamt. Die sozialdemokratische Fraktion wollte hier die Schaffung einer unabhängigen Instanz. Damit der Versicherungsamtmann nicht in die Lage versetzt wird, infolge seiner Tätigkeit sich ein selbständiges soziales Handeln anzueignen, ist er samt seiner von ihm vertretenen Institution der Staatsbehörde, im günstigsten Falle der Gemeindeverwaltung, angegliedert und somit auch deren bürokratischen Einflüssen ausgesetzt. Das Versicherungsamt ist Spruch- und Beschlußbehörde in Unfall-, Kranken- und Invalidenfällen. Die Berufsgenossenschaften sind jedoch, im Gegensatz zu einem sozialdemokratischen Antrage, an die Beschlüsse des Versicherungsamtes nicht gebunden. Die Unfallverletzten sind durch diesen Zustand nach wie vor der Willkür der Berufsgenossenschaften ausgesetzt.

Das Wahlverfahren bleibt mit Ausnahme weniger Abänderungen genau so kompliziert und reaktionär wie im alten Gesetz. Der sozialdemokratische Antrag auf Einführung eines Wahlrechts, wie es ähnlich bei den Kaufmanns- und Gewerbeberechtigten mit Erfolg Anwendung findet, wurde von der bürgerlichen Mehrheit abgelehnt.

Als zweite Instanz gelten die Oberversicherungsämter, die an Stelle der Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung treten. Deren Entscheidungen sind in den meisten Fällen endgültig; ein Nachteil für die Versicherten im Unfallstreitverfahren insofern, weil hierdurch der Weg zum Reichsversicherungsamt, als Rekursgericht, verschlossen wird. Das Reichsversicherungsamt und die Landesversicherungsämter bleiben bestehen; die letzteren Behörden jedoch

nur dann, wenn für deren Wirkungsbereich vier Oberversicherungsämter in Frage kommen.

Was die materielle Seite der Reichsversicherungsordnung anlangt, so ist vor allem die Erweiterung der reichsgesetzlichen Krankenfürsorge auf die Landarbeiter, Diensthoten und andere Arbeiterschichten, die seither vom Krankenversicherungsgesetz nicht erfasst wurden, als erfreuliches Moment zu begrüßen. Diesem Fortschritt kann jedoch sofort als Gegenstück die Schwämerung des Selbstverwaltungsrechtes in den Ortskrankenkassen als eminenten Nachteil zur Seite gestellt werden. Die Ortskrankenkassen waren die Pioniere der Sozialgesetzgebung. Ihre segensreiche Tätigkeit hat bürgerliche Sozialpolitiker zu Ausprüchlichen hoher Verwunderung und Anerkennung genötigt. Trotzdem ließ sich die bürgerliche Mehrheit des Reichstages herbei, die wohlbegründeten Rechte der Arbeiterschaft zu beschneiden, nur, weil den Scharfmachern im Unternehmerlager und anderen dunklen Gewalten die fortschrittliche Entwicklung dieser Organisation ein Dorn im Auge ist.

Die Versicherten müssen nach wie vor zwei Drittel der Beiträge zahlen, trotzdem erhalten sie nur die Hälfte der zu besetzenden Mandate im Vorstand und in der Generalversammlung. Außer diesem offensichtlichen Nachteil sind den Ortskrankenkassen weitere gesetzliche Fesseln und behördliche Bevormundungen auferlegt. Der ferneren Gestaltung dieser Versicherungsorgane eröffnet sich demnach keine rosige Zukunft.

Die Bestimmungen über den „Ortslohn“, der an an Stelle des seitherigen ortsüblichen Tagelohnes tritt, können gleichfalls nicht befriedigen. Die Anträge der sozialdemokratischen Fraktion auf Schaffung eines Minimalortslohnes, im Hinblick auf die in dieser Beziehung geradezu erbärmlichen Zustände in einzelnen Landgebieten, wurden niedergestimmt. Nur in der Staffellung der Ortslöhne ist eine geringe Verbesserung eingetreten.

Die Leistungen der Krankenkassen bleiben durch die Reichsversicherungsordnung so gut wie unberührt. Zum Teil sind sogar für die Versicherten Verschlechterungen eingetreten. Nach dem alten Recht blieben in Fällen der Arbeitslosigkeit die Ansprüche an die Kasse erhalten, sofern eine Mitgliedschaft von drei Wochen nachgewiesen werden konnte und der Unterstützungsfall innerhalb drei Wochen nach Ausscheiden aus der Kasse eintrat. Jetzt muß eine Mitgliedschaft von 26 Wochen innerhalb des vorhergegangenen Jahres, oder unmittelbar vor dem Ausscheiden aus der Kasse eine solche von sechs Wochen nachgewiesen werden. Zur Einführung einer Schwangeren- und Hebammenunterstützung, eines der wichtigsten Kapitel des neuen Gesetzes, hat sich der Reichstag nicht aufschwingen können. In der ersten Lesung war Dank des energischen Zupassens der sozialdemokratischen Vertreter und den Eingaben der bürgerlichen Frauenvereine eine einigermaßen annehmbare Veränderung angenommen worden. Bei der endgültigen Verabschiedung marschierte die Regierung auf und ließ durch ihren Vertreter, den Staatssekretär v. Delbrück erklären, daß die Regierung das ganze Gesetz scheitern lasse, wenn nicht die in erster Lesung beschlossene Verbesserung gestrichen werde. Dieser Diplomatenstreich reichte aus, um die bürgerlichen Parteien, soweit sie für die Ausdehnung der Wöchnerinnen- und Schwangerenhilfe votiert hatten, umfallen zu lassen. So wird voraussichtlich der für Deutschland beschämende Zustand weiter bestehen, daß dieser Kulturstaat in bezug der Kindersterblichkeit höchstens von Rußland überboten wird.

Das dritte Buch der Reichsversicherungsordnung behandelt die Unfallversicherung. Auch hier ist im großen und ganzen der alte lückenhafte und verbesserungsbedürftige Zustand geblieben. Die Versicherungspflicht ist auf wenige Arbeiterschichten aus-

gedehnt; bei weitem aber nicht auf alle Berufe, obwohl die meisten von diesen gleich großen Erwerbsgefahren ausgesetzt sind. Die Unfallversicherung zersplittert sich nach wie vor in die Versicherung für gewerbliche, land- und forstwirtschaftliche Arbeiter und für die des Seemannsberufes.

Die Träger der Unfallversicherung bleiben die Berufsgenossenschaften, die sich, wie im alten Gesetz, in eine erhebliche Anzahl nach Gewerben abgegliederten Organisationen zersplittern. Die alte Arbeiterforderung, in den Verwaltungskörpern der Berufsgenossenschaften auch den Versicherten Sitz und Stimme einzuräumen, ist bei der vorjährigen Reform der Arbeiterversicherung wiederum unberücksichtigt geblieben. Während die Unternehmer struppellos genug waren, den Versicherten das Selbstverwaltungsrecht in den Ortskrankenkassen zu beschneiden, wehrte sich hier die gleiche Scharfmachergruppe mit Händen und Füßen gegen eine Schwämerung des Herrenrechts in den Berufsgenossenschaften. Das ist Unternehmerlokalität in Reinkultur.

Die Leistungen der Berufsgenossenschaften sind mit wenigen Ausnahmen die gleichen geblieben. Bei Berechnung des Jahresarbeitsverdienstes dienen zukünftig 1800 Mk. als Minimalgrenze, sofern der Lohn an sich nicht geringer ist. Der diesen Betrag übersteigende Arbeitslohn wird nur zu einem Drittel angerechnet. Gewerbefrankheiten, Unfälle auf dem Wege von und nach der Arbeitsstätte und Leistenbrüche gelten auch nach dem neuen Recht nicht als Betriebsunfälle. Nur in ganz besonders gelagerten Fällen tritt eine Entschädigungspflicht der Berufsgenossenschaft ein. Als Volkrente gilt nicht die volle Vergütung des nachweisbaren Verdienstes, sondern nur zwei Drittel desselben. Auch die Teilrenten werden durch die Reichsversicherungsordnung nicht fetter. Nach alledem also keine nennenswerte Umwälzung.

Im letzten Buch findet die Invalidenversicherung ihre gesetzliche Regelung, und den Schlußstein des neuen Versicherungswerkes bildet die Witwen- und Waisenversicherung. Ueber die Reichsversicherungsordnung wenig zu sagen. Auch hier sind alle Verbesserungsanträge der Sozialdemokraten von den bürgerlichen Parteien ausnahmslos niedergestimmt worden. Vor allem wurde die Herabsetzung des Grades der Invalidität von 66% auf 50% verlangt; ferner, daß schon bei einem Alter von 65 Jahren Altersrente zu zahlen ist. Der letzte Antrag hatte eine um so größere Berechtigung, als der gleiche Reichstag erst wenige Wochen vorher beim Privatbeamten-gesetz die Altersgrenze auf 65 Jahre festgesetzt hatte. Was für die Beamten gesetzlich möglich war, durfte für die Arbeiter nicht gelten; diese müssen erst 70 Jahre alt werden, ehe sie in den Genuß ihrer schmalen Rente kommen. Offensichtlicher ist wohl noch nicht mit zweierlei Maß gemessen worden, als bei dieser gesetzgeberischen Tat.

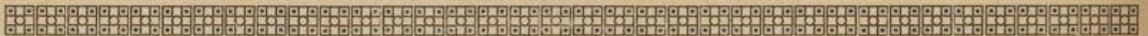
Die neuen versicherungsgesetzlichen Bestimmungen bringen der Arbeiterschaft auch nicht den wohlbegründeten Rechtsanspruch auf Einleitung von Heilverfahren. Nach wie vor bleibt es in das Ermessen der Landesversicherungsanstalt gestellt, ob hier helfend eingegriffen werden soll oder nicht. Die Bestimmungen über die Verwendung der Gelder zu Heilzwecken sind mit Hilfe der Mehrheitsparteien, namentlich aber unter tatkräftiger Mithilfe des Zentrums, sogar eine Verschärfung erfahren, indem die Landesversicherungsanstalten zukünftig an eine bestimmte Summe gebunden sind. Ein reaktionärer Streich der bürgerlichen Volksvertreter, wie er in seiner Wirkung nicht schlimmer gedacht werden kann angesichts der Tatsache, daß die Bekämpfung der Lungentuberkulose und anderer ähnlicher Volkskrankheiten eine Kardinalforderung unseres sozialen Zeitalters ist.

Um über die Reichsversicherungsordnung auch etwas Erfreuliches zu berichten, kann bei der Besprechung der Witwen- und Waisenversicherung gesagt werden, daß es sich hier wirklich um einen nicht unbedeutenden sozialen Fortschritt handelt. Deutschland ist in dieser Frage tatsächlich in der Welt voran. Unserer Reichsregierung gebührt der Ruhm, das Problem einer sozialen Fürsorge für Witwen und Waisen aus dem Stadium theoretischer Erwägungen in die praktische Betätigung umgesetzt zu haben.

Mit der prinzipiellen Bedeutung dieses Teils der Reichsversicherung ist es jedoch nicht getan. Die leibliche Not der Arbeiterwitwen und Waisen wird durch Anwendung von Palliativmitteln nicht beseitigt. Es wäre deshalb auch bei Verabschiedung dieses wichtigen Kapitels am Platze gewesen, den sozialdemokratischen Anträgen etwas mehr Beachtung zu schenken. Die Leistungen der Witwen- und Waisenversicherung sind derart beschei-

den, daß von einer greifbaren Hilfe der in Frage kommenden Personen nicht gesprochen werden kann. Dazu kommt als weiteres ungünstiges Moment, daß nicht schlecht hin jede Witwe eines verstorbenen Versicherten Anspruch auf Rente hat, sondern nur diejenigen, die inbalid im Sinne des Gesetzes sind oder, um einen drastischeren Ausdruck zu gebrauchen, mit einem Bein bereits im Grabe stehen.

Der deutschen Arbeiterschaft und vor allem deren Vertretern im Reichstage erwächst nach all den wenigen aufgerollten Beispielen über die Unzulänglichkeit der Reichsversicherungsordnung die heilige Pflicht, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis die offensichtlichen Mängel dieses Teils unserer sozialen Gesetzgebung beseitigt sind. Der Grundsatz: „Wer in gesunden Tagen seine Pflicht getan, soll auch in schlimmer Zeit versorgt sein“, muß auch bei zukünftigen Kämpfen um die sozialen Rechte der Arbeiterschaft als Leitmotiv ausklingen.



## Politischer Rückblick.

Von Gustav Lehmann, Mannheim.

Ein ereignisreiches Jahr liegt hinter uns, denn der Ausfall der am 12. Januar vollzogenen Reichstagswahl wird für alle Zeiten einen sichtbaren Meilenstein in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes bilden. Die junkerlich-pfäffische Reaktion hatte namentlich wegen ihrer kohlrabenschwarzen Steuersünden und wegen ihres engherzigen Widerstands, den sie selbst der bescheidensten Demokratisierung der staatlichen Einrichtungen überall entgegengestellt hatte, sicherlich mit einem Stimmenrückgang und mit einem Mandatsverlust zum Vorteil der Sozialdemokraten gerechnet. Daß aber die sozialdemokratischen Stimmen um über 900 000 und die Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten von 53 auf 110 steigen würden, haben selbst die größten Pessimisten in jenen Kreisen nicht für möglich gehalten. Man hatte, wie der Wahlausfall zeigt, den Zorn des Volkes und seine politische Reife unterschätzt.

Den alten, aus den Bülowschen Blockwahlen hervorgegangenen Reichstag hatte die Regierung bis in den Dezember hinein zusammengehalten, damit er noch möglichst viele Gesetze erledige, denn man sagte sich mit Recht, daß der neue Reichstag seiner Zusammensetzung nach sich reaktionären Bestrebungen weniger willfährig zeigen werde, als dies der alte getan. Und so ist es auch gekommen: die Wahlen haben der Rechten nebst dem Zentrum eine Schwächung gebracht, so daß sie nicht mehr wie früher eine kompakte Mehrheit bilden. Leider muß aber auch konstatiert werden, daß die Nationalliberalen die in sie von den Wählern der Linken gesetzten bescheidenen Hoffnungen bisher in keiner Weise erfüllt haben, denn sie versagten gleich bei der Präsidentenwahl. Die Nationalliberalen hatten es nämlich abgelehnt, der sozialdemokratischen Fraktion, obgleich sie die weitaus stärkste im Reichstag ist, einen Sitz im Präsidium zuzugestehen. Die Folge war, daß die Linke ihre Stimmen zersplitterte, und daß Herr Peter Spahn vom Zentrum zum Präsidenten gewählt wurde. Als die Nationalliberalen nun sahen, was sie angerichtet hatten, stimmten sie bei der Wahl des ersten Vizepräsidenten für den sozialdemokratischen Abg. Scheidemann, um es zum Konflikt zu treiben. Das ist ihnen denn auch gelungen, denn Herr Spahn trat auf Beschluß des Zentrums von seinem Präsidentenposten zurück, weil er als guter königstreuer Mann nicht neben dem Republikaner

Scheidemann sitzen wollte. Es trat dann der Freisinnige Kaempf an seine Stelle. Bei der vier Wochen später erfolgten endgültigen Wahl wählten die Nationalliberalen Scheidemann wieder hinaus und der Nationalliberale Paasche trat an seine Stelle. Die stärkste Fraktion des Reichstags ist also im Präsidium nicht vertreten. Die Sozialdemokraten sind aber nicht nur im Reichstag, sondern erst recht draußen im Lande mit ihren 4 250 329 Stimmen — das sind 35 Prozent aller abgegebenen Stimmen überhaupt — die weitaus stärkste Partei; das ihr im Reichstag zugefügte himmelschreiende Unrecht wird daher von den über 4 1/2 Millionen sozialdemokratischen Wählern als ein Faustschlag empfunden. Die Sozialdemokraten haben, wie der Wahlausfall zeigt, in allen — auch in den wenig industriell entwickelten — Gegenden des Ostens und des Südens bedeutend an Boden gewonnen. Sie sind aber auch eine wahre Volkspartei. Ihre 110 Abgeordneten sind aus den verschiedenen Berufen, zumeist aus dem Arbeiterstand, hervorgegangen. Auf die einzelnen Landesstellen entfallen nach den letzten Wahlen sozialdemokratische Abgeordnete: Stadtkreis Berlin 5, Provinz Brandenburg 7, Ostpreußen 1, Pommern 2, Schlesien 7, Provinz Sachsen 10, Schleswig-Holstein 2, Hannover 4, Westfalen 3, Hessen-Nassau 5, Rheinprovinz 5, Bayern 9, Sachsen 19, Württemberg 3, Baden 1, Hessen 4, Anhalt 2, Sachsen-Weimar 2, Braunschweig 2, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß ältere und Reuß jüngere Linie je 1, Hanfsstädte 5 und Elb-Lothringen 5, zusammen 110. Daß die Sozialdemokraten in Baden jetzt nur einen Abgeordneten statt wie früher drei Abgeordnete haben, ist eine Folge des Zusammengehens der bürgerlichen Parteien bei der Stichwahl. Das Zentrum wollte durch seine Unterstützung des Nationalliberalen in Pforzheim und des Fortschrittlers in Karlsruhe seine angeblich treue monarchische Gesinnung in empfehlende Erinnerung bringen, da es als Lohn für seine schlaue Politik bei der Besetzung von Beamtenstellen für seine Anhänger entsprechende Vorteile erhoffte.

Der Reichstag hat gleich in seiner ersten Session hohe Ausgaben für den Militarismus bewilligt. Die Regierung hatte erst im Jahre 1911 sich eine Heeresverfärkung genehmigen lassen, angeblich, weil die deutsche Heeres-



organisation Lücken aufweise. Ein Jahr später haben die militärischen Fachleute dann entdeckt, daß wir trotzdem immer noch nicht genügend gerüstet seien und daß wir im Frieden 29 000 Mann mehr Soldaten haben müssen. Die hierfür aufzubringenden Kosten werden jährlich etwa 127 Millionen Mark betragen. Aber nicht nur das Landheer soll verstärkt, sondern es soll auch ein neues Flottengeschwader geschaffen werden. Die Ausgaben hierfür werden sich jährlich auf 38 bis 43 Millionen belaufen. Diese Vorlagen hat der Reichstag glatt angenommen, nur die Sozialdemokraten und die Polen stimmten dagegen. Selbst der Freisinn, der früher unter Eugen Richters Führung Militärforderungen abgelehnt hat, ist jetzt auch völlig militärfreund geworden. Vergleichen haben die sozialdemokratischen Redner im Reichstag dargelegt, daß ein europäischer Krieg heute schon aus volkswirtschaftlichen Gründen unmöglich ist und daß es zu erreichen sein müsse, mit anderen Staaten Vereinbarungen über Ermäßigung der Ausgaben für Heer und Marine zu treffen. Mit Hurta wurde die Vorlage nach kurzen Zustimmungserklärungen von den bürgerlichen Parteien angenommen. Einflußreiche Kreise wollen die Rüstungsvermehrungen schon um deswillen, weil sie davon einen wirtschaftlichen Vorteil haben. Die Armeelieferanten, namentlich aber die Panzerplattenfabrikanten, traten alle mit großer Begeisterung für neue Militärausgaben ein; das gleiche ist der Fall bei denjenigen Kreisen, aus welchen sich das Offizierskorps rekrutiert. Wie wichtig die Heeresvermehrung für dieselben auch in dieser Hinsicht ist, lehrt die nackte Tatsache, daß für das Jahr 1912 folgende Stellen neu geschaffen worden sind: 25 Generale, 11 Regimentalkommandeure, 262 Stabsoffiziere, 422 Hauptleute, 552 Leutnants, 75 Sanitätsoffiziere, 35 Veterinäre und 41 Zahlmeister. Eine entsprechende Vermehrung der Offiziersstellen ist auch bei der Marine zu verzeichnen. Es ist daher kein Wunder, wenn die Väter der auf eine Offiziersstelle spekulierenden zahlreichen jungen Leute und diese selber warme Anhänger der Heeresvermehrung sind. Der persönliche Vorteil, den sie davon haben, erklärt ihre patriotische Begeisterung für den Militarismus zur Genüge. Als der Reichstag die neuen Lasten für das Landheer, die Marine und die Luftflotte beschlossen hatte, ist er in die Ferien gegangen, ohne für genügende Deckung gesorgt zu haben. Er hat die Branntweinsteuer erhöht, indem er den niedrigen Steuerfuß beseitigte, was aber, da den Großbrennereien andere Vorteile für den Verlust des sogenannten Kontingents gewährt worden sind, nicht viel einbringen wird. Um aber nach außen den guten Willen zu zeigen, haben die Nationalliberalen und das Zentrum sich zusammengefunden und haben durch einen Antrag die Regierung aufgefordert, dem Ende November wieder zusammentretenden Reichstag eine neue Steuervorlage zu unterbreiten, durch welche die Besitzenden herangezogen werden sollen. Wie diese Vorlage aussehen wird, muß abgewartet werden. Daß sie die Besitzenden nicht schwer, möglicherweise überhaupt nicht trifft, ist sicher, denn wenn diese getroffen werden sollten, würde die Regierung die 1909 abgelehnte Erbschaftsteuer wieder eingebracht haben.

Wie in der inneren Politik, so hat die Bethmann-Hollwegsche Regierung auch den Karren der auswärtigen Politik gründlich verfahren. Die deutsche Reichsregierung hat sich durch ihre wiederholte unmotivierte Säbelraserei keine Freunde erworben. England, nach welchem wir weitläufig die meisten Waren ausführen, bringt uns wegen unserer fortgesetzten militärischen Rüstungen das schärfste Mißtrauen entgegen und vermehrt daher die Zahl seiner Kriegsschiffe ganz erheblich. Dasselbe ist mehr oder weniger auch bei den anderen europäischen Staaten der Fall. Durch die oft schwan-

kende Haltung unserer Regierung selbst in einfach liegenden Fragen der auswärtigen Politik ist sie selbst mehrfach zwischen zwei Stühlen zu sitzen gekommen. So bei dem unerhörten Völlerrechtsbruch, den unser Verbündeter Italien gegen die Türken beging — indem er diese ohne jede Veranlassung mit Krieg überzog —, weil wir das Unrecht nicht als Unrecht bezeichnet haben, sondern es weder mit Italien, noch mit der Türkei verderben wollten. Mit der Besitzergreifung Marokkos durch die Franzosen und der Vergewaltigung der Eingeborenen hat Deutschland in dem Moment sich einverstanden erklärt, als ihm Frankreich das Sumpfland Kongo als Gegenleistung angeboten hatte. Die fortgesetzt in der auswärtigen Politik gemachten groben Fehler sind zu einem sehr großen Teil auf das bei uns herrschende persönliche Regiment zurückzuführen. Der deutsche Kaiser hat wiederholt unter Umgehung des Reichskanzlers in höchst wichtige Angelegenheiten des Auswärtigen Amtes eingegriffen und hat die Erledigung schwebender Fragen erschwert. Der Reichstag hat sich leider nicht dazu aufschwingen können, hier durch eine Verfassungsänderung Wandel zu schaffen. Es ist bei einem schwächtlichen Versuch geblieben. Es wird auch hier nicht eher besser werden, als bis die Sozialdemokraten die völlige Demokratisierung der Reichsversammlung durchgesetzt haben.

Einige wichtige Vorgänge, die sich in den letzten Monaten in einzelnen deutschen Bundesstaaten abgespielt haben, dürfen hier nicht unerwähnt bleiben. In Bayern wurde der Landtag aufgelöst, weil das Zentrum die Entfernung eines Ministers verlangte, durch welchen es sich beleidigt fühlte. Die Wahlen brachten aber bei der mangelhaften politischen Durchbildung der ländlichen Wähler keine Zertrümmerung der Zentrumshegemonie, wenn es dem gemeinsamen Vorgehen der übrigen Parteien auch gelang, die Zentrumshochflut zurückzudämmen. Aber allein der gemeinsame Versuch, die Machtansprüche des Zentrums energisch zu bekämpfen, hat bei den Führern der schwarzen Partei eine solche Erbitterung ausgelöst, daß sie auch den letzten Rest von kluger Zurückhaltung aufgaben und rücksichtslos die brutale Zentrumsherrschaft proklamierten. Das Ministerium Frauenfelder wurde gestürzt, ein reines kirchliches Ministerium gebildet und zu dessen Präsident wurde der Vorsitzende des Zentrums im Reichstag, Freiherr von Hertling, ernannt. Bald nachdem das Zentrumsmministerium die Geschäfte übernommen hatte, hat es einen Geheimverlaß herausgegeben, wonach entgegen dem Reichsgesetz gegen die Jesuiten diesen die Ausübung priesterlicher Funktionen gestattet wurde. Die Sozialdemokratie ist immer für die Aufhebung des Jesuitengesetzes eingetreten, weil es ein Ausnahmegesetz ist, aber so lange es von Reichs wegen besteht, darf ein einzelner Bundesstaat sich nicht das Recht herausnehmen, dasselbe — und noch dazu auf dem Wege eines Geheimverlaßes — außer Kraft zu setzen.

In Preußen, wo immer noch das ungerechteste aller Wahlsysteme, das Dreiklassenwahlrecht, besteht, hat die Sozialdemokratie einen neuen energischen Vorstoß zur Erringung des allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechts unternommen. Die jetzige junkerliche Mehrheit bietet alles auf, um ihr Privilegium aufrecht zu erhalten. Daß der König von Preußen eine Aenderung des Wahlrechts zugunsten der Beschloßenen versprochen hat, macht weder ihnen, noch der Regierung irgend welche Sorge. Sie wollen der stärksten Partei im Lande, der Sozialdemokratie, nicht nur keine stärkere Vertretung zugestehen, sondern sie wollen die sechs Sozialdemokraten, die trotz des Dreiklassenwahlrechts in das Junkerparlament hineingewählt worden sind, entfernen oder ihre Tätigkeit zum mindesten insofern einschränken, daß sie bedeutungslos wird. Das sucht man zu erreichen, indem

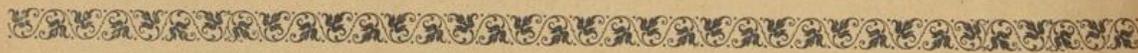


man ihnen häufig das Wort abschneidet, und dann haben die Junker zu dem Zweck sich eine Geschäftsordnung gegeben, wonach der Präsident Abgeordnete, die er einige Male zur Ordnung gerufen, von der weiteren Teilnahme an der betreffenden Sitzung ausschließen kann. Als nun der sozialdemokratische Abgeordnete Vorchardt bei Beratung einer gegen die Polen gerichteten Gesetzesvorlage einige Zwischenrufe machte, verbot ihm das der Präsident v. Erffa und forderte ihn auf, sich auf seinen Platz zu begeben. Als Vorchardt darauf hinwies, daß mit ihm noch 50 bis 60 bürgerliche Abgeordnete vor der Rednertribüne stünden und daß er erst weggehen würde, wenn die Weisung allgemein an alle Abgeordnete ergehen würde, wurde er vom Präsidenten kurzerhand von der Sitzung ausgeschlossen. Und als Vorchardt selbstverständlich der Aufforderung, den Sitzungssaal zu verlassen, keine Folge leistete, ließ Herr v. Erffa Polizei holen. Ein Polizeileutnant erschien mit mehreren Schutzleuten, der Abg. Vorchardt wurde gepackt und hinausgeschleppt. Einige Polizisten, die der Meinung waren, es sollten sämtliche sozialdemokratische Abgeordnete entfernt werden, vergriffen sich auch an dem Abgeordneten Leinert. Da der Abgeordnete Vorchardt, um seiner Pflicht als Abgeordneter zu genügen, durch eine andere Tür wieder in den Sitzungssaal hineingegangen war, so wurde er nochmals gewaltsam entfernt, und es wurden vor jeden Eingang polizeiliche Doppelposten aufgestellt. Dieser unerhörte Vorgang hat aber die Massen aufgepeitscht, er hat ihnen mit aller Deutlichkeit gezeigt, wessen sie sich von der brutalen preußischen Junkersippe zu versehen haben. Die Sozialdemokraten haben in zahlreichen überfüllten Protestversammlungen zu Hunderttausenden gegen diese zum Himmel schreiende junkerliche Vergewaltigung eines gewählten Vertreters energisch protestiert. Und dieser Protest wird insofern seine Früchte tragen, als er den Massen zeigt, wo der Hebel anzusetzen ist, um die Reaktion zu stürzen.

In Ungarn, wo auch, ähnlich wie in Preußen, eine Klasse politisch das Szepter in der Hand hat, ist es bei den von der Arbeiterschaft unternommenen Straßendemonstrationen zu Straßenkämpfen gekommen. Dort hatte vor sechs Jahren der damalige Ministerpräsident W e c e r l e feierlichst versprochen, eine Reform des Wahlsystems im Sinne des gleichen und geheimen Wahlrechts vorzunehmen. Aber bei den Versprechungen, die von späteren Ministern wiederholt wurden, ist es bisher geblieben. Und als am 23. Mai die Sozialdemokraten in der Hauptstadt eine Straßendemonstration veranstalteten, um den Regierenden gegenüber den Willen des Volkes zum Ausdruck zu bringen und diese an die Einlösung des mehr als einmal verpfändeten Ehrenwortes zu erinnern, schritt die verbrecherische Regierung mit Waffen-

gewalt ein. Gewehrsalven und Säbelhiebe waren die Antwort auf die Forderung nach Volksrechten. Acht Tote und einige achtzig Schwerverwundete, sowie etwa 120 Leichtverwundete waren die Opfer der verbrecherischen militärischen Aktion in den Straßen von Budapest. Angesichts dessen, daß die gesamte Polizei- und Gendarmeriemannschaft und nicht weniger denn 12 000 Mann Militär aufgeboten war, ist das eine verhältnismäßig geringe Zahl, was nur erklärlich wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Soldaten, denen befohlen wurde, auf ihre Brüder zu schießen, selber Proletarier sind und die daher immer zu hoch zielten. Die Gefallenen von Budapest sind nicht umsonst für die Freiheit gefallen; auch den Proletariern in Ungarn wie in Preußen muß ihr Menschenrecht werden.

Die Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit haben, wie sich das bei unserer privatkapitalistischen Produktionsweise von selber versteht, auch im vergangenen Jahre stattgefunden. Die niedrige Lebenshaltung der Arbeiterschaft im allgemeinen und die vielfach durch die Gesetzgebung künstlich erzeugte Teuerung der Lebensmittel haben die Arbeiter gezwungen, höhere Löhne zu fordern. Eine Lohnsteigerung bedeutet jedoch nicht immer eine Besserung der Lebenshaltung, weil das Mehr an Lohn durch die höheren Lebensmittelpreise vielfach wieder aufgewogen wird. Ganz besonders ungünstig lagen die Verhältnisse bei den Bergleuten; denn diesen hatten die Grubenbarone trotz der Teuerung — die Löhne gekürzt, so daß ihre Lebenshaltung heruntergedrückt wurde. Die Bergleute wären elende Feiglinge gewesen, wenn sie nicht alles versucht hätten, um den ihnen früher gezahlten Lohn wieder zu erreichen. Sie traten in den Streik, mehr als 200 000 Mann allein im Ruhrgebiet. Doch konnten die Bergleute den Kampf nicht zu Ende führen; sie mußten ihn abbrechen, weil der christliche Bergarbeiterverband Verrat übte und den anderen drei Verbänden meuchlings in den Rücken fiel. Es waren politische Machinationen, die hier am Werke waren: Nationalliberale und Zentrum waren im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier bei den Reichstagswahlen im Januar gegen die Sozialdemokraten zusammengegangen. Das Zentrum, welches bei den christlichen Bergleuten einen entscheidenden Einfluß hat, machte diesen zugunsten der Zechenbesitzer geltend. Die Folge war, daß die christlichen Bergarbeiterführer sich gegen den Streik erklärten und damit den sonst sicheren Sieg der Bergarbeiter verhinderten. Der schändliche Verrat der Zentrumschriften hat, wenn dadurch auch der Sieg der kämpfenden Bergleute verhindert wurde, doch das eine Gute gezeitigt: er hat vielen Bergleuten, die bisher noch der Fahne der Zentrumschriften gefolgt sind, gründlich die Augen über die hinterhältige Taktik des christlichen Bergarbeiterverbandes geöffnet.



## Rückblick und Ausblick im Lande Baden.

Von Landtagsabgeordneten Wilhelm K o l b.

Das Jahr 1912 bedeutet in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie ein Jahr größter Erfolge. Die deutsche Sozialdemokratie marschiert nicht nur an der Spitze aller deutschen Parteien, sie ist die größte, bestorganisierteste und disziplinierteste Partei der Welt. Mit ihren über 4 Millionen Wählern hat sie die zweitstärkste Partei im Deutschen Reich um nahezu das Doppelte überholt, sie hat nahezu 1 Million Stimmen mehr als die liberalen Parteien zusammengenommen. Aber nicht nur hinsichtlich

der Zahl der auf sie abgegebenen Stimmen steht die Sozialdemokratie an der Spitze der deutschen Parteien, sie ist mit ihren 110 Abgeordneten im Reichstag zugleich die stärkste Fraktion. Daß diese ihre zahlenmäßige Größe nicht auch in der deutschen Politik und in der Besetzung des Präsidiums des Reichstags ihren Ausdruck findet, ist in den bedauerlich rückständigen politischen Verhältnissen Deutschlands begründet. In keinem Kulturlande der Welt werden die Volksmassen politisch so mißhandelt

und mißachtet, wie in Deutschland. Das Deutsche Reich hat die unter den Kulturstaaten größte und stärkste Sozialdemokratie, aber zugleich auch die verbitterteste und verschlagendste Reaktion. In dem gewaltigen, kulturgeschichtlich so bedeutsamen Kampfe zwischen der Reaktion und der Sozialdemokratie spielt das sogenannte liberale Bürgertum eine geradezu klägliche Rolle. Wo immer es sich darum handelt, der Reaktion eine entscheidende Schlacht zu bieten, versagt dieses Bürgertum. Kein Wunder, wenn die Reaktion, auch wenn sie bei den Wahlen Niederlagen erlitten hat, im Parlament immer wieder triumphiert.

An dem gewaltigen Siege der deutschen Sozialdemokratie bei den letzten Reichstagswahlen hat die badische Sozialdemokratie leider nicht denjenigen Anteil, den wir erhofft hatten. Zwar ist unsere Stimmenzahl von 93 440 im Jahre 1907 auf 118 879 im Jahre 1912 gestiegen. In soweit haben wir an dem großen Erfolge vollberechtigten Anteil. Leider ist es uns aber nicht gelungen, unsern Besitzstand an Mandaten zu behaupten. Wir haben zwei schmerzliche Verluste zu verzeichnen. Dank der raffinierten, aller politischen Moral höhnsprechenden Taktik des Zentrums haben wir die Mandate des 9. Wahlkreises (Karlsruhe-Bruchsal) und des 9. Wahlkreises (Pforzheim-Durlach) verloren. Es war voranzusehen, daß das Zentrum alles aufbieten wird, um uns diese beiden Mandate abzunehmen. Das Zentrum hat der badischen Sozialdemokratie, deren kluge und erfolgreiche Taktik die schwarz-blaue Reaktion bei den beiden letzten Landtagswahlen um alle ihre Hoffnungen gebracht hatte, Rache geschworen. Die Absicht des Zentrums war eine doppelte; einmal sollte die Sozialdemokratie für ihre bei den Landtagswahlen befolgte Taktik gestraft werden und gleichzeitig hoffte es, Zwietracht in die Reihen unserer Partei zu säen. Das Zentrum hoffte, die da und dort in der badischen Sozialdemokratie gegen die sogenannte Großblocktaktik vorhandenen Bedenken zum lichterloh emporzügelnden Feuerbrand entfachen zu können. Der Verlust von zwei Mandaten an die Liberalen wird — so spekulierte das Zentrum — in den Kreisen der sozialdemokratischen Wähler Entrüstung gegen die Liberalen hervorrufen und damit den Anlaß zur Sprengung des Großblocks bei den Landtagswahlen geben. Zunächst schien es, als ob diese ebenso raffinierte als schlaue berechnete Taktik des Zentrums den gewünschten Erfolg gehabt hätte. In der berechtigten Mißstimmung über den Verlust zweier Mandate an die Liberalen, die noch weitere Erfolge durch die sozialdemokratische Hilfe bei den Stichwahlen erzielen, machte sich in den Kreisen der sozialdemokratischen Wähler, insbesondere im 9. und 10. Wahlkreis, eine starke Mißstimmung gegen die Großblocktaktik geltend, der man diese Verluste aufs Konto setzte. Allein bei ruhiger Ueberlegung mußte sich jeder politisch klarschauende Mensch sagen, daß, sofern die Sozialdemokratie nicht aus eigener Kraft die beiden Mandate behaupten konnte, sie im Hinblick auf die Zentrumstaktik mit größter Wahrscheinlichkeit verloren gehen mußten. Die badische Sozialdemokratie hätte einen weit über die gelb-roten Grenzpfähle hinaus wirkenden folgenschweren politischen und taktischen Fehler begangen, wenn sie ihre Taktik auf die absolut sichere Erhaltung dieser beiden Mandate gerichtet hätte. Diesen „Erfolg“ hätte die badische Sozialdemokratie mit ihrem politischen Ansehen bezahlt und sogar die gewaltigen Erfolge der Sozialdemokratischen

Partei im Reiche zu einem nicht unerheblichen Teil in Frage gestellt. Darüber hinaus hätte sie für die nächsten Landtagswahlen eine politische Situation geschaffen, die ihre eigene politische Situation stark geschwächt und der Reaktion zu der sehnlichst gewünschten Majorität im badischen Landtag verholfen hätte. Der Zentrumsführer Wacker wäre, nachdem ihm seit dem Jahre 1905 alle Hoffnungen zerstört worden waren, endlich doch auf seine politische Rechnung gekommen.

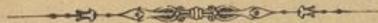
Erfreulicherweise hat die politische Vernunft recht bald wieder den Sieg über die Verärgerung davongetragen. Herr Wacker und das Zentrum müssen sich damit genügen lassen, an der Sozialdemokratie „süße Rache“ genommen zu haben; allein die Hoffnung, daß die badische Sozialdemokratie ihre Taktik wieder ändern und sich zum Gaudium der schwarz-blauen Reaktion freiwillig wieder auf den politischen Hölzerschemel setzen wird, hat sich in Enttäuschung aufgelöst. So schmerzlich der Verlust der beiden Reichstagsmandate ist, der politischen Stärke und der Bedeutung der badischen Sozialdemokratie konnte er keinen Abtrag tun. Während das Zentrum alle politische Moral mit Füßen trat, mit den Künsten einer scrupellosen Demagogie seine Wähler bearbeiten mußte, marschiert die Sozialdemokratie mit flatternder Fahne und hoherhobenen Hauptes künftigen Siegen entgegen. Als zweitstärkste Partei des Landes ist die einst kaum beachtete, so viel verlästerte und verfolgte Sozialdemokratie aus dem Reichstagswahlkampf hervorgegangen. Seit ihrer „Niederlage“ vom Januar 1912 hat sich ihre Organisation um Tausende neuer Mitglieder vermehrt, die Zahl der Abonnenten unserer Parteipresse wächst von Tag zu Tag. Frohen Mutes und mit sieggewohnter Zuversicht sieht die badische Sozialdemokratie dem kommenden Landtagswahlkampf entgegen. Die Schelmentaktik des volksverräterischen Zentrums ist an der politischen Klugheit der sozialdemokratischen Wähler zunichte geworden. Auch bei den kommenden Landtagswahlen wird die konservativ-kerisale Reaktion die Phalanx nicht durchbrechen, die ihr im Jahre 1905 ein Halt geboten hat. An dieser Tatsache wird auch die schwächliche, aller staatsmännischen Voraussicht entbehrende Haltung der badischen Regierung nichts ändern. Die antireaktionären Parteien stehen vor einem ehernen politischen Muß, wollen sie der Reaktion nicht einen billigen Triumph bereiten und aus Baden ein zweites Bayern machen lassen.

Kein Zweifel, die Reaktion wird beim nächsten Landtagswahlkampf alle Minen springen lassen, um an das so stark ersehnte Ziel ihrer Wünsche zu kommen. Es wird einen politischen Kampf geben, der an Zähigkeit alle bisherigen Kämpfe übertreffen wird. Deshalb gilt es, mit allen verfügbaren Kräften die Organisation auszubauen, der Presse zu immer weiterer Verbreitung zu verhelfen, so daß wir wohlgerüstet diesem entscheidenden Treffen entgegengehen können. Die badische Sozialdemokratie kämpft in dieser bevorstehenden Wahlkampf nicht nur, um eine reaktionäre Mehrheit im Landtag zu verhindern, sie kämpft um die Eroberung der politischen Macht, die aus Baden und aus Deutschland einen wirklichen Kulturstaat machen will, sie kämpft um Freiheit und Fortschritt auf allen Gebieten. Deshalb:

Vorwärts in den Kampf!

Hoch die Banner!

Vorwärts zu neuen Siegen!



### Eine Warnung.

Nun Bäuerin, hast du meinen Schuß  
gehört?  
Sein Echo rollte lange fort im Walde.  
Mein Dackel hat den Burschen auf-  
geführt  
In dem Gebüsch an steinbedeckter  
Halde.  
Mit seinen Schlichen war ich längst  
bekannt,  
Und als der Hund des Schlanen Spur  
entdeckte,  
Hab' ich gar bald ihm eins aufs Fell  
gebrannt,  
Daß alle vier er lautlos von sich  
streckte.  
Die längste Zeit hat er den Grund  
gefegt  
Mit busch'gem Schweiß, auf Mord  
erpicht und Rauben;  
Nun ist sein schlimmes Handwerk ihm  
gelegt —  
Der holt dir keine Hühner mehr und  
Tauben!  
Den andern freilich, der den Hof  
umschleicht  
Auf weichen Sohlen lästern und ver-  
stohlen,  
Den abzutun ist — leider — nicht  
so leicht,  
Den kann kein Dackel aus dem  
Baue holen!



### Kindermund.

Frißchen (Sohn eines Schrift-  
stellers): Papa, hat das Honora'r  
seinen Namen daher, weil es so  
rar ist?

### Zeitkinder.



Vater: „Was machst Du denn da,  
Frißchen?“

Der kleine Friß: „Ich spiele  
Reichstag; ich bin der Präsident und die  
Abgeordneten sind die leeren Stühle  
ringsum.“

## Der Taler.

Erzählung von A. Otto-Walster.

Er saß im weiten, weichgepolsterten Lehnstuhl beim matten Licht seiner schirmbedeckten Lampe, der hochbejahrte, vielgefeierte und allgemein verehrte Geheime Kommerzienrat Lange.

Sein jüngstes Enkelkind, „Großvaters Liebling“, die etwas zu bleiche, blondlockige Elisabeth, hatte an diesem Tage ihr Geburtsfest gefeiert und eine ganze Anzahl kindlich übermüthiger Mädchen hatte sich unter seiner nachgiebigen, duldsamen Aufsicht in den weiten Räumen seines Arbeitszimmers nach Luft und Belieben herumgetummelt.

Mit mildem Lächeln hatte er diesem erfrischenden Schauspiel zugehört, dabei aus der großen türkischen Pfeife geraucht, die er von einem Hausaufseher des Khedive von Aegypten gelegentlich der Feier zur Eröffnung des Suezkanals erworben, und — seiner Jugendzeit gedacht.

Ja, das war freilich eine ganz andere Jugendzeit gewesen, die er zu erleben gehabt; bei der Jahreszeit, die er im luftgeheizten Zimmer behäbig „überdauerte“, hatte der Sturm im hauffälligen Haupte sehr lästige Schneewehen als Besuch gebracht, und wie oft war die armselige Abendsuppe noch extra durch den herabgewehten Ruß in unliebsamer Weise gewürzt worden. Welch unermeßlicher Abstand zwischen dem Dasein von damals und dem jetzigen!

Wem aber war das zu verdanken? Doch einzig und allein ihm, seiner Kraft, seiner Energie, seinem unermüdeten, mit Genügsamkeit und Sparsinn gepaarten Streben. Ja, wenn die Arbeiter, statt den wüsten Reden proletarischer Agitatoren zuzuhören, es alle so machten wie er, dann würden sie alle insgesamt auch Geheime Kommerzienräte, Ehrenbürger usw. werden.

Doch so weit ging seine Gedankenfolge nicht, sie flog ins Blaue, wie die Rauchwolken seiner Türkenpfeife.

Witten in seinen selbstgefälligen Betrachtungen unterbricht ihn das Geburtstagskind, welches noch einmal vor dem Schlafengehen hereingestürzt kommt und sich, nur bekleidet vom leichten Hemdchen, auf seinen Schoß schwingt.

„Großpapa,“ ruft es, den Alten mit ihren nackten Armen am Hals umklammernd, „du wolltest mir doch zu meinem Geburtstag eine alte Silbermünze für meine Sammlung schenken. Das hast du wohl vergessen?“

„Ihr Kinder vergeßt doch nie etwas Versprochenes. Nun ja, ich habe nicht daran gedacht. Aber das kann leicht nachgeholt werden. Hier in dem Schränkchen ist ein kleiner Korb, da habe ich vieles hineingeworfen. Sieh, hier ist es.“

Das Kind fiel heister über das kleine geflochtene Körbchen her und wühlte in den zahlreichen Kupfer- und Silbermünzen. Nichts schien es zu befriedigen, die Kupfermünzen warf es ohne weitere Beachtung gleich beiseite, schließlich aber hob es ein Talerstück empor und rief:

„Großvater, den mußt du mir geben, denn da steht ja dein Geburtsjahr d'rauf.“

„Mein Geburtsjahr?“ rief der Alte erstaunt, „davon bin ich ja selber noch nichts gewahr worden. Zeig' einmal her.“

Er nahm den Taler in die Hand, ließ ihn jedoch beinahe im nämlichen Augenblick, als habe er glühendes Metall erfaßt, in den Korb zurückfallen und rief:

„Kind, diesen Taler kann ich dir nicht geben, den habe ich längst einem anderen versprochen, ich wußte bloß nicht, wo ich ihn hingelegt hatte.“

„O, Großpapa, du erzählst mir Geschichten, du bist bloß zu geizig und sagst doch immer, ich sei dein ein und alles. Nicht wahr, du gibst mir den Taler?“

„Um keinen Preis. Wähle sonst, was du willst, nimm meinerwegen alles, aber den Taler bekommst du nicht.“

„Ach, Großpapa, ich möchte ihn aber gern haben; komm, sei gut.“

„Nein, es geht nicht.“

„Aber dann bin ich böse mit dir.“

„Und wenn du böse wirst, den Taler kannst du nicht bekommen.“

Stillschweigend glitt das Mädchen von den Knien des Großvaters herunter und eilte, ohne eine „Gute Nacht“ zu sagen, aus dem Zimmer.

Das ging dem Alten doch zu nah ans Herz; er ergriff ein noch ganz glänzendes Silberstück, ging damit nach der Thür und rief:

„Elisabeth, sieh hier den schönen Krönungstaler!“

Das Kind drehte sich um, nahm den Taler und warf ihn, nachdem es ihn einen Augenblick betrachtet, auf die Diele.

„So einen albernen Krönungstaler, den bloß Dienstmädel tragen, nee, Großpapa, du mußt mich doch nicht für so dumm ansehen.“

Damit ließ es fort und der Alte lehrte an seinen Platz zurück, mühsam den beiseite gelegten Taler wieder in die Hand nehmend. Er sah ihn lange an, als lese er etwas Seltsames darauf. Still war's, fast unheimlich in dem weiten Raum.

Keine Rauchwolken mehr, aber Erinnerungen, ähnlich jenen, stiegen vor ihm auf, als er deutlich auf dem matten Silbergrund, dicht bei dem Kopf des Landesfürsten, unter dessen Regierung das Geldstück geprägt worden, ein Kreuz gezeichnet sah. O, dieses Kreuz, für das Auge eines gleichgültigen Betrachters fast unsichtbar geworden, wie leuchtete es ihm entgegen, wie ließ es eine längst vergangene Zeit wieder in ihm aufleben!

Hungrig und müde vom langen Wandern war er als 18jähriger Handwerksgehilfe in einer Herberge eingekehrt, „bewaffnet“ nur mit den wenigen zusammengefochtenen Groschen, die allenfalls für ein dürftiges Abendbrot, für die Streu zum Nachtlager und vielleicht noch für ein Männchen Zichorienkaffee und Brötchen am Morgen auszureichen versprochen. Vielleicht fiel die Ernte des nächsten Tages etwas reichlicher aus, vielleicht auch nicht; jedenfalls mußte er weiter, immer weiter, bis ihn ein günstiger Zufall der unerträglichen Arbeitslosigkeit und ihrem Elend entrieb. Jetzt bemitleidete er sich selbst und die anderen „dummen Kerle“, die so wie er gelebt und noch lebten. Da fiel sein Blick wieder auf den Taler, der förmlich an seinen Fingern zu kleben schien.

Diesen selben Taler hatte er, als er am anderen Morgen das ganz vereinsamte Gastzimmer betrat, auf einem Tisch liegen sehen; ein Blick nach dem Fenster belehrte ihn, daß draußen der Schnee in dichten Flocken niederging und das Weiterwandern zu einem sehr beschwerlichen zu machen drohte.

Im nächsten Augenblick war der Taler in seiner Tasche geborgen. Der Taler mußte doch eine Herberge haben und konnte keine bessere finden.

Und nun fort, nach einem möglichst entfernten Platz am Fenster.

Ein anderer, schneebedeckter Wanderbursche tritt pustend und stampfend herein. Das übliche Begrüßen und Fragen nach Namen, Beruf, Geburtsort, Wanderziel und Arbeitsaussichten ist kaum zu Ende, als der Wirt mit einem vierchrötigen, dickbäuchigen Mann eintritt, der sich alsbald als Schweinehändler kundgibt, und an dem Tisch Platz nimmt, auf dem der Taler neben einem „Stamper“ Branntwein gelegen.

„Jakob,“ ruft er nun gleich, „du hast mir auf meinen Taler noch nicht herausgegeben!“

„Ach, du mit deinen faulen Wizen,“ entgegnet der Wirt lachend.

„Nein, diesmal im Ernst, ich habe einen Taler auf den Tisch gelegt; ich kann mich nicht irren, denn ich hatte nur ein solches Stück im Beutel, und — sieh selber . . .“

„Du wirfst ihn dann wieder eingesteckt haben, als wir hinausgingen, um die Ferkel zu taxieren.“

„Wahrhaftig nicht, sieh doch, in keiner meiner Taschen ist eine Spur davon. Nimm nur deine Kasse vor.“

„Da sind verschiedene Talerstücke drin, wie sollte ich denn deinen finden? Aber ich weiß bestimmt, du hast mir keinen gegeben.“

„Na, den meinigen kannst du leicht finden, denn ich zeichne, seitdem ich einmal einen sehr ärgerlichen Streit gehabt, alle Taler, die durch meine Hände gehen, mit einem Kreuz dicht beim Kopfe des Großherzogs.“

„So, nun dann überzeuge dich selbst, hier habe ich nur zwei Talerstücke, und keine Spur von einem Kreuz dabei.“

„Herr Wirt, ich bitte, ich will bezahlen!“ rief jetzt der später eingetretene Handwerksbursche und legte ein Talerstück vor sich auf den Tisch.

Zur selben Zeit erhob sich vor dem Gasthof ein Heidenlärm. Zwei oder drei Fuhrleute waren wegen des Platzes aneinander geraten und Unbeteiligte mengten sich, wie gewöhnlich, hinein, um den Kravall ärger zu machen.

Der Wirt, der Viehhändler und der Handwerksbursche eilten sofort hinaus.

Er aber, der jetzige Geheime Kommerzienrat, Ehrenbürger und Stadtrat a. D., der bis dahin gezittert und gebebt und den Taler in seinem Stiefelschaft geborgen hatte, warf noch einen Blick auf das heftige Schneegestöber draußen, nahm dann sein Taschmesser heraus und zeichnete auf den Taler seines Leidensgefährten an der von dem Viehhändler bezeichneten Stelle ein Kreuz.

Als der Wirt den Taler aufnahm, sah er nach der vorhergegangenen Auseinandersetzung sofort das Kreuz, das er sonst nicht bemerkt haben würde. Der Handwerksbursche wurde den ihm ins Gesicht geworfenen Beschuldigungen gegenüber grob und trotzig und sodann von dem schnell herbeigerufenen Polizisten verhaftet.

Wohl zitterte der ungetreue Kamerad, als er den ins Glend Gestohlenen abführen sah. Die Bemerkungen über den Dieb schnitten ihm ins Herz, aber er hatte nicht die moralische Kraft, die Wahrheit zu sagen.

Der Vertreter des Staates hatte nicht viel Mühe mit ihm; der Schuldbeweis war klar und vollständig erbracht, und wenn dem Verurteilten auch „mildernde Umstände“ zugebilligt wurden, war ihm doch sein ganzer künftiger Lebensweg als „Bestrafter“ ein für allemal verdorben.

Unsere Justiz kann einmal beim besten Willen nicht anders in unserer vorzüglich eingerichteten Gesellschaftsordnung:

Weder Ochs- noch Stier-  
Opfer fallen hier,  
Aber Menschenopfer ungezählt.

Der zukünftige Geheime Kommerzienrat und Ehrenbürger hatte von jetzt ab großes Glück. Zunächst schenkte ihm der über die Entdeckung des Diebes hocherfreute Wirt beim Anblick seiner armseligen Barschaft die Zechen, der Schweinehändler legte noch einen Zehrpennig hinzu, und dann war er fortgeeilt, bis er in die Stadt kam, wo die Arbeitsgenossen seiner Branche wegen Lohnherabsetzung streikten. Da hatte er gleich bei einer Witwe Arbeit gefunden, die ihn bald zur ordnungs- und sitten-gemäßen Ehe nötigte, damit dem Staate, der sich ja auf die Familie stützt, kein Schaden erwüchse.

Die Entwitwete tat ihm indessen den Gefallen, ihn bald des Glückes der Witterschaft teilhaftig werden zu lassen. Und nun hatte er auf Grund dessen, was er erbt, die Gelegenheit, durch eine zweite Heirat noch viel mehr zu bekommen.

Zu seinem Ruhme müssen wir erwähnen, daß er als reicher Mann, da ihm einmals der Taler, den er nie auszugeben gewagt, zufällig in die Hände kam, sich nach dem armen Opfer seines damaligen ausgefeimten Diebstahls erkundigte.

Die Antwort lautete: Gestorben, verdorben.

„Gestorben, verdorben,“ murmelte auch jetzt der Geheime Kommerzienrat, der, während er diesen Erinnerungen nachging, ein Glas Tokajer nach dem anderen getrunken, den Taler mit dem Kreuz aber immer in der zitternden Hand gehalten hatte, und seine Gedanken wurden trüber und trüber.

Er sah Schneeflocken draußen, obwohl die Fenster mit schweren Gardinen verhängt waren.

Dann dachte er an den armen Wanderburschen, gleich darauf an das so ganz rücksichtslose Entsehlind, seinen Liebling, das den Ordnungstaler so verächtlich auf den Boden geworfen und gerade diesen bekreuzten Taler haben wollte, und wie er so oft in seiner amtlichen wie in seiner Vereinstätigkeit gegen das „Vagabunden- und Handwerksburschentum“ und die „Arbeitscheu“ und „angebliche Arbeitslofennot“ gewettert, und immer blieb der bekreuzte Taler in seinen Händen fliehen.

So fanden ihn auch die Seinigen am nächsten Morgen, steif und kalt in seinen Lehnstuhl gesunken und den Taler in seiner erstarrten Hand.

## Die fesseln brecht!

Von A. Schrader.

Wohlauf Proletarier, es ruft die Zeit,  
Zu neuem, gewaltigen Ringen.  
Drum laßt es Kampfesfreudigkeit  
Zum Sturme die Waffen klingen.  
Laßt stolz das rote Banner weh'n,  
Es gilt der Menschheit Aufersteh'n.  
Frei sei die Arbeit, frei das Recht.  
Auf in den Kampf, die Fesseln brecht!

Herbei, du geknechteter vierter Stand,  
Der du schaffest ohn' Rast, ohne Ende.  
Herbei ihr Enterbten aus Stadt und Land,  
Die ihr rühret die fleißigen Hände.  
Brecht der Tyrannen finst're Macht,  
Dann hellt sich eures Glends Nacht.  
Frei sei die Arbeit, frei das Recht.  
Auf in den Kampf, die Fesseln brecht!

Ihr Frauen, ihr Mütter, die ihr euch müht  
Spät am Abend, früh am Morgen,  
So rasch im Daseinskampf verblüht,  
Im stetigen Hasten und Sorgen.  
Werft ab die Schmach der Sklaverei,  
Macht euch vom Joch der Willkür frei.  
Frei sei die Arbeit, frei das Recht.  
Auf in den Kampf, die Fesseln brecht!

Folgt, Proletarier, dem Ruf der Zeit,  
Nur vorwärts zu mutigem Wagen.  
Euch wird der Sieg, wenn ihr einig seid!  
Wolltet ihr die Ketten noch tragen?  
Erfüllt der Alten Testament  
Und machet eurer Not ein End'.  
Frei sei die Arbeit, frei das Recht.  
Auf in den Kampf, die Fesseln brecht.

### Ein jugendlicher Philosoph.



Fränzchen (der vom Vater angehalten wurde, seine Schulaufgaben zu machen): „Es ist im Leben häßlich eingerichtet, daß einer schaffen muß und andere gar nichts tun.“

### Ein Verschwender.



Primaner: „Vater, gib mir eine Mark, ich möchte mit baden gehen!“  
 Vater: „Was? Schon wieder! Du hast ja in Obersekunda erst gebadet!“

### Ironie.



„Mein Vater und Großvater waren auch schon Rezensenten.“

„Da darf ich mich ja gar nicht wundern, daß Sie unter der Kritik erzogen sind!“

### Der Stärkere.



Doktor: „Ich habe Ihnen doch das Biertrinken unterfagt!“  
 Patient: „Ja, ich kann wirklich nichts dafür; der Durst ist eben stärker als Sie!“

## Gesundheitspflege.

**Mittel gegen Keuchhusten.** Eine starke Hand voll Blätter vom gemeinen Vocksborn (*Urtica europaeum* L.) für einen Liter Wasser wird auf die Hälfte eingekocht, Zucker hinzugefügt und dieses mehrmals löffelweise eingenommen.

**Gegen Lungenkatarrh und heftigen Husten** bietet uns der Honig ein sehr bewährtes Heilmittel, indem man in einem Viertelliterglas 3 Eßlöffel Honig und 30 bis 40 Tropfen Zitronensäure mit heißem, abgekochtem Wasser zu einer Limonade vereinigt. Dieses Getränk dreimal des Tages möglichst heiß getrunken, beseitigt das Leiden in wenigen Wochen.

**Gegen Influenza und Schnupfen.** Ein sicheres Mittel gegen die Influenza ist Schafgarbentee und guter Bienenhonig. Man trinke beim Beginn der Krankheit morgens und abends eine Tasse Schafgarbentee mit einem Eßlöffel voll Honig, und nach kurzer Zeit wird man eine Besserung spüren.

**Wer an Krampfadern leidet,** hüte sich vor Weinbädern von länger als drei Minuten Dauer. Es wird nämlich durch solche Bäder viel Blut nach unten gezogen, was naturgemäß eine Erweiterung der Krampfadern zur Folge hat.

**Bei einem Anfall von nervösem Herz klopfen** sind, wenn ein Arzt nicht zur Stelle ist, Gesicht und Brust mit Wasser von Zimmertemperatur abzuwaschen. Auf die Herzgegend kann man ein Senfpflaster oder einen Eisumschlag legen. Innerlich verabfolgt man ein Brausepulver. — Herzkranken wird die Aufnahme leicht verdaulicher und eiweißhaltiger Nahrungsmittel, die Einhaltung von starkem Kaffee, Tee, Tabak und kohlenstoffhaltigen Getränken empfohlen.

**Bei der Pflege von Diphtheritiskranken** verwende man zum Auffaugen von Schleim und Eiter aus Rachen und Nase niemals Taschentücher, sondern stets entfettete Baumwolle. Man verschleppt nämlich mit Tüchern den Infektionsstoff sehr leicht, während man die beschmutzte Watte sofort unschädlich machen kann, indem man sie nach dem Gebrauch unverzüglich verbrennt.

**Gegen Gicht** soll das Auflegen warmer Säckchen, die mit Kochsalz gefüllt sind, sich bewährt haben. Sobald das Säckchen erkaltet, muß es durch ein warmes wieder ersetzt werden, bis die Schmerzen verschwinden. Das Säckchen kann zehnmal angewärmt werden, dann ist das Salz unbrauchbar und muß weggeworfen werden.

**Das Verschluden einer Gräte oder eines kleinen Knodens** bringt oft genug nicht nur Unannehmlichkeiten, sondern auch ernste Gefahr für das Leben mit sich. Als bestes Mittel zur Behebung ist das sofortige Verschluden eines von der Schale befreiten rohen Eies. Der Erfolg ist überraschend, wenn mit der Anwendung dieses einfachen Mittels nicht gezögert wird.

**Wespenstiche** können leicht lebensgefährlich werden, wenn sie im Halse während des Schluckens von Getränken und Früchten beigebracht werden. Hier ein Mittel, das, sofort angewandt, plötzliche Erleichterung bringt. Sobald man spürt, daß man im Munde oder im Halse gestochen ist, nehme man einen Teelöffel voll Kochsalz, mit etwas Wasser angefeuchtet, und verschlucke dies langsam. Geschwulst und Schmerzen verschwinden hierbei in kürzester Zeit. Dies einfache Mittel hat schon manchen vom Tode errettet.

**Bei rheumatischem Zahnschmerz** spült man den Mund mit Kamillentee, auch steckt man ins Ohr einige Kamillenblüten, nur leicht mit Watte umwickelt, damit sie nicht tiefer in das Ohr eindringen.

**Schmerzlos Splitter** herausziehen. Völlig schmerzlos kann man einen tief ins Fleisch getriebenen Splitter ent-

fernen, und zwar folgendermaßen: Man fülle eine weithalsige Flasche mit heißem Wasser, presse den verletzten Teil auf die Oeffnung der Flasche. Das Einsaugen wird das Fleisch einziehen, und in 1—2 Minuten wird der Dampf den Splitter und auch die Entzündung herausziehen.

**Kalk im Auge.** Es gibt für das Auge keinen heftigeren Schmerz, als wenn etwas Kalk ins Auge dringt, wie dies nicht selten bei den Maurern und Weißbindern vorkommt. Wollte man das schmerzhaftige Auge mit kaltem oder warmem Wasser auswaschen, so würde man die Schmerzen nur verschlimmern, statt zu bessern. Ein bewährtes Verfahren besteht darin, daß man das beschädigte Auge mit starkem (konzentriertem) Zuckerwasser auswäscht. Kalk verbindet sich nämlich gern mit Zucker und wird dadurch fürs Auge unschädlich gemacht.

**Mittel gegen Miteffer,** jene kleinen, schwarzen, meistens auf der Nase sitzenden Pöckelchen, gibt es Tausende. Aber selbst alle Salben und Schönheitswasser können wenig ausrichten, wenn man die Kost nicht ändert. Zunächst sind alle sauren Speisen und solche mit scharfen Gewürzen zu vermeiden; statt Bier ist Zuckerwasser, statt Kaffee Milch zu trinken. Außerdem ist das Gesicht täglich mit Kleiwasser zu waschen.

**Gegen Magenleiden und Kopfschmerz.** Ein einfaches, magenstärkendes Mittel sind zerstoßene oder zerdrückte Wacholderbeeren, früh morgens mit einem Glas Wasser genossen. Sie beseitigen den durch Verstimmung des Magens entstandenen Kopfschmerz sicherer als andere Mittel. Früher waren Wacholderbeeren ein beliebtes und häufig angewandtes Hausmittel, das sich bei Magen Schwäche, Sodbrennen, Blähsucht, Haut- und Bauchwasser sucht und Hautausschlägen recht gut bewährte.

**Gegen Frostbeulen** sei hier ein einfaches Hausmittel angeführt, welches ausgezeichnet ist. Man kocht einen Selleriekopf mit soviel Wasser, wie man zu einem Fußbade benötigt; ist der Selleriekopf weich, nehme man ihn heraus und bade nun die Füße so heiß, wie man es vertragen kann, in dem Wasser. Die Wirkung ist verblüffend, schon am nächsten Tage sind die Frostbeulen verschwunden.

**Mittel gegen Sommerflecken.** 150 Gramm destilliertes Wasser, 45 Gramm Zitronensaft, 15 Gramm Borax. Mit dieser Mischung wird das Gesicht eingerieben, ehe man in die Sonne geht.

**Das Bett nähen der Kinder** wird dadurch verhütet, daß man die Kinder ganz eben in das Bett legt und dessen Fußteil durch untergeschobene Klöße 30—40 Zentimeter hochstellt. Die Kinder bekommen gewöhnlich schon nach drei Wochen, auch wenn sie dann die süßliche Lage einnehmen, keine Rückfälle mehr.

**Ohrenschmerzen** können häufig gelindert werden, wenn man den Dunst von heißem Wasser in die Ohren läßt. Statt bloßem Wasser kann man auch Hollunder- und Kamillentee anwenden. Man bedient sich dazu eines gewöhnlichen Trichters, den man mit der Eingußöffnung auf das Gefäß setzt, das die heiße Flüssigkeit enthält. Es versteht sich von selbst, daß man sich vor Verbrennung hüten muß.

**Mittel gegen Fliegen.** 1. Stelle Lorbeeröl in flachen Gefäßen in die Stube; die Fliegen können den Geruch nicht vertragen und entfernen sich. 2. Brenne Kürbisblätter an. 3. Koche geraspeltes Quassienholz (6 L. auf 8 L. Wasser), lege es auf einen Teller und streue gestopfenen Zucker darauf; der Genuß tötet die Fliegen. 4. Stelle an jedes Fenster eine Rizinuspflanze; die Fliegen meiden alsdann das Zimmer.

## Hauswirtschaftliches.

**Giftige Kartoffeln im Frühjahr.** Die Wenigsten wissen, daß die „Frühjahrskrankheit“, die sich in Zerfalligkeit der Glieder, Arbeitsunlust, Frieren, Kopfweh u. dergl. äußert, sehr oft durch nichts weiter verschuldet ist, als durch den Genuß giftiger Kartoffeln. Alle Kartoffeln, die den Winter über aufbewahrt gewesen sind, haben in sich ein lebhaft wirkendes Gift entwickelt, das Solanin (Nachtschatten- oder Kartoffelstoff), das wahrscheinlich viel zum „Treiben“ der Augen beiträgt. Zum Essen sollten aber Kartoffeln, die den Winter über im Keller getrieben, keine angefaßt haben, nicht verwendet werden, denn das Solanin hat die ganze Frucht durchsetzt. Darum hat es keinen Zweck, die keine abzureifen, wie es die meisten Hausfrauen tun; die Kartoffeln müssen unter den leimfrei gebliebenen ausgesucht werden, die angekeimten sind die Saatkartoffeln. Das Solanin ist auch die Ursache der öfter vorkommenden Vergiftungen beim Schälen oder Entkeimen der Kartoffeln mit einer Wunde am Finger. Solche Blutergüsse haben oft den Tod zur Folge. — Um Kartoffeln lange gut zu erhalten und vor dem Keimen zu schützen, wird Verdunkelung der Kellerr Fenster angeraten, sowie zeitweises Verbrennen von Schwefel bei verschlossenen Oeffnungen. Das Schwefeln in feuchten Kellern ist deshalb nützlich, weil die schweflige Säure viel Feuchtigkeit aufsaugt. Sodann müssen die Kartoffeln aber auch nicht auf dem bloßen Kellerboden, sondern auf einer Unterlage von Stroh aufbewahrt werden.

**Mittel gegen Schimmel.** Es kommt häufig vor, daß in Räumen mit feuchten Mauern, in Schränken und anderen Behältnissen, auch an Kleidern und sonstigen Gegenständen sich Schimmel ansetzt. Wo Schriftstücke und wichtige Dokumente aufbewahrt werden, ist dies von unabsehbarer Tragweite, weil die Schrift sehr darunter leidet und oft ganz unleserlich werden kann. Das beste Mittel dagegen ist, außer fleißigem Lüften, die Aufstellung eines Gefäßes mit ungelöschtem Kalk, der durch Absorbierung der Feuchtigkeit die Luft trocken und rein erhält. Der Kalk muß aber häufig erneuert werden.

**Luftreinigung in Krankenzimmern.** Das beste und einfachste Mittel ist unstreitig das öftere und längere, nach Umständen auch das beständige Offenhalten der Fenster, am zweckmäßigsten von oberen Flügeln. Das frühere Abschließen von jedem Zutritt der frischen Luft ist eine veraltete und verkehrte Maßregel, der wohl kein Arzt mehr huldigt; weiß er doch, daß frische, gesunde Luft oft ein besseres Heilmittel ist als alle Arznei. Daß man den Kranken durch Zudecken und auf jede andere Weise gegen Luftzug soviel als möglich schützen muß, versteht sich von selbst. Um schnell alle verdorbene Luft zu entfernen, beobachtet man folgendes Verfahren: Nachdem man den Kranken vor Luftzug sichergestellt hat, öffne man das Fenster, gieße auf eine vorher heiß gemachte eiserne Schaufel etwas guten Essig und gehe damit mehrere Male im Zimmer auf und ab. Der Geruch, der sich dabei entwickelt, ist in Verbindung mit der frischen Luft für die meisten Kranken sehr angenehm und erfrischend. Man kann auch einige Zwiebeln zerschneiden, lege sie auf einen Teller und stelle diesen auf den Fußboden des Zimmers. Sie sollen alle schlechte Dünste mit großer Schnelligkeit an sich ziehen und müssen daher alle fünf bis sechs Stunden erneuert werden. Das Mittel ist schon sehr alt und soll bereits von den Aegyptern angewandt worden sein. Will man mit anderen Stoffen in Krankenzimmern räuchern, so muß es bei geöffneten Fenstern geschehen, denn Räuchermittel allein zerstören nicht die verdorbene Luft, sie verdecken nur für einige Zeit die läßlichen Gerüche.

**Zur Vertilgung der lästigen Nagetiere, der Ratten und Mäuse,** steckt man mit Terpentindf getränkte Lappen und Stüchchen Leder in deren Gänge und Löcher. Auch legt man ihnen Pillen in den Weg, die aus gestoßenen bitteren Mandeln und etwas Zucker geknetet sind. Die in den bitteren Mandeln enthaltene Blausäure wirkt tödlich. Als drittes Mittel sei noch angeführt ein Gemengel von Sauerteig und Feilspänen, zu gleichen Teilen dem Gewicht nach. Die Masse wird vor die Löcher gelegt, von den Tieren benagt und ist dann die Ursache ihres schnellen Todes. Ein weiteres Mittel ist Petroleum. Da die Tatsache ermittelt worden ist, daß in Petroleum-Raffinerien und auf Petroleumschiffen Ratten niemals zu finden sind, so ist anzunehmen, daß sie eine große und berechtigte Abneigung gegen das Erdöl haben.

**Küchenschwaben** vertreibt man mit einer Mischung von Borax, Zucker und Mehl. Diese Mischung erhält man in jeder Drogerie; man streut das Pulver in kleinen Häufchen abends in der Nähe der Ritzen und Oeffnungen, wo die Tiere herauskommen, aus. Die Schwaben fressen es und gehen daran zugrunde. Anderen Tieren oder Menschen ist diese Mischung nicht schädlich.

**Neue Glühstrümpfe** sollten vor dem Gebrauch in Essig gelegt und dann zum Trocknen aufgehängt werden. Wenn sie ganz trocken sind, werden sie aufgesteckt und brennen bedeutend heller als sonst. Auch halten sie etwa doppelt so lang, selbst an zugigen Orten.

**Das Säubern von Petroleumlampen.** Zunächst muß der Brenner innen und außen von Blat frei sein. Für die äußere Wandung nehme man einen Lappen, die innere erfordert jedoch ein besonders feines Bürstchen, das eigens zu diesem Zweck in jedem Lampengeschäft für ein paar Pfennige zu haben ist. Ein schlechter Ersatz, aber als Notbehelf ausreichend, ist zusammengedrehtes Papier. Auch das Reinigen des Bassins ist von Zeit zu Zeit unbedingt notwendig. Man mache eine Lösung von Soda, Pottasche und Seifenwasser, gieße diese hinein und schüttle wiederholt tüchtig um. Nach dem Ausgießen der Lösung nehme man zunächst einen wollenen Lappen und fahre mit diesem so lange nach, bis jede Spur von Feuchtigkeit getilgt ist, eventuell nehme man mehrere Lappen. Erst nach dem vollständigen Austrocknen gieße man frisches Petroleum darauf. Man achte darauf, daß auch der Docht nicht zu alt, sauber und lang genug ist. Die Petroleumlampen brennen heller, wenn dem Petroleum eine Messerspitze voll Salz hinzugefügt wird.

**Die beliebten braunen Schuhe** erhält man lange tadellos, wenn man sie mindestens jede Woche mit einer Speckschwarte abpoliert, mit Talkum abreibt und schließlich mit einem Lederlappen anhaltend frottirt.

**Ein gutes Mittel, die Fensterscheiben vor dem Ueberfrieren,** was so leicht das lästige Gefühl des von aller Welt „Abgeschnittenseins“ hervorruft, zu schützen, ist das allmorgendliche leichte Abwaschen vermittels eines in schärfstes Salzwasser getauchten Schwammes. Heißes Wasser ist nicht zu empfehlen, da bei seiner Anwendung die Scheiben leicht zerpringen.

**Gühneraugen** entstehen nur durch schlecht sitzendes und enges Schuhwerk und vergehen, sobald man bequemes Schuhwerk trägt. Um sie zu entfernen, badet man vor dem Zubettgehen den betreffenden Fuß in heißem Wasser, wickelt dann ein in kühles Wasser getauchtes Handtuch darum und zieht einen weiten wollenen Strumpf darüber. Die Hornschichten erweichen über Nacht und man kann sie am Morgen mit einem stumpfen Messerchen ab- und ausheben. — Gelingt es nicht ganz, so wiederhole man das Verfahren am nächsten Abend.

### Einwirkung.



Pfarrer: „Na, Frau Niedermaier, woher hat Sie denn die geschwollene Bude?“

Bäuerin: „Wissen's, Herr Pfarrer, mein Alter hat gestern etwas zu viel getrunken!“

### Moderne Schnadahüpfl.



Heut' wo all's flüagt,  
Da is es wohl g'wiß,  
Daß Luftikus bald  
Gar foa Schimpfnam' mehr is.  
Goldio!

Wann's no G'rechtigkeit gab  
Af der Welt, so scheint mir —  
Na müaßt ma's Wassa vafteuern  
Und freigeb'n das Bier.  
Goldio!

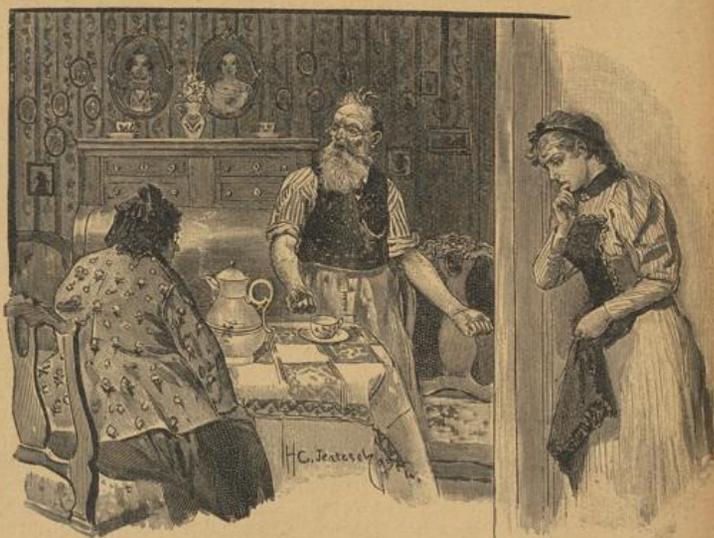
### Stadt und Land.



Hansjörg: „Sie, dös Brätle schmeckt amol domm, seit i Salz aus dem Büchsele do druffg'schtrait han!“

Kellner: „Das glaube ich, in dem Büchsele ist gar kein Salz, sondern Zucker.“

### Der scharffichtige Vater.



Mutter: „Lieber Kuno, es ist nicht recht von Dir, daß Du unser Möschen nicht Nachbars Adolf zur Frau geben willst. Ich versichere Dich, er würde sie auf den Händen tragen.“

Vater: „Das glaube ich schon, aber vorher müßte ich dem Tunnichtgut auf die Beine helfen.“

# Statistisches.

## Zusammensetzung des Reichstages von 1871 bis 1912.

Fraktion	1871	1874	1877	1878	1881	1881	1884	1887	1890	1893	1898	1903	1903	1906	1907	1912
Konservative	54	21	40	59	58	50	76	80	72	67	53	51	52	52	61	42
Freikonf. (Reichsp.)	38	34	38	57	49	27	28	41	20	28	22	20	19	22	25	14
Bildkonservative	5	3	—	—	1	1	2	—	1	5	4	7	6	1	1	2
Antisemiten	—	—	—	—	—	—	—	1	5	16	14	13	11	14	20	18
Bund der Landw.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	4	3	4	5	
Bayr. Bauernbd.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	5	3	3	3	1	3
Nationalliberale	118	151	127	98	64	45	51	98	41	53	48	53	50	51	55	47
Lib. (Frei.) Verein	—	—	—	—	21	47	64	32	64	14	13	15	9	10	14	41
Deutschfreis.	45	48	35	26	28	59										
Demokraten	2	1	4	3	4	8	7	—	10	11	8	7	6	6	7	—
Bildliberale	6	4	4	5	12	3	3	3	5	1	3	3	2	—	1	—
Zentrum	58	91	93	93	94	98	99	98	106	96	102	102	100	100	105	93
Polen, Litauer	14	14	14	14	14	18	16	13	16	19	15	14	16	16	20	18
Welfen (3.-Höfp.)	7(3)	4(3)	4(4)	10(10)	10(9)	10(9)	11(9)	4(3)	11(7)	7(4)	9(5)	7(4)	7(4)	7(4)	2(1)	5
Elßaß-Lothringer	—	15	10	11	12	15	15	15	10	8	10	10	10	10	8	1
Dänen	1	1	1	1	1	2	1	1	1	1	1	1	1	1	1	—
Bildkerisale	1	1	—	1	1	2	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—
Sozialdemokraten	1	10	12	9	10	12	24	1.	35	44	56	58	81	79	93	110

**Reichstagsauflösungen.** Sechsmal wurde der Reichstag vorzeitig aufgelöst. Am 29. November 1873 behufs früherer Ausführung der Wahlen; am 11. Juni 1878 nach Ablehnung des Sozialistengesetzes; am 14. Januar 1887 und am 6. Mai 1893 nach Ablehnung von Militärvorlagen; am 13. Dezember 1906 nach Ablehnung der Kolonialvorlage.

### Die Entwicklung der Sozialdemokratie.

Jahr	Wahlber.	Abgegeb. gült. Stimm.	Sozialdem. Stimmen	Soz. St. der Wahl. l. P. u. j.	Soz. Wdg.
1871	7 656 273	3 384 803	113 048	2,91	2
1874	8 523 446	5 190 254	350 861	6,76	9
1877	8 943 028	5 401 021	493 258	9,13	12
1878	9 124 311	5 760 947	437 158	7,59	9
1881	9 090 381	5 097 760	311 961	6,12	12
1884	9 388 074	5 662 957	549 990	9,71	24
1887	9 769 802	7 540 938	763 128	10,12	11
1890	10 145 877	7 228 542	1 427 298	19,75	35
1893	10 628 292	7 673 973	1 780 989	23,21	44
1898	11 441 094	7 759 153	2 113 536	27,24	56
1903	12 528 963	9 495 762	3 010 756	31,71	81
1907	13 350 698	11 262 775	3 259 020	28,93	46
1912	14 441 777	12 206 608	4 250 329	34,82	110

Die Anzahl der Wahlberechtigten betrug: 14 441 777 (1907: 13 350 698). Gültige Stimmen wurden abgegeben: 12 206 608 (1907: 11 262 775). Demnach Wahlbeteiligung: 84,5 (gegenüber 84,7 Proz. bei der Wahl 1907). Danach stellt sich die Stimmenzählung außerordentlich günstig für die Sozialdemokratische Partei. Sie hat mehr als 4¼ Millionen Stimmen erhalten.

### Die sozialdemokratischen Stimmen in den einzelnen Provinzen und Staaten.

Provinz/Staat	1912	Zunahme gegen 1907
<b>Preußen:</b>		
1. Ostpreußen	51 598	6 859
2. Westpreußen	27 656	7 731
3. Berlin	306 530	55 315
4. Brandenburg	421 489	129 559
5. Pommern	75 357	14 833
6. Posen	12 310	5 809
7. Schlesien	231 837	65 778
8. Sachsen	263 825	57 171
9. Schleswig-Holstein	118 261	4 913
10. Hannover	184 867	42 100
11. Westfalen	223 514	62 884
12. Hessen-Rhassau	149 957	35 878
13. Rheinland u. Hohenzollern	328 607	89 957
<b>Bayern</b>	<b>329 554</b>	<b>91 662</b>
<b>Sachsen</b>	<b>517 007</b>	<b>98 437</b>
<b>Württemberg</b>	<b>154 814</b>	<b>39 090</b>
<b>Baden</b>	<b>118 879</b>	<b>25 439</b>
Hessen	98 751	21 759
Mecklenburg-Schwerin	45 820	1 549
Sachsen-Weimar	37 174	8 438
Mecklenburg-Strelitz	6 270	211
Oldenburg	26 934	5 238
Herzogtümer (Braunschweig, Sachl.-Meiningen, S.-Altenburg, Sachl.-Koburg-Gotha und Anhalt)	142 298	20 087
Fürstentümer	57 872	14 766
Freie Städte	189 003	37 174
Elßaß-Lothringen	116 719	35 130
<b>Summe</b>	<b>4 256 891</b>	<b>977 871</b>

### Das Wahlergebnis vom 12. Januar 1912.

	1912	1907
Konservativ	1 129 274	1 060 209
Reichspartei	370 387	471 863
Wirtschaftl. Vereinigung, u. zwar:		
Deutsch-sozial	47 391	472 530
Christlich-sozial	103 954	
Bund der Landwirte	58 998	
Deutsche Reformpartei	51 928	
Sonstige	94 104	
Bayerischer Bauernbund	48 219	76 107
Zentrum	2 035 290	2 179 743
Polen	441 736	453 858
Nationalliberal	1 672 619	1 637 048
Deutscher Bauernbund	29 148	—
Fortschrittliche Volkspartei	1 528 886	1 233 933
Demokratische Vereinigung	29 444	
<b>Sozialdemokraten</b>	<b>4 250 329</b>	<b>3 259 020</b>
Elßaß	68 565	103 626
Lothringer	36 356	
Welfen	90 607	78 232
Litauer	6 227	4 221
Dänen	17 289	15 425
Wilde	48 638	208 942
Unbestimmt	37 654	
Zerpfüttet	9 855	8 018
<b>Summe</b>	<b>12 206 608</b>	<b>11 262 775</b>

**Was die Kriege kosten.**

Der preuß.-österreich. Krieg im Jahre 1866	1 324 000 000
Der deutsch-französische Krieg	10 000 000 000
Der russisch-japanische Krieg	8 720 000 000
Der Donau-Monarchie kostete allein die Mobilisierung im Winter 1908/09 etwa	500 000 000
Der deutsche Feldzug gegen die Eingeborenen im südafrikanischen Schutzgebiet 1903/04	400 000 000
Italiens Raubzug nach Tripolis kostete in den ersten 5 Wochen pro Tag fast 2 Mill. Lire; die Gesamtkosten für ein Jahr auf	1 600 000 000
Der Burenkrieg kostete die Engländer für jeden Buren 60 000 Mk. im ganzen	3 000 000 000
Nach der Berechnung des Generals der Infanterie z. D. von Blume kostet Deutschland ein einjähriger Krieg	6 000 000 000
Pro Kopf der Einwohner Deutschlands 92 Mk., pro fünfköpfige Familie	460
Dazu käme noch die Naturalverpflegung. Andere Militärschriftsteller schätzen die Kosten eines zukünftigen Krieges noch höher, auf 20 Millionen Mark pro Tag oder für einen Krieg mit 1jähr. Dauer auf	7 000 000 000 — 8 000 000 000

**Das Geschäft der Patrioten.**

Das Interesse mancher Unternehmen an den Kriegshandlungen und dem Nützlichkeitsfanatismus läßt ein Blick in die Geschäftsergebnisse erkennen. Es verteilten nämlich Dividende in Prozent:

	Vorletztes Jahr	Letztes Jahr
Berein. Köln-Rottweil. Pulverfabriken	18	18
Sprengstoff-N.-G. Carbonit, Hamburg	7 1/2	8 1/2
Nobel-Dynamit	10	10
Nitritfabrik	16	16
L. Loewe	16	18
Krupp	10	10
Rhein-Westfäl. Sprengstofffabriken	14	14
Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken	24	25

**Die Ermüdung der Arbeiter als hauptsächlichste Ursache der Betriebsunfälle.**

Die Zahl der verletzten und getöteten Personen nach der Dauer ihrer Beschäftigung am Unfalltag (seit Beginn der Arbeitsschicht) in Prozenten:

Beschäftigungsdauer	Berufs-gesellschaften	Gewerbl. Berufs-gesellschaften	Gemeinde- und Staatsbetriebe
weniger als 1 Stunde	4,89	4,94	5,80
1-2 Stunden	8,57	8,63	9,57
2-3 "	9,10	9,21	10,47
3-4 "	11,24	11,28	11,93
4-5 "	12,20	12,20	12,38
5-6 "	10,24	10,16	9,70
6-7 "	8,13	8,10	7,82
7-8 "	8,68	8,66	8,11
8-9 "	8,54	8,54	8,11
9-10 "	7,59	7,57	7,23
10 und mehr Stunden	10,82	10,71	8,38

Hieraus ist zu ersehen, daß die größte Zahl der Unfälle nach einer Beschäftigung von 4 Stunden eintritt. Die Zahl der Unfälle während der 5. bis 6. Stunde der Arbeitsdauer ist dann etwas geringer, weil nach einem so langen Zeitraum größtenteils eine Pause stattgefunden hat. Die Unfallziffer sinkt dann ziemlich erheblich herab, weil allenthalben nach der 6. Stunde die Mittagspause stattfindet, die eine verhältnismäßig längere Erholung bringt. Während der späteren Stunde tritt dann wieder die Steigerung ein. Wenn die 9. bis 10. Stunde eine Verminderung bringt, so ist das nur scheinbar, denn die Zahl der Arbeiter, die nicht länger als neun Stunden arbeitet, ist schon eine erhebliche.

**Ueber den Anteil des weiblichen Geschlechts an der Kriminalität in Deutschland.**

	Gesamtzahl der Verurteilten		Von 100 Verurteilten waren	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich
1884	281 637	64 340	81,4	18,6
1889	303 195	66 449	82,0	18,0
1899	403 316	74 823	84,4	15,6
1909	458 305	85 879	84,2	15,8

Hieraus geht hervor, daß der Anteil des weiblichen Geschlechts an der Kriminalität in den letzten 25 Jahren gesunken ist.

Von 100 Verurteilten gehörten dem weiblichen Geschlecht an bei den Verbrechen und Vergehen:

	1884	1889	1899	1909
gegen Staat, öffentl. Ordnung und Religion	9,5	9,3	10,9	14,0
gegen die Person	15,3	15,1	13,8	14,6
gegen das Vermögen	24,3	23,8	19,8	17,6
im Amte	8,3	8,0	7,4	5,5

Von 100 Verurteilten entfallen auf das weibliche Geschlecht:

	1884	1889	1899	1909
Verletzung der Eidespflicht	26,0	25,1	23,1	29,5
Hehlerei	42,8	40,4	33,4	28,8
Beleidigung	27,3	27,3	26,5	27,5
Diebstahl	27,9	27,9	24,8	20,8
Brandstiftung	19,9	18,4	21,8	17,5
Unterschlagung	19,8	20,3	17,1	17,0
Urkundenfälschung	17,2	18,6	16,2	16,4
Betrug	21,4	20,6	16,5	15,4
Mord und Totschlag	19,3	18,8	22,8	12,1

Die Statistik ist um so interessanter, als doch in zunehmendem Maße die weiblichen Personen Anteil an wirtschaftlichen und öffentlichen Leben nehmen. Damit wird auch den Einwänden der Gegner der Frauenbewegung begegnet, nach welchen durch das Eintreten der Frauen in das wirtschaftliche und öffentliche Leben deren Charakter erheblich gefährdet würde.

**Das Lebensalter der gegen Gehalt oder Lohn beschäftigten Personen.**

Altersklasse	männliche	weibliche	zusammen	Proz.
16 bis 18 Jahren	792 260	673 869	1 466 129	10,0
18 " 20 "	839 271	644 636	1 483 909	10,1
20 " 25 "	1 580 263	1 135 418	2 715 681	18,6
25 " 30 "	1 615 155	564 567	2 179 722	14,4
30 " 40 "	2 396 497	652 419	3 048 916	20,8
40 " 50 "	1 530 085	475 429	2 005 514	14,0
50 " 60 "	867 160	306 970	1 174 130	8,5
60 " 70 "	358 850	137 349	496 199	3,2
70 u. darüb. "	44 024	17 166	61 190	0,4
Summa	10 023 565	4 607 825	14 631 390	100,0

Die Zusammenstellung zeigt, daß die Beschäftigung in abhängiger Stellung am häufigsten ist in der Altersstufe von 20 bis 30 Jahren. In den jüngeren Altersklassen, namentlich vom 16. bis 18. Jahre, ist das weibliche Geschlecht außerordentlich stark vertreten. Es nimmt dann in den mittleren Altersgruppen erheblich ab, um im hohen Alter wieder etwas mehr hervorzutreten.

**Weg mit dem Schnaps!**

Die Produktion von Spiritus ist ziemlich erheblich zurückgegangen. Aber nach dem letzten Ausweis ist der Verbrauch von Trinkbranntwein wieder etwas gestiegen. Steuer-Erleichterungen und höhere Abschlagspreise der Spirituszentrale reizen zu Produktionssteigerungen. Die Entwicklung des Verbrauchs zeigt folgende Aufstellung:

	Produktion Hektoliter	Trinkverbrauch Hektoliter	Gewerbl. Verbrauch Hektoliter
1908/09	3 654 363	1 489 320	1 044 659
1909/10	3 128 601	1 045 349	1 182 153
1910/11	2 966 423	1 188 263	801 541
1911/12	2 671 501	1 215 348	910 993

### Ein Naturwunder.



Schäfer (zum Gutsoverwalter ins Zimmer stürmend): „Derr Entschpetter, mir hent a Naturwunder kriagt: a Schöf mit zwoi Köpf ond acht Füß!“

Verwalter: „Ja Schorsch, das ist freilich ein Naturwunder! (Für sich): Eigentlich noch gar nichts gegen unsern gnädigen Herrn; der ist ein Schaf mit X-Beinen und gar keinem Kopf!“

### Unterschied.

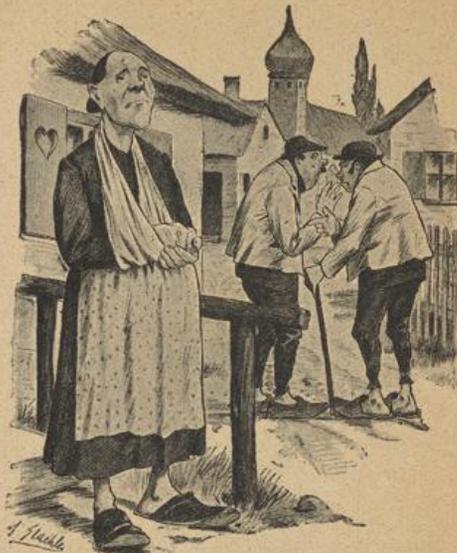


Hausfrau: „Pfiu, Berta! Immer schauen Sie hinunter, wenn das Militär vorüberzieht. Das schickt sich nicht für ein anständiges Mädchen!“

Berta: „Aber das gnädige Fräulein von Geheimrats nebenan schaut doch auch jedesmal hinunter!“

Hausfrau: „Das ist etwas anderes; das gnädige Fräulein schaut nach dem Leutnant.“

### Vermutung.



Christoph: „Göschts g'feah, d'Wiesabäuere hót jo a verschtauchta Häd?“  
Valthes: „Jo, dó wird d'r Wiesabauer wieder net domm Stroich kriagt hau!“

### Ein Zufriedener.



Graf v. Schmetteritz (zu sich selber): „Heute morgen habe ich den Landrat gewählt, mittags dem Kennverein präsiidiert, nachmittags als Aufsichtsrat der Länderbank fünfzehn Prozent Dividende bewilligt und kurz vorhin das Referat des Afrikareisenden Wüterich über die Aus-sichten in Ostafrika gehört — nach einem Tag so harter Pflichterfüllung schmeckt einem das, übrigens fein zubereitete Nachtessen doppelt gut.“

# Post-Tarife.

## Gebühren für Postsendungen.

A. Innerhalb Deutschlands, den deutschen Schutzgebieten, sowie nach Luxemburg, Oesterreich-Ungarn (Bosnien-Herzegowina u. Liechtenstein) und Amerika beträgt das Porto für:

**Briefe** { frankiert: bis 20 g 10 Pfg., über 20—250 g 20 Pfg.,  
unfrankiert: bis 20 g 20 Pfg., über 20—250 g 30 Pfg.  
Im Orts- und Nachbarortsverkehr: frankiert bis 250 g 5 Pfg., unfrankiert 10 Pfg.

**Soldatenbriefe.** Die in Reih' und Glied stehenden Soldaten und die bei der Marine dienenden Mannschaften bis zum Feldwebel oder Wachtmeister aufwärts, mit Ausnahme der Einjährig-Freiwilligen und beurlaubten Soldaten, genießen für ihre Person innerhalb des Deutschen Reichs folgende Porto-Vergünstigungen:

- a. Für gewöhnliche Briefe bis 60 Gramm an die Soldaten kommt Porto nicht in Ansatz, sofern diese Briefe als „Soldatenbrief, eigene Angelegenheit des Empfängers“ bezeichnet sind. Ausgenommen hiervon sind die Stadtpostbriefe, für die das volle Porto zu zahlen sind.
- b. Für die an Soldaten gerichteten Postanweisungen bis 15 Mk. beträgt das Porto 10 Pfg. Aufschrift wie unter a.
- c. Für die an Soldaten gerichteten Pakete ohne Wertangabe bis 3 Kilogramm 20 Pfg. Porto ohne Unterschied der Entfernung. Aufschrift wie unter a.

Alle Sendungen von Soldaten, sowie die unter a bis c nicht bezeichneten Sendungen und solche in rein gewerblichen Interessen des Adressaten oder Absenders genießen keine Porto-Vergünstigungen.

**Briefsendungen** nach dem Sandschat Novibazar unterliegen den Weltpostvereinstitzen (siehe unter B.).

**Postkarten** 5 Pfg., mit Antwort 10 Pfg. Unfrankierte Postkarten 10 Pfg.

Im Orts- und Nachbarortsverkehr: frankiert 5 Pfg., unfrankiert 10 Pfg. (Postkarten mit Antwort 10 Pfg.)

**Druckfaden** (diese müssen frankiert werden) bis 50 g 3 Pfg., bis 100 g 5 Pfg., bis 250 g 10 Pfg., bis 500 g 20 Pfg., bis 1000 g 30 Pfg., nach den deutschen Schutzgebieten außerdem bis 2 kg 60 Pfg.

Im Orts- und Nachbarortsverkehr bis 50 g 3 Pfg., bis 100 g 5 Pfg., bis 250 g 10 Pfg., bis 500 g 20 Pfg., bis 1000 g 30 Pfg.

**Warenproben** (diese müssen frankiert werden) bis 250 g 10 Pfg., bis 350 g 20 Pfg.

Im Orts- und Nachbarortsverkehr: bis 250 g 10 Pfg., bis 350 g 20 Pfg.

**Geschäftspapiere** innerhalb Deutschland und Luxemburg: bis 250 g 10 Pfg., bis 500 g 20 Pfg., bis 1 kg 30 Pfg.

Im Orts- und Nachbarortsverkehr: bis 250 g 10 Pfg., bis 500 g 20 Pfg., bis 1 kg 30 Pfg.

Nach den deutschen Schutzgebieten außerdem bis 2 kg 60 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn ufm. unzulässig.

**Einschreibgebühr** 20 Pfg., **Rückscheingebühr** 20 Pfg. Ebenso im Orts- und Nachbarortsverkehr.

**Postanweisungen** innerhalb Deutschlands und den deutschen Schutzgebieten, bis 5 Mk. 10 Pfg., über 5—100 Mk. 20 Pfg., über 100—200 Mk. 30 Pfg., über 200—400 Mk. 40 Pfg., über 400—600 Mk. 50 Pfg., über 600—800 Mk. 60 Pfg.; ebenso im Orts- u. Nachbarortsverkehr. Nach Deutsch-Ostafrika ist der Betrag in Rupien

— bis 100 Mk. 20 Pfg., über 100—200 Mk. 30 Pfg., über 200—400 Mk. 40 Pfg., über 400—600 Mk. 60 Pfg., über 600—800 Mk. 80 Pfg. Nach Dänemark bis 360 Kr. — 10 Pfg. für je 20 Mk. — mindestens 20 Pfg. — Nach Oesterreich-Ungarn bis 1000 Kr. 10 Pfg. für je 20 Mk., mindestens 20 Pfg.

**Postaufträge** in Deutschland und Luxemburg bis 800 Mk. zulässig. Gebühr in Deutschland 30 Pfg. (im Orts- und Nachbarortsverkehr ebenso), in Luxemburg bis 20 g 30 Pfg., über 20—250 g 40 Pfg. Nach Oesterreich-Ungarn mit Liechtenstein, jedoch ohne Bosnien-Herzegowina und Sandschat-Novibazar bis 1000 Kr. Gebühr bis 20 g 30 Pfg., über 20—250 g 40 Pfg.

**Postaufträge zur Akzepteholung** nur innerhalb Deutschlands zulässig. Gebühr 30 Pfg.

**Wertbriefe** innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarn mit Liechtenstein, außer Bosnien-Herzegowina und Sandschat-Novibazar, beträgt das Briefporto in der I. Zone 20 Pfg., für alle übrigen Zonen 40 Pfg., außerdem für je 300 Mk. 5 Pfg. Versicherungsgebühr. Wertbetrag unbegrenzt. Für die übrigen Länder besonderer Tarif.

**Nachnahmen** innerhalb Deutschlands bis 800 Mk. zulässig. Gebühr wie für eine gleichartige Sendung ohne Nachnahme, außerdem 10 Pfg. Vorzeigebühr. Nach Luxemburg und nach den deutschen Schutzgebieten bis 800 Mk., nach Deutsch-Ostafrika bis 600 Rupien = 800 Mk. zulässig. Gebühr wie für eine gleichartige eingeschriebene Sendung ohne Nachnahme. Nach Oesterreich-Ungarn mit Liechtenstein und Bosnien-Herzegowina bis 1000 Kr. zulässig. Gebühr wie für gleichartige eingeschriebene Sendungen ohne Nachnahme. Bei Nachnahme-Paketen nach Oesterreich-Ungarn mit Liechtenstein und Bosnien-Herzegowina muß der Nachnahmebetrag in der Markwährung angegeben sein. Gebühr 1 Pfg. für je 1 Mk., mindestens 10 Pfg.

**Postpakete** innerhalb Deutschlands und nach Oesterreich mit Liechtenstein bis 5 kg I. Zone 25 Pfg., II.—IV. Zone je 50 Pfg., über 5 kg für jedes kg mehr: I. Zone 5 Pfg., II. Zone 10 Pfg., III. Zone 20 Pfg., IV. Zone 30 Pfg., V. Zone 40 Pfg., VI. Zone 50 Pfg. Nach Luxemburg bis 5 kg 70 Pfg. Nach Bosnien-Herzegowina und Sandschat-Novibazar bis 1/2 kg 1.05 Mk., über 1/2—5 kg 1.20 Mk. Nach den deutschen Schutzgebieten je nach der Leitung verschiedene Gebühr.

## B. Nach sämtlichen übrigen Ländern des Weltpostvereins:

**Briefe** { frankiert 20 Pfg. für die ersten 20 g und 10 Pfg. für jede weiteren 20 g. Kein Meistgewicht.

**Postkarten** 10 Pfg., mit Antwort 20 Pfg.

**Druckfaden** { 5 Pfg. für je 50 g, für Geschäftspapiere  
**Geschäftspapiere** { mindestens 20 Pfg., Gewichtsgrenze 2 kg

**Warenproben** 5 Pfg., für je 50 g mindestens 10 Pfg., Gewichtsgrenze 350 g.

**Einschreibgebühr** 20 Pfg. **Rückscheingebühr** 20 Pfg.

**Postanweisungen** sind zulässig nach den europäischen Ländern (ausgenommen Spanien), den deutschen Schutzgebieten sowie nach den britischen Besitzungen in außereuropäischen Ländern, ferner nach Ägypten, Algerien, Argentinien, Bolivien, Brasilien, Canada, Caplonie, Chile, China a) Amoy, Canton, Futschau, Hankau, Tschang, Nanking, Peking, Shanghai, Swatau, Tientsin, Tschifu, Tschinkiang, Tsinanfu, Weihien (deutsche Postanstalten); b) Changsha, Hangchow, Kiutiang, Newchwang, Schasi, Soochow, Taiya

Tongku, Buchang (japanische Postanstalten); c) nach einigen Postanstalten in der Mandchurei, Costa, Rica (nur nach San José), Cuba, Erythrea (italien. Kolonie am Roten Meer), Hawaii, Honduras, Japan, Kanalzone von Panama, Korea, Kongostaat, Kreta, Liberia, Mexiko, Niederl. Kolonien, Ozeaninselkolonie, Peru, Philippinen, Porto Rico, Portugiesische Kolonien in Afrika und Asien, Salvador (San Salvador), Siam (Bangkok), Transvaal, Tripolis, Tunis, Uruguay, den Vereinigten Staaten von Amerika, Australien (Britische Kolonien), Französische Kolonien in Westafrika. In den meisten außereuropäischen Ländern nehmen nur einige Postanstalten an dem Postanweisungs-Austausch teil.

Die Frankierung gilt im allgemeinen nur bis Vereins-Ausgangsgrenze, ebenso die Einschreibung.

Postanweisungen sind nach allen britischen Besitzungen etc. in außereuropäischen Ländern zulässig.

Postaufträge sind nur zulässig nach Aegypten, Belgien, Chile, Dänemark, dänische Antillen, Frankreich mit Algerien und Monaco, Italien mit San Marino und Erythrea, Kreta, nur nach Candia, Canea, Kethymo, Luxemburg, Niederlande, Niederl. Indien, Norwegen, Oesterreich-Ungarn mit Siebenbürgen, Portugal, Rumänien, Schweden, Schweiz, Tripolis, Tunis und Türkei.

**Nachnahmen:** Zulässig nach den meisten Ländern bei Paketen, Briefen, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapieren. Auf Paketen muß der Nachnahmebetrag in Mark und Pfennigen angegeben sein. Gebühr: 1 Pfg. für je 1 Mk., mindestens 20 Pfg. Auf Briefen etc. muß der Nachnahmebetrag gewöhnlich in der Währung des Bestimmungslandes angegeben werden. Gebühr: wie für eine gleichartig eingeschriebene Sendung ohne Nachnahme.

**Gebühren für Telegramme.**

Als Mindestbetrag für ein Telegramm werden im allgemeinen 50 Pfg. erhoben; für Stadt-Telegramme 30 Pfg.

Unterscheidungszeichen, Bindestriche und Apostrophe werden nicht gezählt; Punkte, Kommas und Bruchstriche, zur Bildung von Zahlen benutzt, gelten als je eine Ziffer.

Die Wortlänge ist auf 15 Buchstaben oder 5 Ziffern festgesetzt. Die Worttara beträgt nach Deutschland, einschließlich Helgoland (innerer Verkehr) (D) (RO) (MP) 5 Pfg. Deutsch-Ostafrika 2.75 Mk.; nach Bismarckburg 3.15 Mk.

Zulässig sind: 1. Dringende Telegramme (Bezeichnung D). Dieselben haben Vorrang in der Beförderung und Bestellung vor anderen Privattelegrammen. Gebühr: das dreifache eines gewöhnlichen Telegramms. 2. Telegramme mit bezahlter Antwort (Bezeichnung RP). Mindestgebühr: 50 Pfg. für die letztere. 3. Telegramme wieder zurückzuziehen. Für zurückgezogene Telegramme wird, sofern die Beförderung noch nicht begonnen hat, die Gebühr unter Abzug von 20 Pfg. zurückerstattet. 4. Telegraphische Postanweisungen bis 800 Mk. Gebühr: Außer der Gebühr für die Postanweisung die entstehenden Telegramm-Gebühren und der Eilbotenlohn.

**C. Dem Weltpostverein gehören noch nicht an:**

- I. in Afrika: Britisch Nyassaland, Nord-Nigeria und Rhodesia; Abessinien, Marokko.
- II. in Australien: Banks-Inseln, Tonga-Inseln, Gilbert-Inseln, Neue Hebriden, Salomon-Inseln, St. Cruz-Inseln.
- III. in Asien: Afghanistan (Kabul), Arabien, China (mit Ausnahme der größeren Orte), Ladakh (Tibet).

**D. Sendungen**

nach dem Vereinsauslande sind zu frankieren, ausgenommen hiervon sind Sendungen nach Abessinien, den britischen Besitzungen in Afrika, China.

**Verzeichnis der Messen und Märkte in Baden.**

**Achern** März 26, April 15B, Okt. 28\*. Obst von der Kirchenernte bis Ende Okt. an allen Werktagen. **Abteischheim** Jan. 7Schw, Febr. 3RSchw, März 3RSchw, April 7RSchw, Mai 5Schw, Juni 2Schw, Juli 7Schw, Aug. 4Schw, Sept. 1RSchw, Okt. 6Schw, Nov. 3RSchw, Dez. 1Schw. **Baden** März 11RSchw, April 3B, Nov. 11RSchw, Febr. 6B, März 6B, April 3B, Mai 8\*, Juni 5B, Juli 24\*, Aug. 14B, Sept. 4B, Okt. 9B, Nov. 6\*, Dez. 4B. Fruchtm. jeden Donnerstag, event. Mittwoch. Wenn Nahrm. abgehalten wird, findet der Fruchtm. mit diesem statt. **Breisach** Jan. 3Schw, Febr. 7Schw, März 4RSchw, 7Schw, April 4Schw, Mai 2Schw, Juni 6Schw, Juli 4Schw, Aug. 1Schw, 22RSchw, Sept. 5Schw, Okt. 3Schw, 28RSchw, Nov. 7Schw, Dez. 5Schw. **Bretten** Jan. 13\*\*, Febr. 10\*\*, 26, März 10\*\*, April 14\*\*, 23, Mai 13\*\*, Juni 9\*\*, Juli 14\*\*, Aug. 11\*\*, 13, Sept. 9\*\*, Okt. 13\*\*, Nov. 5, 16\*\*, Dez. 9\*\* Schw Dienstags und Samstags, ev. tags vorher. **Buchthal** Jan. 22B, Febr. 19B, März 5RSchw, 21B, April 30B, Mai 20HolzgeschirrBretter, 21B, Juni 18B, Juli 23B, Aug. 20B, 26HolzgeschirrBretter, Sept. 17B, Okt. 29B, Nov. 18RSchw, 19B, Dez. 17B, Schw Mittwochs und Samstags, ev. tags vorher. **Bühl** Jan. 13B, Febr. 24, 25\*, März 10B, April 14B, Mai 19, 20\*, Juni 9B, Juli 14B, Aug. 11, 12\*, Sept. 9B, Okt. 13B, Nov. 10, 11\*, Dez. 9B. SchwFruchtJan(Geisp) jeden Montag, ev. tags darauf. Obstm. von Kirchenernte bis Spätjahr jeden Werktag. **Donau-**

**eschingen** Jan. 11Schw, 29B, Schw, Febr. 8Schw, 26B, Schw, März 8Schw, 12B, 26B, Schw, April 5B, 9B, Schw, 30\* Schw, S, Mai 10Schw, 28B, Schw, Juni 14Schw, 24\* Schw, Juli 12Schw, 30B, Schw, Aug. 9Schw, 26B, 27B, Schw, Sept. 13, 29Schw, Okt. 11Schw, 29B, Schw, Nov. 11\* Schw, 26Schw, Dez. 10, 31B, Schw. **Gesfkaninchenm** Montags vom ersten Montag im Januar bis letzten Montag im April und vom 20. Okt. bis letzten Montag im Dezember, ev. tags darauf. **Durlach** Jan. 29B, Febr. 26\*\*, März 4, 26\*\*F, April 21B, Mai 28B, Juni 25B, Juli 30B, Aug. 27B, Sept. 23, 24\*\*, Okt. 20\*\*, Nov. 4, 26B, Dez. 10, 24B. Schw jeden Samstag, ev. tags vorher. S während des Frühjahrs jeden Samstag, ev. tags vorher. **Emmendingen** Jan. 2B, Schw, 17Schw, Febr. 6B, Schw, 18\* Schw, März 6B, Schw, April 3B, Schw, 18Schw, Mai 6\* Schw, 16 Schw, Juni 5B, Schw, 20 Schw, Juli 3B, Schw, 18 Schw, Aug. 7B, Schw, 15Schw, Sept. 4B, Schw, 19Schw, Okt. 1B, Schw, 17 Schw, Nov. 4\*, Schw, 21 Schw, Dez. 9\* Schw, 19 Schw. **Engen** Jan. 13, 30B, Febr. 6, 13B, 20\*, März 17B, April 24\*, 28B, 29 ai 19B, Juni 10B, Juli 7\*, Aug. 4B, Sept. 1\*, 18Fohler, Okt. 13\*, 30B, Nov. 17\*, Dez. 27B. SchwFruchtm. Montags (wenn B in der Woche, fällt Schw. Montags aus), event. Samstags vorher. **Obstm.** Montags von September bis November. **Sitzingen** Jan. 20\*\*, Febr. 17\*\*, 25, März 18, 31\*\*, April 21\*\*, Mai 19\*\*, Juni 16, 30\*\*, Juli 21\*\*, Aug. 18\*\*, 21, Sept. 15, 29\*\*, Okt. 20\*\*, Nov. 11RSchw, 17\*\*, Dez. 15\*\*, 16RSchw, 29\*\*. Schw jeden Mittwoch.

ev. tags vorher. **Freiburg** Jan. 9\*\*, Febr. 13\*\*, März 13\*\*, April 10\*\*, 12Messe, Mai 15\*\*, Juni 19\*\*, Juli 10\*\*, Aug. 14\*\*, Sept. 11\*\*, Okt. 9\*\*, 18Messe, Nov. 13\*\*, Dez. 11\*\*. Schw jeden Samstag, event. tags vorher. Obstn Mittwochs von Aug. bis Ende Nov. **Heidelberg** Mai 18Messe, Okt. 19Messe. Schwfert jeden Samstag. Obstn täglich während der Obstreise. **Hüfingen** Febr. 20B, März 13\*, Mai 8\*, Juli 24\*, Okt. 16\*, Dez. 2\*Gesp. **Karlsruhe** Juni 1Messe, Nov. 2Messe. B. Montags, Mittwochs, Freitags. **Kehl** Jan. 2Schw, 16B Schw, Febr. 6Schw, 20B Schw, März 6Schw, 19B Schw, 24, 25Schw, April 3Schw, 17B Schw, 30Schw, Mai 12, 13Schw, 15B Schw, Juni 5Schw, 19B Schw, Juli 3Schw, 17B Schw, Aug. 7Schw, 21B Schw, Sept. 4Schw, 18B Schw, 30K Schw, Okt. 2Schw, 15B, 16Schw, Nov. 6Schw, 20B Schw, 25K Schw, Dez. 4Schw, 18B Schw. **Konstanz** April 6MesseSchwB Schw, Sept. 22MesseHolzgeschirrFaschwSchwB Schw, Nov. 30MesseSchwB Schw, Dez. 22B Schw. Obstn im Herbst Dienstags und Freitags. **Lahr** März 11K SchwFrucht, Aug. 19K SchwFrucht, Sept. 30B, Nov. 4K SchwFrucht, Dez. 16K SchwFrucht. FruchtSchw Samstags, ev. Ausfall des Marktes. Obstn vom Spätjahr bis Frühjahr und zur Kirchenreise Samstags. Krautn in der Herbsternste Samstags. **Vörrach** Jan. 2Schw, 16B, Febr. 6Schw, 19, 20\*, März 6Schw, 27B, April 3Schw, 17B, Mai 15B, Juni 5Schw, 19B, Juli 3Schw, 17B, Aug. 7Schw, 21B, Sept. 4Schw, 17, 18\*, Okt. 2Schw, 9B, Nov. 6Schw, 20B, Dez. 4Schw, 18B. Mit B wird auch Geflügel abgehalten. **Mannheim** Jan. 6B, 9B, 20B, 23B, Febr. 3B, 13B, 17B, 27B, März 3B, 13B, 17B, 27 B, April 7B, 10B, 21B, 24B, Mai 4Messe, 5\*\*Messe, 8B Messe, 19B, 23B, Juni 2B, 13B, 16B, 26B, Juli 7B, 10B, 21B, 24B, Aug. 4B, 14B, 18B, 28B, Sept. 1B, 11B, 15B, 25B, Okt. 5Messe, 6B Messe, 9B Messe, 20B, Nov. 3B, 13B, 17B, 27B, Dez. 1B, 11Christmessen, 15Christmessen, 24Christmessen B. Schlacht Montags, wenn Bedürfnis, auch Freitags. Kälberschafziegen Montags und Donnerstags. Schw Montags, Mittwochs und Donnerstags. Federv. Hundemontags. Ferkn Donnerstags. Bei Feiertagen Verlegung auf den nächsten Tag, bei Ferkn auf Mittwoch vorher. Obst vom 1. Juni bis Ende Oktober Dienstags, Mittwochs und Freitags. **Meersburg** Nov. 11, Dez. 5 Obstn vom 20. Juni bis Ende Oktober täglich. **Meskirch** Jan. 4 20B, Febr. 3 17B, 27\*, März 3 17B, April 7 21B, Mai 5 7B, 8\*, 19B, Juni 2 16B, Juli 7 21B, 24\*, Aug. 4 18B, Sept. 1 15 17B, Okt. 6 20B, 23\*, Nov. 3 17B, Dez. 1B, 11\* Gesp, 15B Frucht Montags, eventl. Samstags vorher. **Mosbach** Jan. 9B, 14 28Schw, Febr. 4B, 11 25Schw, März 11B Schw, 26, April 8 22Schw, Mai 13 27Schw, Juni 10 24Schw, Juli 8 22Schw, Aug. 12 26Schw, Sept. 2B, 9 23Schw, Okt. 14 28Schw, Nov. 4B, 10, 11K Schw, 25Schw, 26Gesp, Dez. 9 23Schw. Obstn im Oktober mit den Wochenm. **Müllheim** Jan. 20B, Febr. 17B, 28Wein, März 17B, April 21B, Mai 19B, Juni 16B, Juli 21B, Aug. 18B, Sept. 15B, Okt. 20B, Nov. 6 K SchwHolzgeschirrBift, 17B, Dez. 15B. SchwFrucht Freitags, event. tags vorher oder am darauffolgendenden Samstag **Nectargemünd** Febr. 3, Juni 24, Nov. 24K Hanf. Obstn Dienstags im September und Oktober. **Neustadt** Jan. 20\*, März 3\*, April 8B, Mai 5\*, Juli 28\*, Sept. 9B, Okt. 28\*. **Offenburg** Jan. 7B, Febr. 4B, März 4B, 11B Wein, April 1\*\*, Mai 5K GespHolzgeschirrSchwFrucht, 6\* GespHolzgeschirrFrucht, 13B SchwFerkFohlenziegen, Juni 3\*\*, Juli 1B, Aug. 5B, Sept. 2B, 15K GespHolzgeschirrSchwFrucht, Okt. 7B, Nov. 4B, Dez. 2B, SchwGeflügelHolzgeschirrFrucht jeden Samstag, event. tags vorher. Krautn Dienstags und Samstags im Oktober und November. **Pforzheim** Jan. 7\*\*, Febr. 3\*\*, März 3\*\*, 11K-TöpferGlasHolzwSchw, April 7\*\*, Mai 5\*\*, Juni 2\*\*, Juli 7\*\*, Aug. 4\*\*, Sept. 1\*\*, Okt. 6\*\*, Nov. 3\*\*, 25K TöpferGlasHolzwSchw, Dez. 1\*\*. Geflügel in der ersten Hälfte im März.

Kartirichen im Juni. Kanarienziervögel in der zweiten Hälfte des Januar. Schw Mittwochs und Samstags, event. tags vorher. In den Wochen, in welchen mit den Krämermärkten Schweinemarkt stattfindet, fällt der wöchentliche Schweinemarkt aus. **Pfullendorf** Jan. 21B Schw, Febr. 11B Schw, 17\*\* Schw, April 15Schw, Mai 5\*\* Schw, Juni 10B Schw, Juli 15B Schw, Aug. 25\*\* Schw, Sept. 28B Schw, Okt. 20\*\* Schw, Nov. 18B Schw, Dez. 15\*\* Schw. Frucht (von Mitte September bis Mitte November auch ObstGemüse) Dienstags, event. tags darauf. **Radolfzell** Jan. 15B Schw, Febr. 5B Schw, 19B SchwKleefamen, 26\* SchwKleefamen, März 5B SchwKleefamen, 18B Schw, April 2 16B Schw, 30B, Mai 7\* Schw, 21B Schw, Juni 4 18B Schw, Juli 2 16B Schw, Aug. 6B Schw, 20\* SchwZiegen, Sept. 3B SchwHolzgeschirr, 15B, 17Holzgeschirr, 24B Schw, Okt. 1B Schw, 15B SchwRabisRüben, 22RabisRüben, Nov. 5\* Schw, 19B Schw, Dez. 3 17B Schw. Frucht Mittwochs, event. tags vorher. Obstn von Anfang September bis Mitte November Mittwochs. **Rastatt** Jan. 9B, Febr. 13B, März 13B, April 28K BretterSchwFrucht, 30B, Mai 8B, Juni 19B, Juli 10B, Aug. 14B, Sept. 15K BretterSchwFrucht, 16K BretterSchwFruchtB-Fohlen, Okt. 9B, Nov. 25B, Dez. 11B. SchwFrucht Donnerstags event. tags vorher. **Säckingen** Jan. 7Schw, Febr. 4Schw, März 4Schw, 6, April 1Schw, Mai 6Schw, Juni 3Schw, Juli 1Schw, Aug. 5Schw, Sept. 2Schw, Okt. 7Schw, 20, Nov. 4Schw, Dez. 2Schw. **Schwenningen** März 19, Mai 20Ziegen, Juni 25, Sept. 24, Nov. 10K Gesp. Schw Mittwochs, event. tags vorher. Spargel vom April bis Juni täglich. Obst im Juni und Juli täglich, im September und Oktober Dienstags, Donnerstags und Samstags. **Stoßach** Jan. 7 21B Schw, Febr. 4 18B Schw, März 4 18B Schw, April 1 15B Schw, 17\* Schw, Mai 6\*\* Schw, 20B Schw, Juni 3 17 B Schw, Juli 1B Schw, 3\* Schw, 15B Schw, Aug. 5 19B Schw, Sept. 2 16B Schw, Okt. 7 B Schw, 9\* Schw, 21B Schw, Nov. 4 18B Schw, 20\* Schw, Dez. 2 16B Schw. Frucht Dienstags, event. tags vorher. Im September, Oktober und November 10 Obstmärkte und von Mitte Oktober bis Mitte November vier KartoffelkrautRübenn. **Stühlingen** Jan. 13\* Schw, Febr. 10B Schw, 24\* Schw, April 28\* Schw, Mai 19B Schw, 26\* Schw, Juli 14B Schw, Aug. 18\* Schw, Sept. 15B Schw, Okt. 6\* Schw, Nov. 10\* Schw, Dez. 15B Schw. **Tauberbischofsheim** Jan. 20Schw, Febr. 3K Schw, 17Schw, März 17Schw, 18Farren, April 21Schw, 28K Schw, Mai 13K Schw, 19Schw, 23Wein, Juni 16Schw, Juli 8K Schw, 21Schw, Aug. 18Schw, 25K Schw, Sept. 15Schw, 30Farren, Okt. 20Schw, Nov. 17K Schw, Dez. 15Schw, 22K Schw. **Ueberlingen** Jan. 29B, Febr. 26B, März 5\*, 26B, April 30B, Mai 7\*, 28B, Juni 25B, Juli 30B, Aug. 27\*, Sept. 24B, Okt. 22\*, 29B, Nov. 26B, Dez. 10\* Hanf, 31B. ProdFrucht Mittwochs, event. tags vorher. Obstn vom September bis Dezember. **Villingen** März 18\*\* SchwFrucht, April 1\*\* SchwFrucht, Mai 13\*\* SchwFrucht, Juli 25\*\* SchwFrucht, Sept. 23\*\* SchwFrucht, Okt. 28\*\* SchwFrucht, Dez. 23\*\* SchwFrucht. SchwFrucht Dienstags, event. tags vorher. **Waldshut** Jan. 30\*, März 12\*, Mai 7\*, Juni 5\* Juli 25\*, Aug. 18B Schw, Sept. 2Farren, 24\*, Okt. 13\*, Nov. 10B Schw, Dez. 10 23\* Hanf. **Walldürn** Jan. 2Schw, Febr. 6Schw, März 6Schw, April 3 30Schw, Mai 20Ballfahrtsmesse, Juni 5BallfahrtsmesseSchw, Juli 3Schw, Aug. 7Schw, Sept. 4Schw, Okt. 2Schw, Nov. 6Schw, Dez. 4Schw. **Weinheim** März 11, April 26Ziegen, 29, Mai 31Ziegen, Aug. 11, Sept. 27Ziegen, Nov. 4, Dez. 9K Hanf. Schw Samstags, wenn Feiertag, kein Markt. **Wertheim** Jan. 8 22\*\* Schw, Febr. 5 19\*\* Schw, März 5 19\*\* Schw, 25, April 2 16 30\*\* Schw, Mai 14 28\*\* Schw, Juni 10 25\*\* Schw, Juli 9 23\*\* Schw, Aug. 6 20\*\* Schw, Sept. 3 17\*\* Schw, Okt. 1\*\* Schw, 7, 15 29\*\* Schw, Nov. 12\*\* Schw, 25, 26\*\* Schw, Dez. 10 24\*\* Schw. **Wolfsach** Febr. 26, Mai 7, Aug. 6, Okt. 15, Dez. 18. SchwFrucht Mittwochs, event. tags darauf.

# Trächtigkeits- und Brüte-Kalender.

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei Pferdestuten 48 1/2 Wochen oder 330 Tage (äußerste Grenze: 330 und 419 Tage); Eselstuten gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdestuten; Kühen 40 1/2 Wochen oder 285 Tage (äußerste Grenze: 240 und 321 Tage); Schafen und Ziegen fast 22 Wochen oder 154 Tage (äußerste Grenze: 146 und 158 Tage); Säuen über 17 Wochen oder 120 Tage (äußerste Grenze: 109 und 133 Tage); Hündinnen 9 Wochen oder 63—65 Tage; Katzen 8 Wochen oder 56—60 Tage; Hühner brüten 19—24, in der Regel 21 Tage; Truthühner (Puten) 26—29 Tage; Gänse 28—33 Tage; Enten 28—32 Tage; Tauben 18—19 Tage.

Anfang		Ende der Tragzeit bei				Anfang		Ende der Tragzeit bei			
Datum	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage	Datum	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage		
1. Jan.	6. Dez.	12. Okt.	4. Juni	30. April	5. Juli	9. Juni	15. April	5. Dez.	1. Nov.		
6. "	11. "	17. "	8. "	5. Mai	10. "	14. "	20. "	10. "	6. "		
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "	15. "	19. "	25. "	15. "	11. "		
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "	20. "	24. "	30. "	20. "	16. "		
21. "	26. "	1. Nov.	23. "	20. "	25. "	29. "	5. Mai	25. "	21. "		
26. "	31. "	6. "	28. "	25. "	30. "	4. Juli	10. "	30. "	26. "		
31. "	5. Jan.	11. "	3. Juli	30. "	4. Aug.	9. "	15. "	4. Jan.	1. Dez.		
5. Febr.	10. "	16. "	8. "	4. Juni	9. "	14. "	20. "	9. "	6. "		
10. "	15. "	21. "	13. "	9. "	14. "	19. "	25. "	14. "	11. "		
15. "	20. "	26. "	18. "	14. "	19. "	24. "	30. "	19. "	16. "		
20. "	25. "	1. Dez.	23. "	19. "	24. "	29. "	4. Juni	24. "	21. "		
25. "	30. "	6. "	28. "	24. "	29. "	3. Aug.	9. "	29. "	26. "		
2. März	4. Febr.	11. "	2. Aug.	29. "	3. Sept.	8. "	14. "	3. Febr.	31. "		
7. "	9. "	16. "	7. "	4. Juli	8. "	13. "	19. "	8. "	5. Jan.		
12. "	14. "	21. "	12. "	9. "	13. "	18. "	24. "	13. "	10. "		
17. "	19. "	26. "	17. "	14. "	18. "	23. "	29. "	18. "	15. "		
22. "	24. "	31. "	22. "	19. "	23. "	28. "	4. Juli	23. "	20. "		
28. "	1. März	5. Jan.	27. "	24. "	28. "	2. Sept.	9. "	28. "	25. "		
1. April	6. "	10. "	1. Sept.	29. "	3. Okt.	7. "	14. "	5. März	30. "		
6. "	11. "	15. "	6. "	3. Aug.	8. "	12. "	19. "	10. "	4. Febr.		
11. "	16. "	20. "	11. "	8. "	13. "	17. "	24. "	15. "	9. "		
16. "	21. "	25. "	16. "	13. "	18. "	22. "	29. "	20. "	14. "		
21. "	26. "	30. "	21. "	18. "	23. "	27. "	3. Aug.	25. "	19. "		
26. "	31. "	4. Febr.	26. "	23. "	28. "	2. Okt.	8. "	30. "	24. "		
1. Mai	5. April	9. "	1. Okt.	28. "	2. Nov.	7. "	13. "	4. April	1. März		
6. "	10. "	14. "	6. "	2. Sept.	7. "	12. "	18. "	9. "	6. "		
11. "	15. "	19. "	11. "	7. "	12. "	17. "	23. "	14. "	11. "		
16. "	20. "	24. "	16. "	12. "	17. "	22. "	28. "	19. "	16. "		
21. "	25. "	1. März	21. "	17. "	22. "	27. "	2. Sept.	24. "	21. "		
26. "	30. "	6. "	26. "	22. "	27. "	1. Nov.	7. "	29. "	26. "		
31. "	5. Mai	11. "	31. "	27. "	2. Dez.	6. "	12. "	4. Mai	31. "		
5. Juni	10. "	16. "	5. Nov.	2. Okt.	7. "	11. "	17. "	9. "	5. April		
10. "	15. "	21. "	10. "	7. "	12. "	16. "	22. "	14. "	10. "		
15. "	20. "	26. "	15. "	12. "	17. "	21. "	27. "	19. "	15. "		
20. "	25. "	31. "	20. "	17. "	22. "	26. "	2. Okt.	24. "	20. "		
25. "	30. "	5. April	25. "	22. "	27. "	1. Dez.	7. "	29. "	25. "		
30. "	4. Juni	10. "	30. "	27. "	31. "	5. "	12. "	2. Juni	29. "		

## Brüchtigkeit.

Tiergattung	Dauer der Brüchtigkeit	Wiederkehr der Brüchtigkeit	
		bei Nichtbefruchtung	nach dem Berfen
Pferde . . . . .	24—36 Stunden	nach 8—10 Tagen	nach 2 Wochen
Kühe . . . . .	24—36 "	" 21—28 "	" 4 "
Schafe . . . . .	24—36 "	" 14—21 "	" 26 "
Schweine . . . . .	24—36 "	" 21—28 "	" 5—6 "

Angemessene Saugzeit bei Aufzucht. Für Ferkel 7—8 Wochen, Ziegen 8 Wochen, Kälber 10—12 Wochen, Pferde-Fohlen 15—18 Wochen, Esel 16 Wochen, Lämmer 16—18 Wochen.

## Volkstimme \* Mannheim

Erscheint wöchentlich 7mal. Samstags zwei Ausgaben.

**Bezugspreis:** In der Expedition und bei den Filialen abgeholt pro Monat 65 Pfg.; ins Haus gebracht pro Monat 80 Pfg. Bei allen Postanstalten im deutschen Reichspostgebiet vierteljährlich 2.10 Mk. Einzelnummer 5 Pfg.

**Inserate:** Die einspaltige Kolonelleise oder deren Raum 25 Pfg., für auswärts 30 Pfg., für Wohnungsanzeigen, Stellenangebote und Gesuche pro Zeile 15 Pfg. Geheimmittel-Annoncen finden keine Aufnahme. Schluß der Inseraten-Aufnahme morgens 8 Uhr.

**Adresse:** Redaktion: R 3, 14. Telephon 854. Sprechstunde nur von 12 bis 1 Uhr. — Expedition und Inseraten-Aufnahme R 3, 14. Telephon 2343.

**Verbreitungsbezirk:** 11., 12., 14. und teilweise 13. Reichstagswahlkreis.

**Auswärtige Geschäfts- und Mitarbeiterstellen:** Heidelberg: Neugasse 5. Telephon 1334. Weinheim: Burgweg 13. Telephon 132. Schwesingen: Wilhelmstraße 4.

## Volkfreund \* Karlsruhe

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

**Bezugspreis:** Ins Haus, durch Träger zugestellt, monatlich 75 Pfg., vierteljährlich 2.25 Mk. In der Expedition und bei den Ablagen abgeholt monatlich 65 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10 Mk.; durch den Briefträger ins Haus gebracht 2.52 Mk. vierteljährlich.

**Inserate:** Die einspaltige kleine Zeile oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Schluß der Aufnahme von Inseraten vormittags 1/2 9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor spätestens 3 Uhr nachmittags aufgegeben sein. Geschäftsstunden der Expedition von vormittags 7 bis abends 1/2 7 Uhr.

**Adresse:** Redaktion: Luisenstraße 24. Telephon Nr. 418. Sprechstunde von 1/2 12 bis 1/2 1 Uhr mittags. Redaktionschluß 1/2 10 Uhr vormittags. — Expedition: Luisenstraße 24. Telephon Nr. 128. Postzeitungsliste Nr. 8144. Postfach-Konto Nr. 2650.

**Verbreitungsbezirk:** 7. bis 10. und teilweise 13. Reichstagswahlkreis.

## Volkswacht \* Freiburg

Erscheint täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage.

**Bezugspreis:** Ins Haus, durch Träger zugestellt, monatlich 75 Pfg.; vierteljährlich 2.25 Mk. In der Expedition und in den Ablagen abgeholt monatlich 65 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10 Mk.; durch den Briefträger ins Haus gebracht 2.52 Mk. vierteljährlich.

**Inserate:** Die einspaltige Zeile oder deren Raum für Lokalinserate 10 Pfg., für auswärtige Inserate 20 Pfg. Bei größeren Aufträgen Rabatt. Schluß der Inseraten-Aufnahme für die nächste Nummer vormittags halb 9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens um 3 Uhr nachmittags, zur Aufnahme in die nächste Nummer der „Volkswacht“ aufgegeben sein.

**Adresse:** Redaktion und Expedition Ecke Prediger- und Lindenstraße. Telephon Nr. 361. Sprechstunden der Redaktion nur von 12—1 Uhr.

**Verbreitungsbezirk:** 1. bis 6. Reichstagswahlkreis.

## Freie Presse \* Pforzheim

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und gesetzlichen Feiertage.

**Bezugspreis:** Frei ins Haus geliefert monatlich 70 Pfg., in der Expedition abgeholt 60 Pfg.; bei Bezug durch die Post erhöht sich der Preis um die Zustellgebühr.

**Inserate:** Die sechsgepaletene Reizeile oder deren Raum 12 Pfg., für auswärts 20 Pfg., Reklamzeile 40 Pfg., bei Wiederholungen Rabatt. — Inserate müssen spätestens am Abend vor dem jeweiligen Erscheinen aufgegeben werden.

**Adresse:** Expedition und Redaktion Döflische Karl-Friedrichstraße 37, 1. Stod. Telephon 178.

**Verbreitungsbezirk:** 9. Reichstagswahlkreis.

In jeder Wohnung des arbeitenden Volkes sollte eines von diesen Blättern gelesen werden.



Buchbinder  
W. KLEIN  
Karlsruhe

7,95

28 02527 6 031

